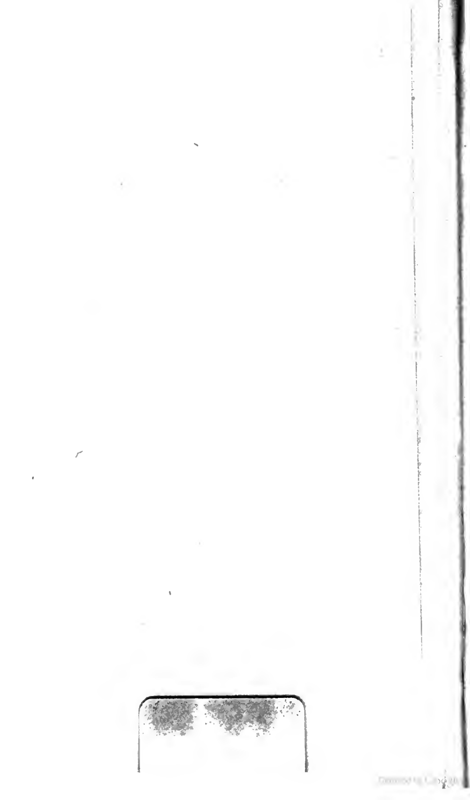
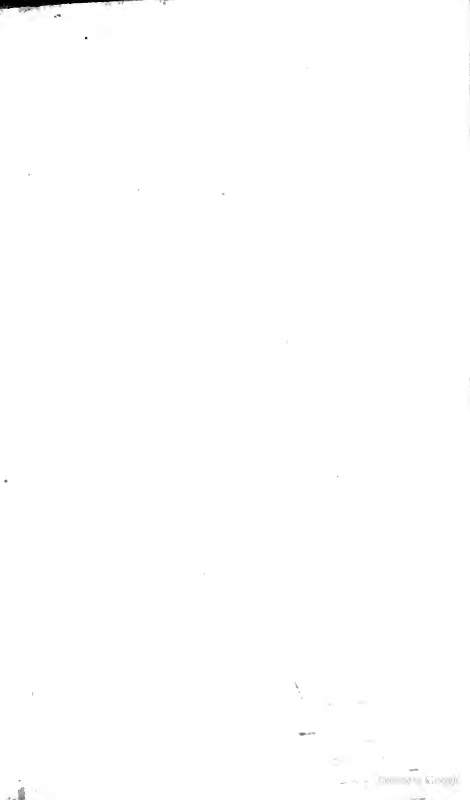

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06665262 3

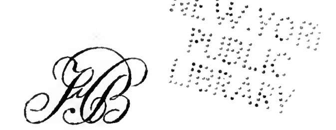




Rheinische Geschichten und Sagen

von

Niklas Vogt.



Erster Band.

Frankfurt am Main
Verlag der Hermannschen Buchhandlung
1817.

Sunt lacrymae rerum et mentem mortalia tangunt.
Solve metus: feret haec aliquam tibi fama salutem.
Sic ait, atque animum pictura pascit inani,
Multa gemens, largoque humectat flumine vultum.
Fuimus Troes et ingens gloria Teucrum.

Virgilius.

Vorrede.

Ich habe bisher die Geschichte und Verhältnisse des großen germanisch-christlichen Völkerbundes dargestellt; nun will ich in meine Heimath und zur Geschichte meines lieben Rheinlandes zurückkehren, und bis in Haus und Hof eindringen, um darin die Grundsteine nachzusuchen, worauf jenes große herrliche Gebäude beruhete. So klein, und oft zerstückelt die rheinische Geschichte in dem Meere der Weltbegebenheiten erscheinen mag, so groß und merkwürdig wird sie, wenn man ihren Einfluß auf die Bildung der christlich-germanischen Republik betrachtet. Seit dem Uebergange des Julius Cäsar über den

Rhein, bis zum Rückzuge Napoleons über eben diesen Fluß, sind die großen Revolutionen Teutschlands und Europens an seinen Ufern, wo nicht bewirkt, doch veranlaßt worden. Mit stolzem, aber zugleich beklemmten Herzen unternahm ich daher die Bearbeitung der rheinischen Geschichte; denn hier fand ich meine Wiege, die Spielplätze meiner Knabenfreude, die ersten Uebungsschulen meiner jugendlichen Bestrebungen und meiner männlichen Versuche und Hoffnungen wieder. Berge und Thäler, Felder und Gärten, bemooste Ruinen und neue Gebäude erinnerten mich an die schönste Zeit meines Lebens. Man wird es daher meiner Vaterlandsliebe zu gute halten, wenn ich manche Theile dieser Geschichte sehr lebhaft und umständlich vortrage.

Der Hauptzweck dieses Werkes aber ist, meinen Landsleuten die Thaten ihrer Väter, das Andenken an ihre Größe, und den Verlust ihres Wohlstandes in das Gedächtniß zurückzuführen; auf daß sie künftig diese Gaben Gottes

weder für gleisende Worte, noch für sträfliche Bündnisse hingeben mögen. Darum habe ich einer jeden Gemeinde und einem jeden rheinischen Lande seine eigene Geschichte zusammengestellt. Dabei ließ ich die alten Volkslieder und Volkssagen nicht unbenuzt; sie klären öfters die Urkunden auf, und geben uns ein treues Bild von dem Geiste unserer Väter. Denn der Geschichtschreiber verfehlt seinen Zweck sehr, welcher den Geist verflossener Jahrhunderte, wo alles auf Grundeigenthum und Gefühl angelegt war, mit den Farben unseres Zeitalters schildern wollte, wo die Staaten und Völker nach Geldeswerth und statistischen Berechnungen geschätzt und regiert werden. Wer also in dieser rheinischen Geschichte vor dem westphälischen Frieden Spott über heilige Sagen, oder Bemessung der Staatskräfte nach Geld und Menschenzahl, oder ephemere Verfassungen nach einerlei Schrot und Korn sucht, der lese davon die drei ersten Theile nicht; denn erst in dem letzten, welcher

die neue Geschichte darstellt, soll davon die Rede seyn. Wer aber jener großen, festen Anlage nachspüren will, wodurch das freie Einzelne zu einem großen, lebendigen Ganzen zusammengefügt, und die große Mannigfaltigkeit mit der heiligen Einheit gepaart werden sollte, der findet hier Stoff und Thatsachen.

Da diese Geschichte nicht sowohl für gelehrte Alterthumsforscher, als das Volk geschrieben ist, so habe ich die kritischen Untersuchungen über unbedeutende Nahmen, und die Beweisstellen unter dem Texte weggelassen. Denn ich weis es aus eigener Erfahrung, daß Geschichtsbücher, worin der Text beständig mit Noten und Citaten unterbrochen ist, das Bild des Ganzen in dem Gedächtnisse des Lesers zerstückeln. Die Werke des Herodotus, Thucydides, Livius und Tacitus sind jederzeit als klassisch und geschichtmäßig anerkannt worden, obwohl sie die angegebenen Thatsachen nicht mit Urkunden belegt haben. Nur Spöt-

ter, wie Lucian und Voltäre, oder Skeptiker, wie Harduin und Hume wollten ihre Wahrhaftigkeit verdächtig machen. Allein die Geschichte des Herodotus hat Griechenland in Bewegung gesetzt, dagegen haben jener Zweifel- und Spottschriften alle Vaterlandsliebe erkaltet. Solche Werke können zwar das Zwergfell müßiger Leser, aber nicht das Trommelfell thätiger Wehrmänner erschüttern.

Indeß bleibt eine aus Urkunden und ächten Quellen hervorgehende Geschichtsbearbeitung immer sehr lobenswerth, und wir sind jenen Männern großen Dank schuldig, welche uns dadurch das Studium der Geschichte erleichtert, und die Materialien dazu zusammengetragen haben. Wo ich also in den mir ehemals anvertraueten Archiven nicht besondere Quellen gefunden habe, nenne ich mit Dank die Sammlungen von Schard, Pithou, Pistor, Reuber, Urstisius, Gudenus, Freher, Goldast, Lindenbrog, Ekkard und Leib-

niz für die allgemeine teutsche Geschichte; für die besondere der rheinischen Länder, die Werke Müllers, Schöpflins, Sattlers, Pfisters, Spittlers, Lehmanns, Schannats, Frehers, Tollners, Kremers, Wenks, Widders, Crollius, Dahls, Johannis, Würdweins, Fuchs, Battons, Fichards, Kirchners, Hontheims, Brouwers, Teschenmachers, Gelens, Günthers und Wyttenbachs etc. Ich habe sogar öfters in dem Texte deren Erzählungen und Meinungen angeführt, und jeder gelehrte Geschichtskenner wird wohl in dieser Geschichte die Quellen entdecken, woraus ich schöpfte. Um aber doch dem gelehrten Publikum Genüge zu leisten, werde ich, wenn der letzte Theil, welcher die Geschichte unserer Zeiten umfassen soll, vollendet ist, hinten an, wie Robertson in seiner Geschichte Karls V., einen Codex der Beweisstellen folgen lassen. Die fabelhaften und romantischen Sagen, welche ich theils in Chro-

niken, theils in Volksliedern fand, habe ich mit vier und zwanzig Steinzeichnungen den drei ersten Theilen beigefügt.

Da ich gerade zu der Zeit, wo dieses Werk zum Drucke kam, auf ein Amt gezogen wurde, welches mich an der letzten Ausfeilung oder genauen Korrektur verhinderte; so werden meine gütigen Leser einige Wort-, Nahmens- und Zahlenfehler, welche sich ohngeachtet der Sorgfalt des Herrn Korrektors allenfalls eingeschlichen haben, entschuldigen. Die auffallendsten davon, welche ich bereits schon in diesem Theile entdeckt habe, werde ich am Schlusse dieses, die übrigen am Ende eines jeden der folgenden Theile bemerken.

Schließlich muß ich noch etwas über die Behandlung und Darstellung der rheinischen Geschichte sagen. Anfänglich hatte ich sie, wie Johann von Tritheim, oder Johann von Müller synchronistisch behandelt, und die Begebenheiten jedes rheinischen Landes oder Staates in dem Zeitalter, wo sie vorgefallen,

neben einander gestellt. Diese Art behielt ich auch jetzt noch in den Perioden der Geschichte unter den Römern, den Franken und den ersten Kaiser-Dynastien, bis auf das sogenannte große Interregnum bei. Denn obwohl man auch schon zu jenen Zeiten den Uebergang zu einzelnen Staaten und Ländern findet, so machen die Begebenheiten doch immer noch zusammen ein Ganzes aus, unter welches sie füglich gestellt werden können. Von dieser Art, die rheinische Geschichte zu ordnen, gehe ich aber nach dem Interregnum ab. Nachdem ich das Ganze zuvor in einem allgemeinen Bilde geschildert habe, schiebe ich die Geschichte eines jeden Landes und Staates ein, wie sie längs dem Rheine hinab auf einander folgten. Dadurch wurde ich zwar zu öftern Wiederholungen und Rückweisungen gezwungen; allein ich zog diese Art der Darstellung der synchronistischen aus folgenden Gründen vor. Erstens ist diese Geschichte, wie ich schon bemerkt habe,

hauptsächlich für die Bewohner des Rheins geschrieben. Jede Stadt, jedes Land, jedes Fürstenhaus soll darin, nebst der allgemeinen teutschen Geschichte, auch seine eigene in einem besonderen Zusammenhange finden. Zweitens würden die Begebenheiten einzelner Länder an ihrer Wichtigkeit und Darstellung verloren haben, wenn ich sie in dem synchronistischen Strome der allgemeinen Geschichte nur flüchtig hätte vorbeifließen lassen. Drittens erscheint dadurch der Geist der teutschen Völkerstämme und das Eigene ihrer Geschichte um so lebhafter, jemehr das Einzelne mit dem Ganzen, das Ganze mit dem Einzelnen verbunden in gehöriger Würde dargestellt wird. Die Geschichte der Teutschen hat das vor jener der andern Völker vorzüglich eigen, daß man sie ohne die besonderen Geschichten seiner Stämme und Länder gar nicht versteht. Der Geschichtschreiber der Teutschen muß also wie der Baumeister eines gothischen Münsters das Einzelne

auf das Ganze, und das Ganze auf das Einzelne berechnen. Wie also zum Beispiel der Dom von Cölln eine plumpe, drückende Steinmasse wäre, ohne seine Kapellen, seine Heiligenhäuschen, und seine durchbrochenen Säulen und Verzierungen; so würde die große germanisch-christliche Verfassung und ihre Geschichte, ohne die vielen in ihr enthaltenen besonderen Verfassungen und Geschichten, eine kalte, steife, drückende Despotie oder asiatische Geschichte geworden seyn. Nach dem ursprünglichen Geiste der Teutschen, wollte jeder freie Mann, jeder Gau und jeder Stamm auch seinen eigenen Stand, und folglich seine eigene Geschichte haben. Darum finden wir das christlich-germanische Europa gleich nach der Völkerwanderung in so viel Reiche, und diese wieder in so viele Staaten und Länder eingetheilt, mit sonderbarer Form und Sitte; aber zusammengehalten durch die christliche Religion und das Kaiserthum. Diese Eintheilung erhielt sich auch

über tausend Jahr unter den germanischen Völkern, so lange nämlich der christlich-germanische Geist ihnen beiwohnte. Nachdem aber dieser entweder durch oberflächliche Raisonnements, oder gar durch Spott lächerlich gemacht, und die Völker nicht mehr nach Sitte und Gewohnheit, sondern nach statistischen Tabellen vertheilt und zerrissen wurden; verfiel auch die einzelne Selbstständigkeit oder Freiheit, und ein schändlicher einförmiger Despotismus setzte sich auf den Thron der Kirche und des heiligen römischen Reichs. Obwohl ich aber das alte christlich-germanische Gebäude und seinen Geist in aller der Würde, wie er es verdient, darstellen, und die Ursachen seines Verfalles aufzeichnen werde; so kann ich mich doch nicht überzeugen, daß er durch unsere neuen Kirchen- und Staatsanstalten wieder zum Leben auferweckt werden könne. Was einmal vorüber ist, kömmt wenigstens in seiner alten Form und Gestaltung nicht wieder. Die Vorsehung,

welche im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt die alten Germanier herbeigeführt hat, um auf den Trümmern des alten heidnisch-römischen Reiches ein neues, christlich-teutsches zu stiften, wird, wenn es Noth hat, auch in künftigen Jahrhunderten neue Germanier herbeirufen, um der Welt und ihrer Geschichte neues Leben zu geben. Den Geschichtschreibern kommt es zu, das Große und Gute verflossener Zeiten darzustellen, damit die künftigen Geschlechter Beispiele finden, welche ihnen zur Nachfolge oder Warnung dienen können. In diesem Sinne habe ich denn auch diese rheinische Geschichte geschrieben.

Und nun, meine lieben Landsleute vom rechten und linken Rheinufer! nehmt dieses Werk, welches mich so viele Mühe und Zeit gekostet hat, als den aufrichtigsten Beweis meiner Liebe und Hochachtung an. Bewahret es als euern Hausschatz, euern Bildersaal, euern Stolz. Laßt es nicht durch fremden oder einseitigen Spott aus euerm Andenken ver-

schwinden; denn es enthält, seiner Fehler ohngeachtet, die Bilder unserer ehrwürdigen Väter, die Reliquien unserer heiligen Lehrer, die Quellen eures Wohlstandes, und, wenn ihr wollt, auch die eurer Macht. Nach der großen Völkerwanderung, wodurch alles in Wildheit und Barbarei zurückgeworfen ward, ist vom Rheine her wieder das erste Licht und die Gesetzlichkeit über Europa und die Christenwelt ausgegangen. Auf unsern Feldern und in unsern Städten sind die teutschen Kirchen gegründet, die teutschen Gesetze gegeben, und die teutschen Könige gewählt worden. Unsere Länder gaben der Kirche die heiligsten und klügsten Bischöfe, dem Reiche die größten Kaiser, dem Vaterlande berühmte Gelehrte und Künstler, der Welt einen allgemeinen Handelsverkehr.

Auch in unsern Zeiten habt ihr die Rheingrenze und unser altes teutsche Reich mit euerm Gute und Blute vertheidigt, und seyd bis zum letzten Kampfe rüstig im Felde gestanden. Da-

von, und wie man euch dafür belohnt hat, soll die Nachwelt in dem letzten Theile dieser rheinischen Geschichte hören. Wer wird es uns alsdann übel nehmen, wenn wir dabei an den Spruch jenes alten Dichters denken:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor.

Einen Rächer haben wir schon gesehen, wer weis, ob nicht ein zweiter kommt! —

Frankfurt am Main,
den 18ten October 1816.

Niklas Vogt.

Erstes Buch.

Rheinische Geschichte
im
alten Germanien.



Rheinische Geschichte

unter den

Heermannen und Römern.

Zwischen den hohen Schweizeralpen erhebt sich ein stattliches Gebirg, welches von dem heiligen Gotthard seinen Namen trägt. Um sich her bildet es noch mehrere Gletscherhöhen, die Furca, den Vogelberg, den Crispalt und den Splügen. Seine höchste Spitze steigt 11280 Schuhe über die Meeresfläche. Im Ganzen genommen ist es einer von den ungeheuren Urfelsen, welche der Erde Gestalt geben; aber seine Bestandtheile sind eben so mannichfaltig, als abwechselnd, denn man findet dort im kleinsten Umkreise die seltensten Fossilien.[1] Aus seinen wasserreichen Klüften strömen rechts und links herrliche Flüsse nach Italien, Frankreich und Teutschland. Unter diesen ist der Rhein, sowohl der Schönheit als Geschichte wegen der berühmteste.

Klein und bedürftig sprudelt er anfänglich neben seinen Geschwistern dem Tessin, der Adda, dem Inn und der Rhone, aus drei verschiedenen Quellen und in drei

1. Miltenberg: die Höhen der Erde.

verschiedene Bächlein zertheilt, von der Höhe herab. Die zwei erstern vereinigen sich bei dem Kloster Dissentis; alle drei endlich nicht weit ober Räzuns. Also verstärkt bricht er durch die wilden Schluchten des Felsenthales gen Norden bis nach Schwaben vor, wo er von den jenseitigen Bergen aufgehalten und links nach Westen gewiesen, den Bodensee bildet. Aus diesem tritt er bei Constanz schon kräftiger hervor, stürzt sich noch zwei Mal, bei Schafhausen und Laufenburg, über die sich ihm entgegenstellenden Felsen herab, und läuft so längs der nördlichen Schweiz fort, bis ihm bei Basel die Vogesen und der Schwarzwald seine endliche Richtung nach dem fernen Norden geben.

Auf diesem letzten Wege durchströmt der Rhein von der Schweiz bis nach den Niederlanden jenes schöne lange Thal, was bald mehrere Meilen breit, bald so enge, wie sein Bett, den Schauplatz der Geschichte bildet, welche wir darstellen wollen. Es ist rechts und links von hohen Gebirgreihen umgeben, wovon es seine eigene Gestalt erhält. An dem rechten Rheinufer hin heißen sie in Schwaben der Schwarzwald und die rauhe Alp, zwischen dem Neckar und dem Maine der Odenwald oder Melibokus, über dem Main nannten sie die Teutschen den Haynrich, die Römer den Taunus. Hinter diesen erstreckt sich der Westerwald; sie endigen mit dem hohen Siebengebirge. Auf dem linken Ufer hängen sie mit dem Jura zusammen und ziehen sich längs dem Elsaße unter dem Nahmen der Vogesen und Hartgebirge vermittelst des Donnersbergs bis an die Nahe. Ueber derselben erhalten sie den Namen Hundsrück, und endigen, nachdem die Mosel zwischen ihnen in den Rhein geflossen ist, ebenfalls mit dem Siebengebirge oder dem Gottesberge.

Von dem Rheine her sieht man in der Nähe oder Ferne ihre Häupter sich über die Wolken erheben. Auf ihren Spitzen eröffnet sich aber die herrlichste Aussicht über die ganze Gegend umher. Dieselbe ist groß und erhaben bei dem Aufgange der Sonne.

Die Höhen der Berghäupter haben verschiedene Naturforscher ausgemessen. Ihre Angaben hat Herr Professor Miltenberg gesammelt. Ich will sie, wie sie längs dem Rhein hinab aufeinander folgen, in nachfolgender Tabelle darstellen.

Auf dem linken Rhein-Ufer.

Namen der Berge.	Seehöhe.	Beobachter.
I. Die Vogesen.	Fr. Fuß.	
a. Von Darney bis zum Grand-Donnon über den Ballon d'Alsace:		
Der Gipfel des Ballon de Servance. .	3726	André de Gy
Der Gipfel des Ballon de Lure, la Haute Planche	3492	Derselbe.
Der höchste Punkt zwischen Chateau-Lambert und La Vieille Fonderie	2874	Derselbe.
Der Berggipfel zwischen Erival und Remiremont	2364	Derselbe.
Der Sandsteinfelsen la Louvière . . .	2340	Derselbe.
Der höchste Punkt zwischen Chateau-Lambert und Corrallieres.	2334	Derselbe.
Der Gipfel des Haut de Fresse. . .	2332	Derselbe.
Das Plateau über dem Erivalthale . .	2199	Berger.
b. Die höchste Kette vom Ballon d'Alsace bis zum Grand-Donnon:		
Der Gipfel des Haut d'Honeç	4128	André de Gy
Der Gipfel les Chaumes, über der ehemaligen Abtei Pairis	3942	Derselbe.

Namen der Berge	Seehöhe	Beobachter.
	Fr. Fuß	
Der Gipfel des Ballon d'Alsace nördlich von Giromagny	3870	André de Gy.
Der Gipfel des Bresoir	3340 3814	Derselbe. Ann. d. Voy. 1813
Der höchste Punkt der nahen Straße am Ballon d'Alsace	3606	André de Gy.
Der Gipfel des Grand-Donnon	3138	Derselbe
Der Gipfel des Färenkopfs, südöstlich vom Ballon d'Alsace	2874	Derselbe.
Die höchste Spitze der Passage des Mont St. Diey und Mont St. Marie aux Mines	2365	Berger.
Der höchste Punkt der Straße zwischen Lu igny und Framont, auf dem Plateau am nördl. Fuß des Gr. Donnon	2256	André de Gy
Der höchste Punkt der Straße zwischen Bussau und Abai über der Moselquelle, tiefer Einschnitt in die große Kette.	2232	Derselbe.

c. Westlicher Abhang der Vogesen:

Namen der Berge	Seehöhe	Beobachter.
Die Spitze des Haut du Thau od. Neuve Roche	3060	Derselbe.
Die Spitze des Haut du Rhau	2982	Derselbe.
Die Spitze des Ormond	2682	Derselbe.
Der höchste Punkt der Straße zwischen Geradmer und Vagney	2664	Derselbe.
Der Berggipfel zwischen Fraize und la Croix aux Mines	2436	Derselbe.
Die Spitze des St. Martin	2364	Derselbe.
Der Gipfel des Chambray-Berges. . .	2202	Derselbe.
Der Felsen am Chatel-Gehänge	2028	Derselbe.

d. Oestlicher Abhang:

Namen der Berge	Seehöhe	Beobachter.
Der Gipfel des Ballon de Sulz, auch Ballon de Murbach, oder bloß Ballon, höchster Punkt der Vogesen, wiewohl ausser der großen Kette	4422 43[illegible]8 4322 4236	Berger. André de Gy Wierthaler. Meyer.

Namen der Berge.	Seehöhe.	Beobachter.
	Fr. Fuß	
Sandsteinhöhe im S des Honac-Schlosses	3090	André de Gy
Der Odilienberg, im unteren Elsaß . . .	2466	Unbekannt
Der Berggipfel zwischen Offenbach und Sulzbach.	2376	André de Gy
Mittlere Höhe der Berge über dem Rheinthale, am Eingange des Gregorienthales	2310	Derselbe.
e. Nordöstlicher Abhang:		
Der Donnersberg bei Kirchheim-Poland, über d. Spiegel d Rheins 1810. . . .	2102	Allg. g. Eph.
II. Der Hundsrück.		
Der Franzosenberg	1550	
Der Bopparter Berg	1125	

Auf dem rechten Rhein-Ufer.

Namen der Berge.	Seehöhe.	Beobachter.
I. Der Schwarzwald.	Fr. Fuß	
Der Feldberg, südöstlich von Freyburg, an der Gränze des Wiesen- und Treisamkreises	4608 4386	Wild. Bohnenberger
Der Belchen, östlich von Mühlheim im Wiesenkreise	4357	Wild.
Der Kandelberg, südlich von Waldkirch im Treisamkreise	3901	Derselbe.
Der Köhlgarten, im Wiesenkreise.	3792	Derselbe.
Der Rohrkopf bei Gersbach, ebendaselbst	3633	Derselbe.
Der Blauen, südlich von Badenweiler, ebendaselbst.	3597	Derselbe.

Namen der Berge.	Seehöhe.	Beobachter.
	Fr. Fuß.	
Der Stockberg, ebenfalls im Wiesenkreise	5358	Wild.
Die Sirnitz, südl. von Sulzburg, ebendas.	3313	Derselbe.
Der Marzeller Egarten, ebendaselbst . .	2898	Derselbe.
Der Kniebis, ein Paß im Amte Freystadt	2560	Derselbe.
Der Hohekopf im Amte Gernsbach, über der Rheinfläche bei Steinmauern . . .	2560	Derselbe.
Die Dellache, ebendas. über der Rheinfläche bei Steinmauern	2456	Derselbe.
Der Berg, worauf Kaltenbronn liegt .	2400	Derselbe.
Die Mannslohe, im Amte Gernsbach, über der Rheinfläche bei Steinmauern	2236	Derselbe.
Der Berg, worauf die Probstei Bürgel liegt	2091	Derselbe.
Der Berg, worauf Kastelberg liegt . . .	1370	Derselbe.
Der Schlingerberg, über den die Landstraße nach Basel geht.	1184	Derselbe
II. Die rauhe Alp.		
Der Roßberg, bei dem Würtembergischen Dorfe Gönningen	3699	Wild (?)
III. Der Odenwald.		
Der Königsstuhl bei Heidelberg	2050	Derselbe (?)
Der Malchen, oder sogenannte Melibokus ohnweit Zwingenberg	1550	Hess. Alman. 1815.
IV. Das Taunusgebirge.		
Der große Feldberg, hinter Kronenburg	2605	Prof. Schmidt
Der kleine Feldberg, westlich vom vorigen	2458	Derselbe.
Der Altkönig, südl. vom großen Feldberg	2400	Derselbe
Der Rossert, bei Eppstein	1575	Derselbe.
Der Trompeter, bei Wiesbaden	1560	Derselbe.
Die Platte, ebendaselbst	1500	Derselbe.

Namen der Berge.	Seehöhe.	Beobachter.
	Fr Fuß.	
Der Dünsberg, zwischen Gießen u. Wetzlar	1440	Prof. Schmidt
Der Hausberg, bei Butzbach	1350	Derselbe.
Der Stauffert, bei Eppstein	1281	Derselbe.
Der Stoppelberg, bei Wetzlar	1150	Derselbe.
Die Haselhecke, (bei Oberroßbach?) . .	1125	Derselbe.
V. Der Westerwald.		
Der Galgenberg oder Salzburger Kopf .	2604	Becher.
Der Pfaffenhayn	1256	Unbekannt.
Die Altenburg	1216	Unbekannt.
VI. Das Siebengebirge.		
Die Löwenburg	1896 1444	Rose. Benzenberg.
Der Oelberg	1827 1444	Rose. Benzenberg.
Der Gänsehals	1677	Derselbe.
Die Wolkenburg	1482 1015	Rose. Benzenberg.
Der Drachenfels	1473 1005	Rose. Benzenberg.
Der Petersberg	1040	Derselbe.

Von diesen Bergspitzen und Gebirgen fließen dem Rheine folgende Flüße und Flüßchen zu, welche, je näher er nach den Niederlanden kommt, seine schöne Fläche entweder verbreiten oder sein Bett vertiefen. Nachdem er schon aus den Schweizergebirgen die Thur, dann die Reuß und die Limmat durch die Aar aufgenommen hat, erhält er links aus den Vogesen und dem Hundsrück die Ill, die Lauter, die Queich, die Selz, die Nahe, die Saar mit der Mosel, die Nette und die Ahr;

rechts von dem Schwarzwalde und der rauhen Alpe die Wiesen, die Elz, die Treisam, die Kinzig, die Murg und die Kraich, und durch den Neckar, die Fils, die Rems, den Nagold, den Kocher und die Jaxt. Der Odewald und Melibocus schicken ihm unmittelbar nur zwei kleine Flüßchen, die Wesniz und die Schwarzbach zu. Dagegen erhält er von ihnen manche andere Gewässer durch den Main. Eben dieser Fluß bringt ihm auch von dem Taunus und dem Vogelsberge die Nid und die Krüftel. Von dem Westerwalde und dem Siebengebirge erhält er die Lahn, die Sayn und die Sieg. Die Röer, die Lippe und die Ruhr kommen aus entferntern Gebirgen.

Der Vergrößerung durch so viele Flüße ungeachtet, kostete es den Rhein noch manche Stöße und Umwege, ehe er sich sein heutiges Bett gebahnt hatte. Die Namen Pruhrhein [1] ober Speier, Altrhein unter Worms, und der Altesand unter Mainz zeigen noch von einem veränderten Laufe. In den Gegenden, wo große Flüße sich mit ihm vereinigen, wie der Neckar bey Mannheim, oder der Main bei Mainz, findet man bei dem Ausflusse rechts und links am Ufer Flugsand. Dieser ist zu ganzen Hügeln aufgethürmt, wo der Fluß erst ein Felsenthal durchbrechen mußte, wie ober Bingen auf der Ingelheimer und Heidesheimer Haide. Es ist sogar wahrscheinlich, daß er dort zuvor einen großen See gebildet habe, dessen Arme sich bis an den Melibocus und Donnersberg [2] erstreckten. Die Schichten der Gebirge,

1. Vielleicht der Frührhein oder Bruchrhein.

2. Erst kürzlich hat man das Gerippe eines Rinoceros bei Alzei gefunden. Ein Beweis des oben Gesagten. Auch findet man versteinerte Palmen.

welche sein Bett verengen, laufen in gleichen Richtungen unter seinem Wasser hin. Bei Bingen, St. Goar und Hirzenach stehen sie übereinander gethürmt und zeigen von großen Naturumwälzungen, sowohl durch Feuer als Wasser. Hinter Andernach umfaßt der Krater eines ausgebrannten Vulkans einen See, dessen Wasser 666 Schuhe über der Rheinfläche steht.[1]

Das Rheinthal selbst ist sehr fruchtbar. Ursprünglich war der bei weitem größere Theil desselben entweder mit Waldungen oder Wiesen überdeckt. In und um den Fluß bilden sich Inseln und Halbinseln mit köstlichem Boden. Die spätern Anpflanzungen aller Arten von Getraide, von Obst, edlen Früchten und Weinstöcken bürgen für die schon ursprüngliche Fruchtbarkeit seiner Gaue. Auch unter der Erdfläche findet man dem Menschen nöthige und nützliche Erzeugnisse: Eisen, Silber, Quecksilber, Steinkohlen, Marmor, Schieferstein, Salz. Der Rhein selbst führt Goldkörner in seinem Bette. Man hat daraus in unsern Zeiten Dukaten gemünzt mit der Umschrift:

So glänzen die Ufer des Rheines.[2]

Die Stahl- Schwefel- und Salzquellen zu Baden, Wiesbaden, Soden, Schwalbach, Weilbach, Selters, Dünstein, Ems und Schlangenbad dienen dem Menschen zur Erquickung und Gesundheit.[3]

Mit dieser Fülle des Reichthums verband die gütige Natur auch die Fülle der Schönheit. Dichter, Maler und Reisebeschreiber haben die Rheinländer schon von langen Zeiten her zum Gegenstande ihres Lobes gemacht.

1. Der Laagersee, a lacu.

2. Sic splendent littora Rheni.

3. Siehe v. Gerning die Heilquellen des Taunus.

Kaum rieselt er aus seinen drei Quellen vom Gotthardsberge herab, so bildet er schon in der Schweiz ein romantisches Thal von Dissentis bis zum Bodensee. Zwischen hohen dunkeln Gebirgen eingeengt durchbricht er Felsen und Wälder, reißt Steine und Stämme mit sich fort, und schießt schäumend und tobend in so gewaltigen Fällen längst dem Thale hin, daß die über ihm aus Aesten und Brettern zusammengefügten Brücken erzittern. Ein schauerliches Bild für den kecken Pinsel eines Salvator Rosa. Unter dem finstern Rheinwald bei Rufeln wird das Thal so wild und graus, daß ihm das Volk den Namen des bösen Weges gegeben hat.

In dem Bodensee sammelt der junge Rhein seine Gewässer und Kräfte zu einer weiten ruhigen Fläche, auf welcher sich die schöne Natur umher sanft abspiegelt. Auf ihrer Mitte schimmern zwey liebliche Eilande, die Mainau und Reichenau, wie blühende Gärten, und verschönern sowohl den See als seine fernern Umgebungen. Kaum aber ist der noch wilde Fluß aus diesen sanften Banden wieder hervorgetreten, als er in neuen und schrecklichern Fällen die Felsen durchbricht. Der Rheinfall bey Schafhausen ist von jeher als eines der herrlichsten Schauspiele der Natur gehalten worden. Zu seiner Rechten ist eine Schmiede an die Felsen angebaut, mit sonderbaren Häußchen und Gerüsten, zur Linken erhebt sich stolz auf der dunkelgrünen Höhe das malerische Bergschloß Lauffen mit vielen Thürmen und zackigen Wänden. Unten aus dem Abhange strotzen kahl, oder nur auf dem Haupt mit Gesträuch und Moos bedeckt, zwei Felsen herauf, durch die Länge der Zeit schon ausgehöhlt. Hinten aus dem dunkeln Gebirgschlunde kömmt der Rhein hervor und verschlingt sich in tückische Wirbel, wie er sich den

Felsen nähert. Dann schießt er plötzlich und pfeilschnell gegen sie an; sein zuvor dunkelgrünes Wasser bricht sich in ein wildes Gewirre von weisen, blauen, grünen und grauen Strudeln, und stürzt in ungeheuern Bächen und mit schrecklichem Getöse fünfundsiebzig Schuhe tief in den Abgrund herunter. Der Fall verhallt wie ein naher Donnerschlag, die Gegend umher wird erschüttert, die Wellen schießen schäumend und wirbelnd im Thale fort, der Dampf steigt an dem dunkeln Berge wie eine Nebelwolke hinauf, indeß die Sonnenstralen in den aufgelösten Tropfen mit schönen Regenbogen-Farben spielen. Die berühmten Maler Lauterburg, Schütz und Hess haben diese hohen Naturschönheiten zum Studium ihrer Kunst, die Dichter Haller, Göthe und Matthisson zum Gegenstande ihrer Gedichte gemacht.

Bei Lauffenburg wiederholt der Rhein noch einmal, obwohl nicht so fürchterlich, das herrliche Schauspiel; dann nimmt er bei Basel sich rechts drehend jenen ruhigen Lauf an, wodurch er ein reiner Spiegel der ihn umgebenden schönen Natur wird. Rechts von dem Schwarzwalde, links von den Vogesen sanft begleitet, durchschlängelt er, sich dehnend und windend, die vielen Auen und Inseln des reichen Schwaben- und Elsäßerlandes. Das Frikthal, Murgthal und Neckarthal sind vortreffliche Schattirungen in dem großen Bilde.

Von Speier bis nach Mainz herab sind seine Ufer rechts und links ein blühender Garten geworden, durch Haine, Auen, Weinberge und Fruchtfelder reizend. Die Anhöhen von Heidelberg, Starkenburg und Oppenheim gewähren davon die freieste Ansicht. Herrliche, zwischen großen Baumgruppen aufstrebende Ruinen im Vorgrund, eine volk- und früchtereiche Ebene im Golddufte der

Abendsonne verschmolzen als Hintergrund, würden auch einem Claude Lorrain Stoff zu neuen Dichtungen geben.

Bei Mainz, wo der Main sich mit dem Rheine vereinigt, rücken die Gebirge nach Norden zu näher zusammen, und bilden um den stillen Fluß her das köstliche Rheingau. In diesem Paradiese Teutschlands findet der Künstler die reizendste Verbindung von sanfter und wilder Schönheit. Sey es, daß man die Landschaft auf den Anhöhen bei Hochheim und Erbenheim von oben hinunter, oder auf dem Johannesberg und Niederwald von unten hinauf, oder zu Ingelheim wie ein Panorama im Ganzen betrachtet, überall findet man die schönsten und mannichfaltigsten Bilder der Natur.

Bei dem Ausflusse der Nahe und dem Bingerloche werden sie immer höher, wilder, schauerlicher. Mit den Krümmungen des Flusses kommen und verschwinden sie wie in einer Zauberlaterne. Wie sich eine Aussicht von hinten verschließt, thut sich eine andere und seltsamere von vorne auf. Bei dem Lurlei und St. Goar wird sein Bett so eng, so tief, sein Ufer so graus und wild, daß er in die Schweiz zurückgetreten zu seyn scheint. Die verschiedene Gestalt und Farbe der Berge und Felsen, das Drehen und Wenden seines Laufes, die vielen Wirbel und Klippen ober und unter seiner Fläche, die magische Beleuchtung durch einfallende Lichter und Schatten, nebst den mannichfaltigen Gebäuden, Trümmern und Anstalten, welche später seine Bewohner umher angepflanzt haben, machen diesen Theil des Rheinufers zu einem wahren Feenlande. An ihm haben Sachtleben, Merian, Schneider und Schütz ihre Pinsel versucht.

Unter Coblenz öffnet sich das Rheinthal wieder in eine freie, liebliche Fläche. Nachdem der bisher einge-

engte Strom zuerst rechts die Lahn, dann links die Mosel aufgenommen hat, durchfließt er über drei Stunden ein schönes, freundliches Land, zu allen Arten von Bildern tauglich. Bei Andernach dreht er sich noch einmal, wie bei Bingen, in einen Gebirgsschlund, welcher zwar nicht so steil und enge, wie in der Schweiz und bei St. Goar, aber eben so romantisch und malerisch ist, wie dort. Bei Bonn endigen sich die Berge in sieben hohe Häupter, groß, herrlich, göttlich. Sie geben mit ihren zackigen Spitzen und grauen Gestalten den lieblichen kleinen Auen und Fluren im Thale den schönsten Kontrast: große Bilder in Claude Lorrains und Schönbergers Manier. Unter Bonn wird das Land immer flacher und flacher, obwohl noch fruchtbar und schön, wie die Bilder der Niederländer. Endlich verliert sich der majestätische Fluß in seinen eigenen Sand und das Meer. Nun glänzen die Mondscheine von van der Neer und die Stürme von Bouaventura Peters. Ich habe hier nur eine allgemeine flüchtige Skizze der Rheinschönheiten entworfen, ausgemalt werde ich sie bei jedem Gaue besonders darstellen.

Die lebendige Natur um den Rhein entspricht der leblosen. Unter seinen Fischen sind die Karpfen, die Salmen, die Aale, Hechte und Störe schon von den Römern her bekannt; eben so findet sich noch heut zu Tage das Gewild und Geflügel, was die alten Teutschen in den Wäldern und auf dem Felde jagten, als Hirsche, Rehe, Schweine, Hasen, Auerhahnen, Schnepfen, Adler, Habichte rc. Die Viehzucht wurde schon zu des Drusus Zeiten in den Rheingegenden getrieben. Alle diese Geschöpfe übertrifft aber der Mensch. Wir haben zwar vor Julius Cäsar keine Nachrichten von

dem innern Zustande der Rheinbewohner, denn sie selbst hatten keine Geschichtschreiber, und ihre Volkslieder sind entweder vergessen oder verlohren worden. Indessen geben uns die Römer solche Beschreibungen von ihnen, an welche wir die künftige Geschichte füglich anreihen können.

Nach Cäsar und Tacitus waren die eigentlichen Teutschen diesseits des Rheins ein starker, gutgebildeter, kräftiger Schlag von Menschen, mit blauen Augen, blonden Haaren und trotzendem Gesichte. Schon von Jugend auf wurde der Germanier zum Kriege gebildet. Religiosität, Tapferkeit, Freiheitsliebe und Keuschheit waren seine Tugenden; Liebe zum Trunke, zu Schlägereien, und Behaglichkeit nach dem Kampfe seine Fehler. Jenseits des Rheins mochte schon mancher Stamm, erst mit den Galliern, dann mit den Römern vermischt, deren Sitten angenommen haben. Auch finden wir dort schon früh Menschen mit schwarzen oder braunen Augen und Haaren. Tacitus nennt uns verschiedene Völkerstämme, welche die Ufer des Rheins bewohnt haben; aber die Namen sind von ihm wohl nicht richtig angegeben, weil es ihm hart war, teutsche Worte in das Lateinische zu übersetzen. Oft scheint er Staatsnamen mit Stammnamen verwechselt zu haben. Die ächten Volksbenennungen muß man daher in der künftigen Geschichte nachsuchen.

Ueberhaupt lassen sich die Teutschen vor den Kriegen des Julius Cäsar in Schwäben[1] und Härzer[2] abtheilen. Jene wohnten an den Gränzen Teutschlands am Rheine und an der Donau, diese im Innern des Landes bis an die Ostsee. Vielleicht werden sie bei Tacitus durch

1. Suevi, die Umherschweifenden, Schwäbenden.

2. Herusci.

die Namen der Ausgauwohner [1] und Ingauwohner [2] unterschieden. Die Schwäben hatten keinen bestimmten Aufenthalt, und machten schon zur Zeit des Cäsars einen großen Völkerbund von hundert Gauen aus, welche unter einem gemeinschaftlichen Könige, dem Ehrenvest [3] ein umherschweifendes oder schwäbendes Heermannien, und unter einem gemeinschaftlichen Nationalfürsten, ein aus allen Männern bestehendes Allemannien, bildeten. Die hundert Gaue, welche Cäsar als Bundesgenossen angibt, hielten sich zu seiner Zeit zwischen der Donau, dem Oberrhein, dem Lech und dem Neckar oder Main auf. Ihre Vor- oder Grenztruppen hießen Markmänner, und der angreifende Theil davon der Heermund. Von diesem Schwäbenbunde zogen unter Ehrenvest drei Gauvölker oder drei Bücher [4] über den Rhein, und ließen sich längs den Vogesen hin, von der Ell bis zu der Nahe, im Gebiete der Gallier nieder. Die, so an der Ell oder Ill ansässig wurden, nannte man die Elsässer. Der zweite Stamm, welcher seine Wohnung am Speyerbache nahm, erhielt, aller Wahrscheinlichkeit nach, von seiner neuen Wohnung oder der neuen Matte den Nahmen Neumätter; [5] der dritte dehnte sich bis an die Nahe aus. Die Römer nannten ihn Wangionen, woraus einige Wort- und Alterthumsforscher, der Schönheit des Landes wegen, den Namen Wonnegauer gemacht haben; gewisser aber ist, daß

1. Istaevones.
2. Ingaevones.
3. Ariovistus.
4. Triboccii.
5. Nemetes.

der Hauptort derselben, Vormagen[1] dem Gaue späterhin die Namen Wormsgau oder Wormsfeld gegeben hat.

Unter dem Neckar und Main, welcher Teutschland ins südliche und nördliche scheidet, wohnten auf dem rechten Rheinufer die Ubier bis über die Wetter und Lahn hin, auf dem linken aber die Drüberer oder Trierer,[2] von der Nahe an, bis über die Mosel hinaus. Ob die Namen beider Völker von den zusammengezogenen Wörtern hüben und drüben[3] herkommen, wollen wir den Alterthumsforschern überlassen; aber beyde hatten des fruchtbaren Bodens und nahen Galliens wegen schon Städte, Dörfer, Ackerbau, Gewerbe, Handel und eine festere Verfassung. Die Trierer finden wir in der künftigen Geschichte als tapfere, Freiheit liebende, und selbst unter dem Joche der Römer noch muthige Leute. Dagegen schildert uns Cäsar die Ubier als ein gebildetes, verträgliches, gesetzliches Volk, das schon mehr die Künste des Friedens als des Krieges liebte, mehr zur Landwehre als Fehde aufgelegt war. Darob wurde es auch von seinen kriegerischen Nachbarn, den Schwäben und Hässen gedrängt und zur Steuer gezwungen. Dieser unruhigen Nachbarschaft wegen haben sich vielleicht schon früher einige seiner Stämme, welche am Main oder Rhein hinab wohnten, die Mainaber, Oberrheingauer und Wiesbäder,[4] nach den Niederlanden geflüchtet, und sich dort mit den Engern[5] niedergelassen. Als die Römer

1. Borbetomagus.
2. Ubii, Treviri.
3. Hirüben, dort über dem Rhein.
4. Menapii, Obringavi, Usipedes, Usipii.
5. Tencteri, d'Engern zwischen Hässen und Hürzern.

an den Rhein kamen, suchten sie der Ubier Freundschaft, und Agrippa vermochte endlich das ganze Volk, das rechte Rheinufer zu verlassen, und sich unter die Trierer an dem linken anzusiedeln. Seine alten Wohnsitze nahmen hierauf die Schwaben bis an den Main, die Hässen bis über die Lahn ein. Der letztern Stämme, welche sich da niederließen, kommen nun unter dem Namen der Mattier und Lahngauer vor. [1]

Die Hässen waren ein vorzüglich tapferer Stamm der Teutschen. Sie hatten, wie Tacitus sagt, abgehärtete Körper, einen starken Knochenbau, drohende Mienen und lebhaften Geist. Im Verhältniß gegen andere Teutsche zeigten sie viel Klugheit und Verstand; sie wählten ihre Fürsten mit Einsicht, hörten auf ihr Kriegswort, hielten Reih' und Glieder, wußten die Gelegenheit abzupassen und den Angriff zu verschieben; am Tage ordneten sie ihre Stellung, Nachts verschanzten sie sich. Vom Zufall erwarteten sie wenig, alles von ihrer Tapferkeit. Was aber unter Barbaren so selten und nur der römischen Kriegskunst eigen ist, sie baueten mehr auf Heerführer, als auf das Heer. Ihre Hauptstärke beruhete auf dem Fußvolke, das, außer den Waffen, noch mit Kriegs- und Mundvorrath bepackt war. Andere Völker Teutschlands glaubte man zur Landwehre auszurücken, die Hässen zur Fehde. Aller Anfang des Streites war bei ihnen. Selten wagten sie Streifereien oder Gefechte aufs Ungefähr. Der Reiterei war's eigen, schnell zu siegen und schnell zu weichen. Die Jünglinge ließen so lange Haare und Bart wachsen, bis sie ihre Tapferkeit erprobt hatten. Auch trugen die tapfersten eiserne Ringe, als eine Art von

1. Mattiaci, Langobadi.

Band, von dem sie sich durch die Erlegung eines Feindes lösen mußten. Wer sich Freunden und Feinden also bewährte, wurde unter ihnen für einen ganzen Kärl gehalten. Solche standen immer im Vordertreffen und begannen die Schlacht; ein schrecklicher Anblick, denn auch im Frieden verlor sich ihr trotziges Ansehn nicht. Sie hatten keine Wohnsitze, kein Feld, keine Haussorge. Wo sie hinkamen zechten sie verschwenderisch mit fremdem, nachlässig mit eigenem Gute, bis sie blutloses Alter zu solchen Thaten kraftlos machte.

Unter der Lahn lebten zwischen der Sieg und dem Siebengebirge die Siegauer, [1] ein eben so tapferer Schlag von Menschen, wie die Hässen, nur weniger eroberungssüchtig. Ich wollte fast behaupten, daß die Trierer vor ihnen aus auf das linke Rheinufer an die Mosel gewandert seyen. Auch die Tungern und Nervier [2] mögen sich also an der Maas festgesetzt haben. Die Inseln und Haiden des Niederrheins sind aber von den in einem bürgerlichen Kriege vertriebenen Hässenstämmen, den Bälgen und Bätauern [3], eingenommen worden.

Hinter diesen Völkern auf dem rechten Rheinufer theilten die Härzer [4] und Thüringer die Thäler des Harzwaldes [5] unter sich. Ihre Stämme hießen nach Flüssen und Gauen die Brücher, die Hammauer, die Hasauer, die Fusauer. [6] An der Nordküste hin lebten die Friesen, die Kauzen, die Angeln und die

1. Sigambri.
2. Tungri, Nervii.
3. Belgae, Batavi.
4. Herusci, Thuringi.
5. Silva hercinia.
6. Bructeri, Hasuarii, Fusii.

Cimbern.[1] Ein Stamm dieser nordteutschen Völker mochte seiner langen Messer wegen den Namen Sachsen erhalten haben. Auch mochten sie sich schon in die ostfälischen und westfälischen Stämme getheilt haben, in deren Mitte oder Enge die Aengern wohnten.[2]

Nach diesen angegebenen Sitzen der teutschen Völker hatten zu der Zeit, als die Römer an den Rhein kamen, die Schwäben, die Hässen, die Ubier, die Siegauer und Bätauer sein rechtes, die Elsässer, Neumätter, Wormsgauer, Trierer und Bälgen sein linkes Ufer besetzt. Die diesseitigen Teutschen lebten noch mit ursprünglicher Einfalt wie Jäger-, Patriarchen, oder Waldkönige in ihren Hütten und Höfen, welche mit einem Zaune oder mit einer Wehre umgeben waren; daher man sie auch Wehren nannte. Der Hausvater war Richter, Priester und Regent seiner Familie. Er belohnte oder bestrafte seine Hausgenossen nach seinem eigenen Gutdünken; seine Kinder waren seine natürlichen Erben. Es gab kein Testament. Die Weiber und Knechte mußten das Hauswesen besorgen. Der Mann war da als Hirt und Jäger, um Nahrung zu schaffen; als Krieger, um seine Hütte zu vertheidigen. An den Freund- und Feindschaften der Familie mußten die Verwandten Theil nehmen. Die Ehen wurden mit Zuthun der Aeltern durch Liebe und Häuslichkeit gestiftet. Daher brachte auch der Bräutigam, nicht die Braut, das Hochzeitgeschenk mit. Es bestand in einem Joche Ochsen, in Waffen und dem Streitrosse. Es sollte das Weib an Treue und Häuslichkeit, den Mann an Schutz und Gefälligkeit erinnern. Die Mütter

1. **Frisii, Chauci, Angli.**

2. **Ostphali, Westphali, Angrivarii.**



stillten und erzogen ihre Kinder selbst, bis sie erwachsen und als Jünglinge vom Vater zum Kriege gebildet wurden.

Eine vorzüglich geschätzte Tugend der Teutschen war die Keuschheit, und ihre Sitten hierin sehr strenge. Die Mädchen kannten weder Liebesränke noch Liebesbriefe, und spät war ihre Verheirathung. Sie begnügten sich mit der Hoffnung, sicher einen Gatten zu finden. Ehebruch wurde von dem Manne selbst bestraft. Er konnte das untreue Weib mit abgeschnittenen Haaren durch den ganzen Gau peitschen, und aus seinem Hause jagen. Die Weiber hingen daher treu an ihren Männern; sie pflegten sie im Hause und nach der Schlacht, wo sie selbst ihre Wunden aussaugten.

Gastfreiheit wurde unter ihnen heilig gehalten. Sie bewirtheten die Fremden mit Wohlwollen und Unterstützung. Sogar wurden ihnen Geschenke und Nahrung auf die Reise mitgegeben. Gegen Feinde waren sie aber fast unversöhnlich, besonders wenn Falschheit mit unterlief. Daher opferten sie selbe ihren Göttern, oder sie mußten besiegt ihnen als Knechte dienen.

Jagd, Schmauß, Glücks- und Kampfspiele waren ihre Belustigungen; sie arteten aber oft in Völlerei, Schlägereien und selbst in den Verlust ihrer Freiheit aus. Man hat Beispiele, daß Männer, wenn sie im Spiele Alles verloren hatten, zuletzt, was ihnen doch sonst lieber als das Leben war, ihre Freiheit, daran setzten.

So lebte der ächte Teutsche ursprünglich mit seiner Familie auf seinem Hofe, von seinen Nachbarn entweder durch Frieden oder Wehre geschieden. Man haßte das Zusammenwohnen in Städten oder Dörfern als ein Gefängniß. Indessen machte Nachbarschaft und gemeine Ver-

theidigung die erste bürgerliche Verfassung nöthig. Mehrere Hausväter, welche entweder an einem Bache, oder in einem Walde beisammen wohnten, verbürgten sich untereinander einen Landfrieden durch gemeinschaftliche Gesetze oder Rächtungen; und versprachen sich auch gemeinschaftlichen Beistand und Schutz, wenn ein Feind sie angreifen würde. So entstand die erste Gauverfassung in Teutschland nach Hunderten [1] und Gauen oder Grafschaften.

Jeder freie Mann oder Jüngling, welcher von der Gemeinde beschauet und als waffenfähig erklärt war (denn Waffen machten den Bürger), wurde Genosse eines Gaues, und hatte Sitz und Stimme bei der Gauversammlung. Diese wurde monatlich beim Eintritte des Neulichts entweder in einem Thale, oder bei einem Mahle gehalten, und daher Landtag oder Gaumahl [2] Gauding genannt. Hier wurden Gesetze gegeben, Krieg und Frieden beschlossen, die Grafen (Alten, Grauen, Erfahrnen) zu Richtern, die Tapfern zu Fürsten und Herzögen gewählt. Der Gaupriester oder Ehwart war im Namen Gottes Lenker dieser Versammlungen. Er allein konnte Stillschweigen gebieten. Bei dem Gaumahle oder Gaudinge war auch der Richterstuhl oder Dingstuhl, wo die Rechtshändel bedingt, angeklagt und gerichtet werden konnten. Er bestand aus einem oder mehreren in einem Kreise liegenden Steinen, worauf die Grauen und Weisen saßen und Recht sprachen. Ob die im Binger Walde in einem Kreise liegenden Steine, welche ich mit dem Gelehrten Gärtler auf der Jagd entdeckte, ein altes Gaumal waren, will ich gerade nicht behaupten, desto

1. Hundert Höfen.

2. Mallum. Davon mehr im folgenden Buche.



zuverlässiger sind es aber jene gewesen, welche Sorber in seiner Schrift über die Gauversammlungen der alten Teutschen beschrieben hat. Die Gesetze hatten auf jeden Fall schon die Strafe bedingt; diese wurde, weil sie wegen der Selbstwehre angesetzt war, das Wehr- oder Friedgeld genannt. Sie bestand in der Entrichtung einer bestimmten Zahl von Vieh oder Waffen. Jeder Kläger und Beklagte hatte erst durch Zeugen und Geschworne den Fall zu beweisen, die Grauen und Weisen aber alsdann die Strafe nach dem Gesetze auszuweisen. Daher wurden ihre Urtheile auch Weisthümer genannt.

Sowohl aus der Gau- als Gerichtsverfassung der alten Teutschen kann man ersehen, wie sehr Alter und Tapferkeit bei ihnen geschätzt waren. Die hochgeehrten Namen von Grauen, Weisen, Fürsten, Herzogen, Adelichen, Heer- oder Wehrmännern, welche auch späterhin die von ihnen gestifteten Reiche zierten, sind Beweise davon. Selbst die Wörter: beweisen, aufweisen, Weisheit, edel, Führer, vorherziehen, Leiten, richten ꝛc. sind davon hergeleitet. Daß sie ihre Priester, als die weisesten und Gott geheiligten Männer, Ehwarten oder Gesetzwärter, Gesetzhüter nannten, weil sie die Leitung und Heiligung der gesetzgebenden Gewalt übten, ist zugleich ein Beweis, wie heilig sie die Ehe hielten; denn das Wort Ehe und Gesetz war beinahe gleichbedeutend.

Wenn mächtige Feinde eine Gegend bedroheten, thaten sich mehrere Gaue zusammen, und bildeten nun ein Volk, ein Reich. Die Gauversammlungen wurden jezt Reichsversammlungen, und die Landtäge Reichstäge, Mayfelder; der gemeinschaftliche Anführer wurde

ein **König**, und der Oberpriester ein **National-Ehwart**, welcher die Fahne Gottes führte; denn wie der Gau oder das Herzogthum und Königreich zum Frieden gebildet war, so auch zum Kriege. Jeder waffenfähige Mann war Krieger; jede Hundrede hatte ihren **Hauptmann**, jeder Gau seinen **Fürsten** oder **Herzog**, das Reich seinen **König**. Was also im Frieden ein **Allemannien** war, wurde im Kriege ein **Heermannien**.[1]

Neben und in dieser Verfassung zur Landwehre bildete sich auch unter dem stets kriegerischen Volke eine andere zur **Fehde**. Wenn nämlich ein Gau oder ein Land lange in Ruhe war, thaten sich die kriegslustigen Männer und Jünglinge zusammen, wählten sich einen Fürsten, und zogen aus in fremde Länder nach Krieg und Beute. Unter beiden Verfassungen sahe man bald einen merklichen Unterschied in Geist und Gestaltung. In der Landwehre bildeten sich die Rotten und Kriegshaufen nach Familien und Nachbarschaften, in der Fehde nach Anordnung des Fürsten. Bey ersterer war Vertheidigung (Landwehr), bey letzterer Angriff (Fehde) Zweck. Bey der Landwehre wurden die Anführer von dem Volke gewählt, bey der Fehde von den Fürsten. Bey jener verpflichtete der **Bürgereid**, bey dieser der **Leheneid**. Dort konnte nur der Priester belohnen und züchtigen, hier auch der Fürst; die Landwehrigen zogen unter der Fahne Gottes aus, die Fehde- oder Lehnleute unter der des Fürsten; daher auch Adel, Lehngeschenke, Ehrenämter und Lehnpflicht.

Das Band der ganzen Staatsverfassung war die Religion. Ihre Vorstellungen und Gebräuche waren einem freien Volke angemessen. Sie glaubten, daß es unter der

1. **Germania.**

Würde der Götter sey, selbe in Tempel und Häuser einsperren zu wollen, und verehrten sie in dunkeln heiligen Hainen. Sie glaubten an Vogelflug und Wahrsagereyen, und traueten hierin den Weibern eine vorzügliche Einsicht zu. Ihre Priester waren theils Sänger, welche die Thaten der Götter und Helden verherrlichten, theils Ehwarten, welche im Namen der Götter Krieg und Frieden heiligten, theils Blutmänner, welche Thiere und Menschen schlachteten. Von ihren Göttern können wir in den unrichtigen Worten der griechischen und römischen Geschichtschreiber nur noch die Namen Tanfan (Anfang aller Dinge), den Thor, dann den Hermann (Kriegsgott), die Hertha (Erde), die Sonne, den Mond und die Freya (Liebesgöttin) finden. Bey den ganz rohen teutschen Völkern galt als Himmel und höchste Glückseligkeit, wenn sie in Wallhalla sitzen, und aus den Schädeln ihrer Feinde Bier trinken konnten. Bey jenen, welche am Rhein wohnten, mochten sich wohl diese Begriffe verfeinert haben; denn schon im Ossian finden wir menschlichere Vorstellungen des Zustandes nach diesem Leben.

So waren die Sitten, so die Verfassung der Teutschen überhaupt, und jener, welche mehr im Innern des Landes lebten. Die Rheinbewohner hatten schon engere bürgerliche Bande, und näherten sich den gallischen Anstalten und Gebräuchen. Nach den Beschreibungen des Cäsars und Tacitus machten die Gaue der Schwäben, wie wir gezeigt haben, einen großen Völkerbund, unter einem gemeinschaftlichen Könige, aus; daher sie auch später die Allemannen und Heermänner genannt wurden. Sie hatten ihre Markmänner,[1] ihren Heer-

1. Marcomanni.

mund [1] und Heerbann, [2] ihre Wachten, [3] Burgmänner, [4] Ringwälle, Hunderten, Fürsten, Herzoge, Könige. Auf dem linken Rheinufer finden wir bei den Elsässern, Neumättern, Ubiern und Trierern schon Städte, Senate, Regentenfamilien, und obwohl sie größtentheils Teutsche waren, gallische Verfassungen. Der Name der Städte Neumagen, Remagen, Wormagen, Brumagen, Magonz, Bodbrük, Andernach und Drüber [5] zeigen von keinem römisch-lateinischen, sondern einem zeltisch-teutschen Ursprunge. Sie waren Vereinigungs- und Ueberfahrtsorte oder Gaumale der rheinischen Stammvölker. Der gelehrte Gärtler will in dem Binger Walde, bey großen in einem Kreise liegenden Steinen, ein altes Gaumal entdeckt haben. Viel gewisser ist die Behauptung des gelehrten Hontheim, welcher einen Pfeiler der Moselbrücke und das schwarze Thor bey Trier für altteutsche Gebäude hält. Ob die Oerter Imhain im Isenburgischen, Hättenhayn bey Schwalbach, und der Gottesberg [6] bey Bonn, teutschen Gottheiten geweiht waren, wollen wir dahingestellt seyn lassen; daß

1. Hermunduri.

2. Heribanus.

3. Wactas etc.

4. Burgundiones.

5. Noviomagum, Rhenomagum, Borbetomagus, Brocomagus, Magontia, Bodobriga, Antonacum, Trebiri oder Treviri.

6. Ara ubiorum.

aber die Teutschen, welche am Rhein wohnten, schon feinere Sitten, eine geschmücktere Kleidung, Handlung und Gewerbe hatten, gibt Tacitus nicht undeutlich zu verstehen.

Tu regere imperio populos, Romane, memento.

In einem solchen Zustande fand Julius Cäsar die Rheinbewohner, als sie im großen Schwäbenbunde unter Ehrenvest gegen ihn stritten. Schon vor der Ankunft der Römer hatte sich dieser teutsche Fürst zum Könige von hundert Gauen erhoben, und erst kürzlich noch ein gallisches Volk, die Heduer, mit Hülfe der Sequaner seiner Herrschaft unterworfen. Die Gallier aber wollten wohl Bundesgenossene der Schwäben, aber nicht Unterthanen ihres Königs seyn. Aufgebracht über das harte Benehmen des Ehrenvest, suchten sie Hülfe bey dem römischen Feldherrn, und dieser sah ihren Haß gegen die Teutschen als das schicklichste Mittel an, seine Eroberungen zu sichern.

Indessen war der Ruhm der Tapferkeit, welchen sich die Schwäben in Teutschland und Gallien erworben hatten, auch zu den römischen Legionen gedrungen. Cäsar versuchte daher erst Unterhandlungen mit dem teutschen Könige, ehe er sich in ein Treffen einlassen wollte. Er ließ ihn durch Gesandte zu einer besondern Zusammenkunft einladen; aber Ehrenvest, trotzend auf seine Siege und die Anzahl seiner Völker, antwortete mit Stolz: »Wer »ist der Cäsar, daß er mir zumuthen will, ihm entgegen

»zu kommen? Hat er etwas mit mir abzuthun, so steht
»ihm der Weg zu mir offen, wie mir zu ihm. Er hat
»sich aber eben so wenig um unsere teutschen Angelegen-
»heiten zu bekümmern, als ich mich um seine römischen.
»Hat er Lust, sich mit mir in einem Treffen zu messen,
»so soll er die Tapferkeit meiner teutschen Völker erfah-
»ren, die über vierzehn Jahr unter kein Dach gekommen,
»sondern unter freiem Himmel gegen unsere Feinde im
»Felde gelegen sind.«

Diese Antwort des teutschen Königs nebst den Nach-
richten von der teutschen Tapferkeit setzten das römische
Heer in Schrecken; nur Cäsar ließ sich dadurch nicht irre
machen. Er schickte vielmehr eine andere Gesandtschaft an
den Ehrenvest, welche die Zurückziehung aller teutschen
Völker über den Rhein, die Befreiung der Heduer, und
Geißeln von ihm fordern sollte. Dieser aber verwarf
solche Anträge mit Verachtung, und zog mit allen den
Völkern, welche an dem Schwabenbunde Theil nahmen,
nebst jenen, welche über dem Rheine wohnten, den Elsas-
sern, den Neumättern und Wormsgauern gegen das rö-
mische Heer, um den Streit durch eine Schlacht zu ent-
scheiden.

Cäsar, welcher seine Legionen erst an den Anblick
der Teutschen gewöhnen, und eine schickliche Gelegenheit,
seine Gegner zu überfallen, abwarten wollte, zog den
Krieg in die Länge. Er hatte nämlich bemerkt, daß die
Teutschen bey abnehmendem Monde die Schlacht vermie-
den. Diese Zeit wählte er zu einem Angriffe. Er war
so glücklich, den tapfern Ehrenvest bey Bizanz [1] zu schla-
gen, und die Schwaben über den Rhein zu treiben. Durch

1. Vesontium.

schlagen, um die jenseitigen Länder zuerst auszukundschaften, dann anzugreifen. Allein er kam nur, besah, und beschrieb unser Vaterland.[1] Denn bald hierauf zogen ihn die Bürgerkriege nach Italien. Er überwand zwar die Pompejanische Parthei durch teutsche Cohorten in den Feldern von Pharsal; er wurde Herr von Rom und der römischen Welt; fiel aber selbst als ein Opfer seiner Größe.

Nach dem Tode Cäsars erhielt Octavius Augustus, der in einem neuen Bürgerkriege seinen Gegner Antonius besiegt hatte, die Herrschaft über Rom. Er schickte seinen Schwiegersohn Agrippa an den Rhein und dieser legte, wie Fuchs behauptet, den Grund zu der Festung bey Mainz, die Ubier aber, welche schon den Schutz des Cäsars gegen die Schwaben erfleht hatten, versetzte er vom rechten auf das linke Rheinufer, und gründete durch sie mit Römern vermischt, jene Colonie, welche von ihm den Namen der agrippinischen erhalten hat.[2] Hierauf ging Augustus selbst an den Rhein, und theilte das Reich in Provinzen und Statthalterschaften ein. Jene von Gallien, wozu das obere und untere Germanien gehörten, gab er seinem Stiefsohne Drusus; und dieser wollte die großen Thaten, welche Cäsar am Rheine begonnen hatte, vollenden. Zuerst drang er gegen die nordischen Teutschen vor, und vereinigte, um seine linke Flanke zu decken, die Yssel mit dem Rheine. Hierauf gieng er über den Oberrhein in das Land der Schwaben, kehrte sonach links um, und überfiel die Hessen, welche den untern Main besetzt hatten. An diesem Flusse hinauf zog er

1. Das veni, vidi, vici konnte er wenigstens hier nicht sagen. Er ist vielmehr in seinen Commentaren ein Lobredner der Teutschen geworden.

2. Colonia Agrippina.

links gegen die Saale in das Land der Härzer. Er drang endlich bis an die Elbe vor, wo er ein Siegeszeichen errichten ließ.

Weiter kam dieser edle, tapfere Jüngling nicht. Auf seinem Rückwege stürzte er vom Pferde, und starb an einer sich dadurch beigebrachten Wunde zwischen der Saale und dem Rheine. In Mainz und Rom wurden ihm Denkmäler errichtet, Begängnisse und Leichenreden gehalten. Er und seine Familie erhielten den ehrenvollen Beinamen Germanicus.

Durch die Siege des Drusus über die Teutschen wurden die Römer Herren des Rheins. Er und seine Nachfolger gründeten längst seinem Ufer hin ein System der bürgerlichen Ordnung und des Kriegs, welches über vierhundert Jahr der Römer Herrschaft an diesem Flusse sicherte, und in unsern Zeiten die Franzosen über ganz Europa siegen machte. Es wird daher der Mühe werth seyn, es näher zu beleuchten.

Gleich nach den Feldzügen des Cäsars hatte schon Augustus das auf dem linken Rheinufer gelegene Land der Teutschen in zwei Provinzen, nämlich in Ober- und Unter-Germanien,[1] abgetheilt. Die Rauraker und ein Theil der Elsäßer wurden zu der größten Sequanischen[2] Provinz geschlagen, so wie ein Theil der Trierer mit der ersten Belgischen[3] vereinigt wurde, weil sie zum Aufruhre geneigt waren. Jede Provinz erhielt ihren eignen Befehlshaber, welcher Legat oder Proconsul genannt wurde, und ihren eigenen Gefällverweser oder Procurator. Das ganze Gallien und Teutschland war aber

1. Germania superior et inferior.
2. Maxima Sequanorum.
3. Belgica prima.

einem allgemeinen Statthalter oder Präses unterworfen, welcher unmittelbar unter dem Kaiser oder Imperator stand, und zugleich die Civil- und militärische Gewalt in Händen hatte.

Als Drusus Präses oder Oberstatthalter von Gallien wurde, war das römische Gebiet von Teutschland im Süden durch die Donau, und gegen Norden durch den Rhein geschieden. Jene floß zwar der Hauptstadt des Reichs näher, allein hinter ihr erstreckten sich die hohen und unwegsamen Alpen von Helvetien, Rhätien und Noricum, [1] welche sowohl den Angriff erschwerten, als den Rückzug äußerst gefährlich machten. Auch führten von der Donau aus keine beträchtlichen Flüsse in das Innere von Teutschland. Dagegen sind die Ufer des Rheins von Helvetien bis nach Batavien größtentheils flach, und wenn sie sich auch bey Bingen und Andernach verengen, so dienten ihre Anhöhen mehr zur Stütze und Befestigung, als zur Schwächung der römischen Operationen. Dabey hatte die Rheinlinie noch die Vortheile, daß die Flüsse, welche er aufnimmt, als der Neckar, der Main, die Lahn und die Lippe, in das Innere von Teutschland und von da aus an die nördlichen Gewässer, die Weser, die Saale und die Elbe führten. Sie erleichterten also das Vorrücken einer Armee in einem Lande, wo man noch keine Heerstraßen und Standquartiere angelegt hatte.

Auf diese natürliche Anlage bauete Drusus sein Angriffs-System gegen die Teutschen. Vor allem machte er den Rhein zur Grundlinie seiner Operationen, und befestigte ihn mit funfzig kleinen und großen Castellen. Der Mangel an genauern Nachrichten und Beschreibungen

1. Die heutigen Schweizer und Tyroler Gebirge.

hindert uns, sie alle bestimmt angeben und nennen zu können. Wir müssen uns daher begnügen, die vornehmsten davon gefunden zu haben.

Die rechte Flanke dieser Rheinlinie war durch die helvetischen Alpen und die Festungen an der Donau gedeckt. Die linke verlor sich in den batavischen Sand und war durch den Drusischen Kanal mit der Yssel vereint. Längst dem Mittelpunkte trotzten die funfzig Castelle von allen Ufern des Rheins. Unter diesen war Argentoracum die Hauptfestung des rechten Flügels, Magontiacum jene des Mittelpunktes und Colonia Agrippina die vom linken. Davon hatte jede zwey oder mehrere Flanken-, Fronten- und Rückenwerke. Magontiacum, und vielleicht auch Colonia, waren durch eine steinerne Brücke und einen Brückenkopf oder Brücken-Castell mit dem rechten Rheinufer verbunden; bey den übrigen setzte man mit Schiffen über.

Da die Römer noch immer die Aufstände der Gallier und Einfälle der Teutschen zu fürchten hatten, so waren sie mit dieser Befestigungslinie längst dem Rheine hin noch nicht zufrieden. Sie deckten auch noch den Rücken und die Fronte derselben mit Mauern, Gräben und kleinen Bollwerken. Schöpflin gibt in seinem Werke über das Elsaß Spuren von Mauern und Festungen an, welche die Römer auf der Spitze der Vogesen angelegt haben sollen.[1] Fuchs hält den Ort Drais hinter Mainz für ein vom Drusus im Rücken der Festung errichtetes Castell.[2] Zu Saarbrücken und Lüzelcoblenz[3] war der

1. **Alsatia illustrata.**

2. Geschichte von Mainz.

3. **Pons sarae, parvae confluentes.**

Uebergang über die Saar und die Mosel gesichert; Metz, Verdun und Trier sollten die Gallier im Zaume halten.

Auch auf dem rechten Rheinufer findet man noch die Spuren jenes Zaunes [1] oder Pfalgrabens, welchen Drusus und Trajanus längst dem Zaungebirge und dem Katzenellnbogen hin gegen die Anfälle der Teutschen, oder zur Bezähmung der Hessen gezogen hatten. Im Schwabenlande gaben sie den Veteranen und andern Ansiedlern eine große Strecke Landes ein, welche dort Aecker bauten, und dieselben mit Vorwerken befestigten. Die diesseits am Rheine liegenden Ortschaften, Lentium, Linz, Cuba, Caub, Laureacum, Lorch, Alta Villa, Eltvill, Villa Hadriani, Hädernheim, Lobodunnm, Ladeburg ꝛc. mögen Frontencastelle gegen das Innere von Teutschland gewesen seyn.

Die Festungen selbst waren durch große steinerne Heerwege und Poststationen [2] verbunden, auf welchen der Soldat in schnellen Märschen von Italien bis an den Rhein herbeieilen konnte. Acht Legionen, also ungefähr hundert tausend Mann, lagen als ordentliche Besatzung längst der fürchterlichen Streitlinie hin. Davon hatte jede ihre gehörige Anzahl von Truppen zu aller Art des Streits. Das schwerbewaffnete Fußvolk, welches die Stärke derselben ausmachte, war in 10 Cohorten und 55 Manipel oder Compagnien abgetheilt; die unter den Befehlen einer eben so großen Anzahl von Tribunen und Centurionen standen. Die erste Cohorte, welche allezeit den rühmlichsten Posten und die Bewachung des goldenen Adlers als Ehrenwache forderte, bestand aus 1105 Mann von vor-

1. Taunus. Siehe von Gerning Heilquellen des Taunus auf der Karte, worauf der Pfalgraben angegeben ist.

2. Siehe die Peutringrische Karte.

züglicher Treue und Tapferkeit. Von den übrigen neun Cohorten hatte jede 555 Mann; das ganze Fußvolk machte also einen Haufen von 6100 Mann aus.

Die Reiterey war in 10 Geschwader getheilt. Das erste und vorzüglichste derselben hatte 132, von den übrigen neun jedes 66, so daß die gesammte Reiterey 726; die ganze Legion aber 6826 Mann stark war. Sie führte als Geschütz allerlei Arten von Wurfmaschinen, Ballisten und Katapulten mit sich. Ihr Angriff geschah in drei Linien mit Zwischenräumen, wovon sich jede nach der andern leicht bewegen, und zurückgehen konnte. Die erste war die der Leichtbewaffneten oder der Primarier, die zweite bildeten die Lanzenknechte, die dritte aber behaupteten die Schwerbewaffneten oder Triarier.

Die Soldaten hatten eigene Vorrechte, z. B. das Militairtestament, die Stipendien und dergleichen. Sie hatten aber auch strengere Pflichten und eine schnellere Justizverwaltung. Zu den Zeiten des Augustus belief sich der ganze Kriegsstand auf 25 Legionen oder 170650 Mann, dazu gehörten noch die Leibwache des Kaisers mit . . . . 10000 —

die Besatzungs-Cohorten mit	6000	—
sieben Cohorten der Wachttruppen, jede zu 1000 Mann	7000	—
die Hülfstruppen bey jeder Legion . .	135000	—
noch besondere Haufen angenommen zu .	30000	—
Zusammen	358650	Mann.

Von den 25 Legionen des römischen Reichs lagen achte längst dem Rheine hin, nämlich am obern Rheine:

die I. Legion, Julia genannt,
die V. — Macedonica,

die XIX. Legion Macedonica,
die XX. — Valeria Victrix,

an dem Unterrheine:

die II. — Augusta,
die XIII. — Gemina pia fidelis,
die XIV. — Gemina Martia Victrix,
die XVI. — — — —

Sie machten, wenn wir auch nur die gemeine Zahl der Legion zu 6826 Mann annehmen, einen Heerhaufen von . . . . 54608 Mann aus. Dazu die Hülfstruppen für jede Legion zu 5400 Mann . . . . 43200 —

Zusammen 97808 Mann.

Diese Legionen blieben zwar nicht immer am Rheine. Sie wurden nach Umständen und Bedürfnissen abgerufen und verlegt; wie z. B. die II. und XIV. nach Britanien, die XIII. nach Pannonien. Auch wechselten sie zuweilen, wie wir die XVI. bald am obern, bald am untern Rheine finden. Sie wurden aber immer wieder von andern, z. B. der IV. Scythia, der XVIII, der XXI Rapax und XXII. Primigenia Pia Fidelis ersetzt. Die Kaiser errichteten späterhin nach dem Beispiele Cäsars selbst aus teutschen Völkern Legionen oder Heerhaufen, wie die Namen der Batavischen, Mattiakischen, Tungrischen, Breisgauischen, Menappischen Abtheilungen beweisen.

Nach den von Constantin dem Großen vorgenommenen Reichsabtheilungen erhielt der Militairstand, wie das ganze Reich, eine andere Einrichtung. Der Oberste des Fußvolks oder Magister Peditum hatte unter sich 12 Pallastlegionen, 65 dergleichen von den Hülfstruppen, 22 von den Comitaten, 18 von solchen, welche für Comitatstrup-

pen gehalten wurden; 17 Flotten und 23 Tribunen der Cohorten, so daß man das Ganze auf 108000 Mann rechnen kann. Unter ihm standen 8 Comites und 12 Duces. Von den erstern lag einer in Argentoracum oder Straßburg mit einem Präsidium von ungefähr 1000 Mann. Er hatte vermuthlich die Festungen bis nach Basel und der Augusta der Rauraker zu vertheidigen. Von den Letztern befehligte der Dux von Mainz, von Saletio (Selz) bis nach Antonacum (Andernach). Unter ihm standen:

der Präfect der Pacenser zu Saletio (Selz),
— — Menapier zu Tabernä (Zabern),
— — Andracinner zu Vicus Julius (Germersheim),
— — Rächer (vindicum) zu Nemetes (Speyer),
— — Martenser zu Alta Ripa (Altrip),
— — zweiten Flaccischen Legion zu Vorbetomagus (Worms),
— — Waffenträger zu Maguntiacum (Mainz),
— — Bingier zu Bingium (Bingen),
— — Ballisten-Schützen zu Bodobriga (Boppart),
— — Vertheidiger zu Confluentes (Coblenz),
— — Acisienser zu Antonacum (Andernach).

Das Reichsverzeichniß[1] gibt für das zweite Germanien am untern Rheine weder einen Dux noch Comes an. Vielleicht lag einer davon, wie in Straßburg, zu Cölln, der aber darum nicht bemerkt wurde, weil die Teutschen übergegangen waren. Vielleicht auch standen die Legionen am Unterrheine zu der Zeit unmittelbar unter dem prätorischen Präfecte zu Trier.

Der Oberste der Reiterey oder Magister Equitum hatte 9 Fahnen von den Pallastlegionen und 32 von den

1. Notitia imperii.

Comitatstruppen unter sich. Von den erstern befehligte der Oberste der Reiterey in Gallien und den beiden Germanien:

die alten Bataver (Batavos seniores),
die alten gehörnten (cornutos seniores) und
die jüngern Bataver (Batavos juniores).

Von den letztern sieben, nämlich:

die alten und jungen Honorarier (Honorarios seniores et juniores),
die alten Waffenträger (armigeros seniores),
die Octavo-Dalmatier (Octavo-Dalmatas),
die Passerentiaker (Passerentiacos),
die Maurosaliter (Maurosalites),
die wilden Constantier (Constantios feroces). [1]

So war die Militairverfassung der Römer am Rheine; die bürgerliche war ihr untergeordnet; denn die Generäle übten die Gewalt über beide. August hatte die teutschen Länder auf dem linken Rheinufer in vier Provinzen, nämlich in zwei Belgische und zwei Germanische abgetheilt. Von den beiden letztern erstreckte sich die erste oder Obergermanien bis an die Mosel, die zweite oder untere von diesem Flusse bis an das Meer. Ueber eine jede dieser Pro-

1. Pancirollus gibt dem Obersten der Reiterei in Gallien 21 Pallastlegionen und 17 von den Hülfstruppen, welches an

Fußvolk	16000 Mann
und an Reiterei	2400 —
zusammen	18400 Mann

ausgemacht habe.

vinzen war ein Proconsul oder Consular gesetzt, welcher zugleich die bürgerliche Gewalt übte. Sie standen alle unter dem Präses oder Statthalter von Gallien.

In den Provinzen und neben den Besatzungen der Festungen bildete man auch Municipalitäten, welche für sich ihre eigene Verwaltung hatten. Sie nahmen an allen Rechten Theil, welche der Senat und die Kaiser den Provincial-Städten ertheilten. Sie hatten als Vorsteher ihrer Bürgerschaft eine Versammlung von Curialen oder Decurionen, an deren Spitze zwei Männer oder Duumviri standen, und hier die Stelle des römischen Senats und seiner Consuln vertraten. Unter diesen standen noch andere Stadtbeamte nach den verschiedenen Bedürfnissen der Verwaltung; zum Beispiel die Defensoren oder Vertheidiger ihrer Rechte, die Gefällverweser oder Procuratoren, die Curatoren oder Gemeingutsverwalter, die Baumeister oder Aedilen, die Speigermeister (curatores annonae) und die Wegaufseher.

Die Gerechtigkeit wurde nach römischen Gesetzen verwaltet, und darnach auch in einer jeden Municipalstadt ein eignes Tribunal errichtet. Die Appellation oder Revision gieng an den Quästor. Unter den von den Römern längst dem Rheine hin errichteten Städten und Municipalitäten werden besonders folgende genannt:

Augusta Rauracorum in der Provinz Maxima Sequanorum, wovon noch der heutige Ort Augst in der Schweiz seinen Namen hat. Die um denselben prangenden Ruinen von Mauern, von Amphitheatern, von der Wasserleitung und Tempeln zeigen sowohl von ihrem Umfange als ihrer Größe. Sie wurde als eine römische Colonie von L. Munantius Plancus, einem Legaten des Cä-



sar, im Jahre der Stadt Rom 740 gegründet. Auf einem ihm geweihten Denkmale liest man die Inschrift:

L. MVNANTIVS. L. F. N. L. PRON. PLANCVS. COS. CENS. IMP. ITE. VII. VIR. EPVl. TRIVMP. EX. RAETIS. AEDEM. SATVRNI. FECIT. DE. MANIBVS. AGROS. DIVISIT. IN. ITALIA. BENEVENTI. IN. GALLIA. COLONIAS. DEDVXIT. LVGDVNVM. ET. RAVRICVM.

Basilia oder das heutige Basel findet man nicht unter den ersten Städten und Festungen des Rheins. Erst gegen das Ende des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt, und besonders in dem Reichsverzeichnisse [1] hört man von ihr reden, wo sie civitas Basilientium genannt wird. Vermuthlich ist sie nach einer Zerstörung der Augusta Rauracorum näher bei dem Orte, wo der Rhein einen Umschwung nach Norden macht, angelegt worden. Beide Städte gehörten nicht zu dem rheinischen Germanien. Ich habe sie nur darum angeführt, weil sie den rechten Flügel der Rheinlinie deckten.

Von den Castellen und Wegstationen Arialbinum, Cambes, Stabulae, Mons Brisiacus, Argentuaria, Saletio, Tabernae, Vicus Julius, Alta Ripa, Buconica rc. welche heutzutage Kembs, Breisach, Horburg, Selz, Zabern, Germersheim, Altrip und Oppenheim heißen, wissen wir außer ihren Namen wenig aus diesen Zeiten; dagegen sind Argentoracus, Straßburg und die Civitates Nemetum und Vangionum, Speyer und Worms, bald beträchtliche Municipalitäten geworden.

1. Notitia imperii.

Der Ursprung dieser Städte mag wohl schon vor der römischen Periode zu suchen seyn; indem die teutschen Völker, welche mit Ehrenvest über den Rhein gegangen waren, dort ihre Gauversammlungen gehalten haben. Drusus machte sie zu Festungen und Augustus bei der Reichsvertheilung zu Munizipalitäten der Provinz Obergermanien. Es ist zu vermuthen, daß sie schon frühe Gewerbsstädte waren. Straßburg wird wenigstens in dem Reichsverzeichnisse als eine Fabrikstadt aller Art von Waffen angegeben. Vielleicht hat es darum, weil man vorzüglich in Silber dort arbeitete, den Namen Argentoratus erhalten.

Wo nicht die Hauptstadt, doch gewiß die Hauptfestung am obern Rheine war Maguntiacum oder Mainz. Serarius und Fuchs wollen ihren Ursprung schon in der altteutschen Geschichte suchen, indem sie ihren Namen von dem keltischen Worte Mag herleiten. Auch beweist Letzterer durch die Inschrift eines gefundenen Steins, daß schon Agrippa ein festes Lager dort errichtet habe. Der wahre Gründer der großen Festung war aber Drusus. Dieser berühmte Feldherr baute sie dem Ausflusse des Mains gegenüber auf der Anhöhe, welche heutzutage der Kästrich, von Castrum, genannt wird, und den Stephans- Jacobs- Linsen- und Stahlberg umfaßt. Von der östlichen Mauer des alten Maguntiacum findet man noch Bruchstücke vom Pulverthurme bis über das Gauthor längst der Caserne hin. Am Fuße der Anhöhe ließ Drusus eine steinerne Brücke über den Rhein und jenseits einen Brückenkopf bauen, welcher dem Orte Castell seinen Namen gab. Auf den Anhöhen von Weisenau und dem harten Berge, welche die Festung flankiren, wurden Seitencastelle angelegt; auf dem Draiserberge eins im Rücken.

Eine prächtige auf vielen hundert Pfeilern ruhende Wasserleitung führte der Besatzung, von Fontheim oder Finthen her, das Wasser zu.

Fuchs giebt der Festung eine Gestalt und einen Umfang nach dem Laufe der Anhöhe. Nach der gemeinen Bauart waren die römischen Lager regelmäßige Vierecke. Beides läßt sich vereinigen, wenn man die Form der Anhöhe selbst betrachtet. Von dem Hechtsheimer oder Weißenauer Berge springt sie gegen Norden zu in einem hohlen und zwei spitzen Winkeln hervor. Wenn wir nun annehmen, daß die östliche Mauer der Festung, wie die Bruchstücke noch zeigen, längst der Anhöhe des Cästrichs und Stephansberges, die nördliche längst dem Linsenberge und die westliche längst dem Stahlberge bei Dahlheim hin gestanden, die südliche aber von dem hohlen Winkel bei dem Gutleutstege über die heutige Citadelle sich mit dem Winkel der östlichen vereinigt habe; so läßt sich die Gestalt der römischen Verschanzungen leicht finden. Die vier Winkel und Hauptthürme derselben müssem demnach bei dem Pulverthurme, bei der Windmühle, bei dem Eichelsteine und auf den Zahlbacher Höhen zu suchen seyn. Von den vier gewöhnlichen Hauptthoren führte die Porta Praetoria bei dem jetzigen Gauthore herab an den Rhein über die Brücke nach Teutschland zu; die ihr gegenüber stehende Porta Decumana am Gutleutsteg über Pons Sará, Saarbrücken, nach Metz; die Porta Principalis Dextra über die Heerstraße nach Buconica oder Oppenheim und von da nach Worms, Speyer, Straßburg, Rom; die Porta Principalis Sinistra längst der Wasserleitung hin nach Bingium, und von da entweder links über Dumno nach Trier, oder rechts über Wesel und Boppart nach Coblenz und Cölln.[1]

1. Lehne hat davon eine eigene Karte entworfen.

Da der natürlichen Beschaffenheit des Bodens gemäß die Legionen auf der großen Fläche vor der Porta Principalis Dextra oder dem sogenannten Heiligkreutzerfelde ihre Kriegsübungen hielten; so hat sich die eigentliche Gewerbsstadt längst dem Thale hin angesiedelt, welches sich vom Rheine bis nach Zahlbach bildet. Sowohl römische als christliche Alterthümer beweisen es. Indessen glaube ich aber doch, daß die Wohnungen, welche da angelegt wurden, wegen der beständigen Ueberfälle der Teutschen nicht gar beträchtlich gewesen seyn müssen. Nur der Troß der Legionen hat sich dahin gezogen. Die vornehmsten Bürger und Beamten wohnten anfänglich in der Festung. Erst nach der Zerstörung derselben zog sich die Stadt von der kriegerischen Anhöhe herab zu dem friedlichen Thale an den Rhein.

Vom alten Bingium zeigen Geschichte und der Name seines Drusenthores, daß es, wie Mainz, seine Entstehung dem Drusus zu verdanken habe; Tacitus bemerkt in der Beschreibung des Trierischen Krieges, daß dort eine Brücke über die Nahe erbaut gewesen sey. Von friedlichen Municipal-Anstalten zeigen der Drusus- oder Draisbrunnen, die Ueberbleibsel von Bädern und andern Gebäuden, welche der gelehrte Gärtler in dieser Gegend entdeckt hat. Ob der Name Bacherach von Bachiara, oder der Anpflanzung des Weins herzuleiten sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Dieser Ort wird weder in dem Reisebuche des Antoninus, noch in Peutingers Postkarte angeführt. Aber in gleicher Weite von vier Stunden lagen unter Bingen Vosavia, Wesel, Bodobriga, Boppart, Confluentes, Coblenz, Antonacum, Andernach, Rigomagus, Rheinmagen, Bonnae, Bonn, bis nach Colonia oder Cölln am Rheine hinunter. Alle diese

Städte waren zugleich Festungen, Gewerbs- und Ueberfahrtsorte. Da bei Wesel, Boppart, Andernach und Rheinmagen die Ufer sehr schmal sind, so konnten sich dort keine großen Städte bilden. Dagegen mag in dem flächern Coblenz und Bonn die Bevölkerung schon zu der Römer Zeiten ansehnlich gewesen seyn. Ersteres lag an dem Zusammenflusse zweier großen Flüße, des Rheins und der Mosel. Hier wurde also früh Gewerb und Handel getrieben. Daß schon zu der Zeit bei Coblenz eine Brücke über die Mosel geschlagen war, hat viele Wahrscheinlichkeit. Sowohl das kleine oder Lützelcoblenz als der Ehrenbreitstein mögen als Brückenköpfe gedient haben.

Bonn war unter den Römern zu einer beträchtlichen Municipalstadt angewachsen. Dies beweiset die von Constantins Mutter, der Kaiserin Helena, erbauete Kirche, und die Erweiterung seiner Mauern durch den Kaiser Julianus. Von den übrigen Festungen und Städten am untern Rheine, als Novesium, Neuß, Sontium, Zoons, Castrum Hordeonis, Uerdingen, Campus Veterum, Campen, Castra Ulpiana, Xanten 2c. ist Colonia Agrippa oder Cölln unstreitig die größte und ansehnlichste in bürgerlicher Hinsicht gewesen. Daß sie von der Kaiserfamilie und einer römischen Colonie gegründet wurde, läßt von ihrer Größe vermuthen. Auch hatte sie Trajanus, welcher lange in ihr gelegen war, mit vorzüglichen Rechten begünstigt. Die Ruinen von einem Capitol, von einer Brücke und von ihren mit musivischer Arbeit eingelegten Stadtmauern beweisen von ihrer bürgerlichen Bedeutenheit und Pracht. Es scheint, daß sich ihre Municipalverfassung ganz nach der von Rom gebildet habe.

Die Hauptstadt von ganz Gallien, die Residenz so vieler Kaiser und ihrer prätorianischen Präfecten war die

alte Augusta Trevirorum oder Trier. Schon im Jahre 292 nach Christi Geburt verlegte Constantius Chlorus, der Vater Constantins seinen kaiserlichen Sitz dahin. Maximianus Herculeus, die beiden Constantinus, Vater und Sohn, die Brüder Valentinianus und Valens, Gratianus, Valentinianus der jüngere, Maximinus und Theodosius der Große hielten sich größtentheils in dieser Stadt auf. Das römische Gesetzbuch enthält über 107 Gesetze, welche zu der Zeit von diesen Kaisern in Trier datirt wurden. Durch den fast beständigen Aufenthalt des prätorianischen Präfecten liefen die Angelegenheiten von ganz Gallien, Spanien und Britanien da zusammen, und zogen eine Menge von Menschen hin. In dieser Stadt wurde eine kaiserliche Münze, eine vorzügliche grammatische und eine eigne Pallastschule, eine Schatzkammer, eine Leinenfabrik und eine Hofhaltung angelegt. Die Kaiser erbaueten nebst dem prätorianischen Pallaste sich selbst einen eigenen, wovon noch die Ruinen zu sehen sind. Bäder, Wasserleitungen, Amphitheater und Brücken dienten eben so der Verschönerung als der Bequemlichkeit. Es war daher natürlich, daß während der römischen Periode Trier der Sitz der Cultur, des Geschmacks und der Geschäfte von ganz Gallien und folglich auch der rheinischen Provinzen wurde. Das Reichsverzeichniß gibt die Menge von Menschen und Staatsbeamten an, welche der Hof und der prätorianische Präfect nach dieser Stadt gezogen haben müssen.

Aus dieser kurzen Darstellung der rheinischen Städte und Ortschaften ergibt es sich, daß Straßburg der vorzüglichste Waffenplatz, Mainz die Hauptfestung, Cölln die vorzüglichste Municipalität und Trier die Residenz und der Sitz der Gelehrsamkeit unter der Herrschaft der Rö-

mer war. Von den Orten, welche die Römer landeinwärts, oder über dem Rheine im Lande der Hässen und Schwaben angelegt haben, wollen wir nicht reden. Beides, ihre Lage und Geschichte kann nicht bestimmt angegeben werden.

Sowohl die Verwaltung der Provinzen als die große Anzahl der Soldaten, welche sie schützen mußten, wurden durch die Beiträge der eroberten Länder unterhalten, und endlich aus ihnen auch gezogen. Die öffentlichen Steuern erhob man nach der Schatzung (census) entweder von den Personen, oder den Gütern und Zöllen. Augustus führte sie schon im siebenundzwanzigsten Jahre vor Christi Geburt in Gallien und den beiden Germanien ein. Nebst diesen gab es noch eine außerordentliche Steuer, welche man die verwegene oder temeraria nannte; und einen Zwanzigsten von den Erbschaften rc. Ein Theil dieser Abgaben wurde zu den öffentlichen Staatsbedürfnissen und der Erhaltung der Truppen verwendet, der andere floß in den Schatz des Kaisers. Jede Provinz und jede Municipalität hatte ihren besondern Einnehmer oder Prokurator. Zuweilen hatte auch einer zwei oder drei Provinzen zusammen zu verwalten. So war zum Beispiel ein gewisser Petronius zugleich Procurator von Belgien, von den beiden Germanien und des Kaisers. Daß diese Einnehmer das Volk öfters drückten, beweist gleich der erste derselben Licinius, welcher durch seine Erpressungen die Trierer und Bataver zum Aufstande brachte.

Eine andere Ursache des Mißvergnügens dieser Völker war die Dienstpflicht in den Armeen. Anfänglich hatten blos römische Legionen den Rhein besetzt. Bald aber mußten auch die Landesbewohner unter denselben, oder als Hülfstruppen dienen; daher finden wir auch die teutschen

Benennungen, als der Tungrischen, Brukterischen und Menappischen unter ihnen. Um diesen Druck zu erleichtern oder vielmehr die Teutschen daran zu gewöhnen, führten die Römer mit ihrer Verfassung zugleich ihre Künste, ihre Sitten und ihre Sprache ein.

Die alten Teutschen lebten größtentheils von der Viehzucht; vielleicht haben jene, welche auf der Gallischen Seite wohnten, schon einigen Ackerbau getrieben. Die Römer wollten ihre neuen Unterthanen durch Beispiele zur Arbeit führen. Sie theilten daher viele Länder unter ihre Veteranen und andere Abkömmlinge aus, und diese baueten selbige mit Getreide, mit Obst, Wein und Gemüse an. Nicht nur die fruchtbaren Thäler, welche die Vogesen und Hartgebirge auf dem linken Rheinufer bilden, wurden urbar gemacht, sondern auch diesseits des Rheins im Lande der Hässen und Schwaben siedelten sich römische Colonisten zwischen dem Zaungebirge, dem Katzenellenbogen und dem Schwarzwalde an. Sie baueten die Aecker, welche Tacitus die Decumatischen nennt. In den Hauptstädten, besonders zu Straßburg, Cöln und Trier, wurden Waffen-, Leinen-, Wollen-, Silber- und Goldfabriken angelegt, und vielleicht erhielt ersteres, wie wir schon bemerkt haben, davon seinen Namen Argentoratus oder Silberstadt. Bei eben diesen Hauptstädten erbauete man Amphitheater, öffentliche Bäder und Wasserleitungen auf hohen Pfeilern. In und um die Städte hatten die Präfekte und Consularen ihre Palläste, Villen, Gärten mit Säulen, Schnitzwerk und musivischer Arbeit geschmückt. Götterbilder und kostbare Denkmäler zierten die Tempel, Plätze und Wege. Cöln, Trier und Coblenz trieben schon einen beträchtlichen Handel.

Von den aus den Römerzeiten übrig gebliebenen

Denkmälern sind wohl das dem Andenken des Drusus in Mainz errichtete, welches man den Eichelstein nennt, und jenes der Secundiner bei Rigol die merkwürdigsten. Jenes hatte eine runde Form mit Adlern geziert, und ruhete auf einem viereckigen Fußgestelle. Dieses gibt sowohl durch seine Gestalt, als durch seine Schnitzbilder Beweise von der römischen Prachtliebe. Es ist das schönste von der Römerzeit erhaltene Kunstwerk. Indessen gingen der Römer Anstalten am Rheine mehr auf Krieg und Eroberung, als auf Handel und friedlichen Verkehr. Sie haben daher auch die Schiffahrt auf diesem Flusse mehr zu jenen als diesen benutzt. Zu Mainz, und wahrscheinlich auch zu Cöln haben sie steinerne, an andern Orten Schiffbrücken errichtet, und kleine Flotten unterhalten [1]. Drusus ließ den Rhein durch einen Kanal mit der Yssel verbinden, und wahrscheinlich auch unter Bingen jene Felsenwand sprengen, welche man das Bingerloch nennt. Bei Hauptwegen und Hauptüberfahrten waren Land- und Wasserzölle angelegt.

Um die Bewohner der neuen Provinzen schon früh mit dem Geiste und der Sprache der Römer bekannt zu machen, wurden nach der Weisung der Kaiser Valens und Gratianus in allen großen Städten Schulen der Grammatiker und Rhetoren, und in Trier eine eigene Pallastschule errichtet. Alle Jünglinge, welche ihrer Studien wegen aus den Provinzen nach den Hauptstädten kamen, mußten ihre Namen, ihre Studien und Wohnungen dem Magister Census angeben. Auf ihre Sitten, Aufführung und Fortschritte wurde genau Acht gegeben, und darüber monatlich eine Liste eingeschickt, worauf bey

1. Naves Lusoriae.

Anstellung Rücksicht genommen wurde. Die schlechten, unsittlichen Schüler bestrafte man nach Maaßgabe ihrer Verbrechen; die unverbesserlichen wurden fortgejagt.

Durch diese Schulen wurde der Geist der Römer und ihrer Sitten unter den Bewohnern des Rheins mehr verbreitet, als durch Zwang und Gesetze. Die teutschen Jünglinge gewannen allbereits die römischen Künste und Wissenschaften lieb, und damit auch ihre Sprache und Gebräuche. Viele erhielten sogar römische Namen, z. B. Flavius, Civilis, Tutor, Classicus rc. Die großen Staatsmänner, welche darin gebildet wurden, wie Antonius, Gregorius und Manlius Theodorus rc. flößten durch ihre Verwaltung und Gewandtheit in Geschäften Ehrfurcht ein. Die berühmten Gelehrten und Lehrer, welche dabei angestellt waren, ein Claudius Mamertinus, Ursulus, Honorius rc. zogen durch ihre Reden und Schriften die Herzen der Männer und Weiber an. Einige darunter, wie Ausonius, suchten sogar den Nationalstolz zu bestechen, indem sie in reizenden Lobgedichten die Schönheiten der Rhein- und Moselgegenden besangen [1].

Die vorzüglichste und zugleich dauerhafteste ihrer Anstalten am Rheine war die Religion. Daß die Legionen zugleich ihren Götzendienst in ihr Lager mitbrachten, verstünde sich auch ohne geschichtliche Beweise und Denkmäler von selbst. In allen den Festungen und Städten, welche sie längs dem Flusse hin anlegten, wurden auch Tempel und Altäre für römische Gottheiten errichtet. Diese waren in Götter vom ersten Range oder Dii majorum gentium, und Götter vom zweiten Range minorum

1. Man lese das Lobgedicht des Ausonius de Mosella.



gentium abgetheilt. Der erstern waren zwölfe, nämlich Vesta, Juno, Ceres, Diana, Minerva, Venus, Jupiter, Neptunus, Vulkanus, Apollo, Mars und Merkurius; der Untergottheiten eine unzählige Menge. Von beiden Klassen findet man Bilder, Altäre und Tempel entweder unter den Trümmern oder in den Antiquitäten=Sammlungen aller rheinischen Städte. Die Inschriften der gefundenen Altäre oder Denkmäler fangen meistens so an:

Jovi Optimo Maximo et Diis Deabusque;
oder: Jovi Optimo Maximo et Junoni Reginae;
oder: J. O. M. et Veneri Victrici;
oder: Deae Palladi C. Aurelius Festrinus;
oder: Deae matri oder Matrabus (Vestae);
oder: Mercurio Nundinatori et genio loci;
oder: D. Neptuno contubernio nautarum rc.

In den Städten wurde dem Genius des Ortes ein Altar errichtet. Auch zeigt man noch in Speyer, Worms, Bonn, Trier, Cölln wo nicht Ruinen, doch Orte der römischen Tempel.

Während daß auf diese Weise die römische Religion öffentlich eingeführt wurde, verbreitete sich auch die christliche heimlich unter den Legionen und Munizipalitäten. Mainz, Trier und Cölln wollen ihre ersten Bischöfe schon aus der Schule der Apostel erhalten haben. Wenn aber auch die Sagen von den Glaubenspredigern Crescens, Maternus, Eucharius, Valerius rc. und von den Martern der thebanischen Legion nicht historisch erwiesen werden könnten, so bliebe immer so viel gewiß, daß schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt christliche Kirchen am Rheine angelegt waren. Diejenigen unter den Alterthumsforschern, welche für die

frühe Anpflanzung des Christenthums eingenommen sind, stützen ihre Muthmaßungen hauptsächlich auf die Verlegung einiger orientalischen Legionen besonders der zwei und zwanzigsten und der Thebanischen. Sie behaupten nämlich, daß selbige das Christenthum aus dem Orient, wo es schon überall ausgebreitet war, mit an den Rhein gebracht hätten [1]. Jene Geschichtsforscher aber, welche sich nicht an bloße Muthmaßungen und Sagen halten, gründen ihre Beweise von der frühern Einführung des Christenthums am Rheine auf die Zeugnisse einiger Kirchenväter [2] aus dem dritten und vierten Jahrhunderte und auf die Acten der damaligen Concilien.

So lange die Christen von der römischen Regierung als verdächtige Leute verfolgt wurden, und folglich ihre Zusammenkünfte heimlich halten mußten, mag das Kirchenwesen am Rheine noch keinen großen und merklichen Fortgang gehabt haben. Daher auch der Mangel an zuverlässigen Nachrichten. Als aber Constantin diese Religion zur herrschenden gemacht hatte, gab es auch Kirchen und Bißthümer in allen Städten der beiden Belgien und Germanien. Es ist sogar wahrscheinlich, daß das Uebergewicht, welches die Christen schon zu der Zeit sowohl unter den rheinischen Legionen als den gebildetern Ständen hatten, diesem Kaiser den Sieg über seinen Gegner Maxentius verschafft habe. Dieser kluge Fürst hätte die christliche Religion nicht öffentlich zur herrschenden

1. In der Inschrift eines zu Mainz gefundenen Steines, wo es heißt: Fl. Julio Materno vet. Leg. XXII. P. P. F. missus honesta missione ex duplicatis, will man den heiligen Maternus finden.

2. Irenäus, Tertullianus, Hieronymus.

machen können, wenn sie es nicht schon lange heimlich gewesen wäre.

Dreihundert Jahr nach Christi Geburt und Augusts Regierung theilte Constantinus der Große das Reich in Präfekturen, Diöcesen und Provinzen ab, welche die Norm sowohl der bürgerlichen als kirchlichen Verfassung auch am Rheine wurden. Die vier großen prätorianischen Präfekturen waren:

I.	Praefectura Orientis	oder	die Präfektur	vom Orient;
II.	Illyrici	—	—	von Illyrien;
III.	Italiae	—	—	von Italien;
IV.	Galliarum	—	—	von Gallien.

Diese letztere umfaßte drei Diöcesen, nämlich: Spanien, Britanien und das eigentliche Gallien. Zur letztern Diöcese gehörten 17 Provinzen, nämlich:

Viennensis,
Lugdunensis prima,
Germania prima,
— secunda,
Belgica prima,
— secunda,
Alpes maritimae,
— penninae,
Maxima Sequanorum,
Aquitania prima,
— secunda,
novem populorum,
Narbonensis prima,
— secunda,
Lugdunensis —
— tertia,
— Senonica.

Unter diesen Provinzen berührten den Rhein:

Maxima Sequanorum mit ihren Städten:

Augusta Rauracorum, Augst, und
civitas Basiliensium, Basel;

Germania prima, das Obergermanien mit seinen Städten:

Metropolis civitas Moguntiacensium, Mainz,
— Argentoratentium, Straßburg,
— Nemetum, Speyer,
— Vangionum, Worms;

Germania secunda, das untere Germanien:

Metropolis civitas Agrippinensium, Cölln,
— Tungrorum, Tongern.

Dazu gehört noch als erzbischöflicher Sitz und Residenz des prätoriarischen Präfekten in der Provinz

Belgica prima:

Metropolis civitas Treviorum, Trier,
— Mediomatricorum, Metz,
— Leucorum, Tull,
— Verodunensium, Verdun.

Ueber alle diese Provinzen und die drei Diöcesen von Spanien, Britanien und Gallien war der prätorianische Präfekt mit dem Titel Inclyta potestas oder Illustris gesetzt, und an ihn liefen die Angelegenheiten dieses weitläuftigen Gebietes in Trier zusammen, wo er seinen Sitz hatte und dem Kaiser darüber Bericht abstattete. Er hatte für eine jede Provinz einen Präses oder Consularen, unter welchen die Decurionen der Städte und Munizipalitäten standen. Sowohl den Präfekten als den Vikarien waren Gehülfen, z. B. principes de scola agentum in rebus ducenariis, cornicularii, excerptores, numerarii, comentarienses, adjutores und sub-

adjuvae beigegeben, welche ihnen als Referenten, Schreiber, Vorleser, Correspondenten, Concipienten und Boten dienten.

Aus dieser Schilderung der römischen Anstalten und Einrichtungen am Rheine sieht man, daß sie mit eben so viel Klugheit als Vorsicht angelegt waren, allein sie scheinen auch der letzte Versuch der römischen Größe gewesen zu seyn. Weiter als an dem Rheine und der Donau konnten sie ihre Adler nicht fest gründen. Jenseits beider Flüsse fanden sie ihr Ende, ihre Schande, ihren Untergang.

Das Gespenst, was den Drusus an der Elbe mahnte, seine Siege weiter nicht fortzusetzen, war der Schutzgeist Teutschlands, welcher den Fall des römischen Reiches vorhersagte. Schon Tiberius, des Drusus Bruder und Nachfolger in Gallien, gab, nach fruchtlosen Einfällen in Teutschland, dessen Eroberung auf. Er begnügte sich mit Drohungen und einzelnen Friedensschlüssen, und, da er seinen Waffen nicht trauete, suchte er durch Verhetzungen die Teutschen vom Rheine abzuhalten. Diese aber, durch die Siege des Drusus noch geschreckt, oder durch des Tiberius Ränke hingehalten, suchten jetzt selbst der Römer Bundesgenossenschaft.

Unter den zu der Zeit von den Römern am Rheine aufgenommenen teutschen Fürsten müssen wir vorzüglich zweie bemerken, deren Lebensgeschichte gleichsam das Vorspiel der ganzen teutschen Geschichte ist: den Segest[1] nämlich und den Hermann, Siegmars Sohn. Beide waren Häupter des Härzer-Volkes, beide wurden von den Römern gesucht und ausgezeichnet, beide wollten

1. Vielleicht Sieggast.

auch ihr Vaterland in Freiheit erhalten; aber die Verschiedenheit ihrer Charaktere und Verhältnisse war auch Ursache der Verschiedenheit ihrer Pläne und Handlungen. Segest war umsichtlich, bedenklich, und bis zur Unterwürfigkeit geschmeidig; Hermann aber stolz, schnell im Entschluß, und in der Ausführung bis zur Verwegenheit kühn. Jener gewöhnte sich an römische Gebräuche und Sitten, um sich seinen Bundesgenossen gefällig zu zeigen; dieser hingegen lernte von den Römern nichts, als List und Kriegskunst, um sich an ihnen zu rächen. Segest wollte Teutschland durch Friedenskünste in Freiheit erhalten, Hermann aber mit dem Degen in der Faust. Beide schienen daher den Römern treue Bundesgenossen zu seyn; jener, weil er wirklich ihr Freund war, dieser aber, weil er sich als solchen verstellte.

Zu der Zeit hatte den Oberbefehl an dem Niederrheine Quintilius Varus, ein harter, habsüchtiger und eingebildeter Mann. Er saugte die Provinzen aus, hielt strenge Gerichte, und wollte die römischen Gesetze und Gebräuche auch unter den Teutschen diesseits des Flusses einführen. Segest ließ diese Anmaßungen geschehen, ohne sich zu widersetzen, aber Hermann dachte auf Rache. Er stiftete eine Verschwörung gegen die Römer, und lockte, unter dem Vorwande, es sey im Harze ein Aufruhr ausgebrochen, den Varus mit seinem Heere in die teutburgischen Wälder. Segest, welcher die Absichten Hermanns erforscht hatte, warnte den römischen Feldherrn vor dessen List; allein der betrogene Römer war durch die Verstellungskunst des schlauen Teutschen so getäuscht, daß er sich immer weiter vom Rheine entfernte, und nicht eher die Lockschlinge bemerkte, bis es zu spät war, ihr zu entgehen. Rechts, links, vorwärts und rück-

wärts brachen die teutschen Haufen aus den Waldungen hervor, und fielen mit einer solchen Wuth über das Römerheer, daß es fast gänzlich aufgerieben schien. Drey Legionen wurden vernichtet, die Centurionen den teutschen Gottheiten geschlachtet, Waffen und Kriegsgeräthe der Sieger Beute. Die Niederlage war so groß, daß selbst Augustus sich darüber den Kopf zerschlug und ausrief: »Quintilius Varus! gieb mir meine Legionen wieder!« Die Römer mußten jetzt die doppelte Schande fühlen, von einem Barbaren, den sie selbst gebildet hatten, zugleich durch Tapferkeit und List überwunden worden zu seyn.

Die Hermannsschlacht mit ihren Folgen gibt uns Aufschluß über die ganze künftige Geschichte der Teutschen. Fürchterlich, sagt Tacitus, sind sie in einem Bunde; aber, wenn sie nur einzeln fechten, werden sie am Ende alle überwunden. Diese Maxime wußten jetzt die römischen Feldherren trefflich gegen sie anzuwenden. Die Eifersucht der Fürsten gab ihnen die Waffen gegen die Völker. Bei der Hermannsschlacht hatten die Härzer oder Cherusker und die Hässen oder Chatten vorzüglich gefochten, die übrigen schlossen sich selbigen an. Jener Herzoge oder Fürsten waren Hermann und Segest, dieser Theutrich und Chattmer. Leztrer hatte zwei Töchter, wovon die eine an den Gelhaar oder Flavius, den Bruder Hermanns, die andere an den Sesistack, den Sohn des Segest, verheurathet war. Auf diese Weise schienen beide Fürstenhäuser zugleich durch politische und natürliche Bande vereinigt zu seyn. Dieselbe zerriß aber Hermann selbst, indem er sie durch eine neue Verwandtschaft fester knüpfen wollte. Der junge kräftige Mann liebte nämlich Thusnelden, die Tochter des Segest. Die edle Jungfrau blieb auch nicht unempfindlich gegen einen Helden, wel-

cher so eben der Befreier ihres Vaterlandes geworden war; allein der Vater hatte sie schon an einen andern Fürsten versprochen, und lehnte den Antrag ab. Hermann sah diese abschlägige Antwort als einen Schimpf an, und, da er bisher nur zu siegen gewohnt war, entführte er seine Geliebte mit Gewalt aus dem väterlichen Hause.

Aus diesem teutschen Hauszwiste wurde ein teutscher Völkerzwist; und die schlauen Römer benutzten ihn zu ihrem Vortheile. Segest, aufgebrcht über die Verletzung seiner Hausrechte, forderte Rache. Er schilderte den Teutschen und Römern den Hermann als einen Jungfrauen-Räuber, als einen Bundbrüchigen, als einen, der nach willkürlicher Gewalt strebe. Seine Eifersucht gegen Hermann hatte schon dem Tiberius und Varus gedient; seine Rachsucht bahnte jetzt dem Germanicus die Wege nach Teutschland.

Kaum hatte der römische Feldherr den Zwist der Fürsten erfahren, als er sogleich dem Cäcinna Befehl gab, mit vier Legionen und fünf tausend Mann Hülfstruppen an den untern Rhein gegen die Härzer vorzudringen; er aber ging bey Mainz über den obern Rhein, stellte das von seinem Vater Drusus errichtete Vorwerk auf dem Taunus wieder her, verbrannte die Hauptburg der Hässen, das alte Matzen, und zerstreute sie entweder in ihre Wälder, oder versezte die Gefangenen hinter den Pfalgraben längst dem Rheine hinab. Die Härzer konnten jezt den Hässen nicht zu Hülfe kommen, denn sie waren durch den Cäcinna zurückgehalten: sie warfen daher ihren ganzen Haß auf den Segest, und belagerten ihn, da die Römer wieder nach dem Rheine zurückgegangen waren, in seiner Burg.

Bey dieser Noth schickte der bedrängte Fürst seinen Sohn Siegmund an den Germanicus ab, um dessen Unterstützung zu erflehen. Seine Bitte blieb auch nicht unerhört, obwohl der Jüngling den Abfall des Hermann begünstigt und am Altare der Ubier die priesterliche Binde zerrissen hatte. Germanicus schickte dem Segest sogleich einen Haufen zu Hülfe und befreiete ihn mit seinen Freunden aus den Händen der Feinde. Unter jenen befanden sich viele edle Weiber, besonders Thusnelde, Hermanns Gattin. Mehr den Gesinnungen ihres Gatten, als ihres Vaters folgend, war sie weder zu Thränen noch zu niedrigen Bitten zu bewegen. Sie legte die Hände in den Schooß und sah schweigend und mit gesenkten Augen auf ihren schwangern Leib herab, als wollte sie bedeuten, daß sie das Unterpfand der Liebe und Freiheit unter dem Herzen trage. Dagegen näherte sich Segest dem Sieger im Gefühle seiner Bundestreue und Unterwürfigkeit; er sprach zu ihm also:

»Nicht ist dies der erste Tag meiner Treue und »Standhaftigkeit gegen das römische Volk. Seitdem der »hochselige Augustus mich mit dem römischen Bürgerrechte »beschenkte, habe ich mir Freunde und Feinde, wie es »euer Vortheil erheischt, gewählt, nicht aus Haß gegen »mein Vaterland, (denn Verräther bleiben auch denen ein »Greuel, deren Partey sie ergreifen) sondern weil ich der »Römer und Teutschen gemeinsames Wohl nur im Frie»den fand. Deswegen habe ich den Räuber meiner Tochter, »den Schänder eurer Freundschaft, den Hermann, schon »bey dem Varus als gefährlich angegeben. Hingehalten »durch dessen Unthätigkeit und durch keine Gesetze geschützt, »bat ich endlich dringend, mich und diesen Hermann »mit seinem Anhange festzusetzen. Jene Nacht ist mein

»Zeuge; o wäre sie meine lezte gewesen! Was auf sie »folgte, kann mehr beweint, als gerechtfertigt werden. »Dessen ohngeachtet habe ich endlich selbst diesen Hermann »in Bande gelegt, und mir dasselbe von seiner Partey »gefallen lassen; auch jezt noch, da ich deine Hülfe fand, »habe ich das alte dem neuen, die Ruhe dem Aufstande »vorgezogen, nicht um eine Belohnung dafür zu erhalten; »sondern um mich von dem Vorwurfe der Treulosigkeit »zu bewahren, und meinen Landsleuten ein schicklicher »Vermittler zu werden. Für die jugendlichen Schritte »meines Sohnes bitte ich um Nachsicht. Meine Tochter »ist, ich muß es gestehen, mit Gewalt hierher geführt »worden. Dir allein steht die Entscheidung zu, ob bey »ihr des Gatten Rechte, von dem sie schwanger ist, oder »des Vaters Rechte, der sie geboren hat, den Vorzug »haben sollen.«

Der siegende Cäsar antwortete dem Segest mit vieler Leutseligkeit. Er versprach seinen Kindern und Verwandten Schutz und Sicherheit; ihm aber wies er das alte Lager Veteres, oder wie einige wollen, die Wetterau zum Wohnsitze an. Bald hierauf kam Thusnelde mit einem Knaben nieder, welcher den Nahmen Thumelich erhielt. Er wurde, wie wir noch hören werden, zuerst mit der Mutter nach Rom gebracht, dann zu Ravenna erzogen. Hermann aber, als er den Uebergang des Segest, den Raub seiner Gattin hörte, deren schwangerer Leib nun unter Sklavenrecht gekommen sey, lief wüthend durch die Gaue und forderte Rache gegen Segest, Rache gegen den Cäsar.

»Ha!« sagte er mit Hohngelächter, »das ist mir ein »lieber Vater, das ist mir ein großer Feldherr und ein »tapferes Heer, welche so viele Hände aufbieten, um ein

»schwaches Weiblein zu fangen. Mir sind drei ganze
»Legionen und eben so viele Legaten unterlegen. Ich
»habe den Krieg nicht durch Verrätherei und gegen
»schwangere Frauen, sondern mit offenen Waffen und
»gegen rüstige Soldaten geführt. Man kann noch in
»unsern Haynen die Feldzeichen sehen, welche ich unsern
»Göttern zu Ehren dort aufhängen ließ. Mag also
»Segest das überwundene Rheinufer knechtisch anbauen,
»mag er seinem Sohne die Priesterwürde erbetteln; nie
»werden die Teutschen diesem Menschen verzeihen, daß
»er zwischen dem Rhein und der Elbe Zuchtruthen und
»Richtbeile mit fremder Kleidung einführte. Andere
»Völker wissen nichts von solchen Hinrichtungen, solchen
»Auflagen, weil sie die Römerherrschaft nicht kennen,
»und wir, nachdem wir uns davon losgemacht, nachdem
»wir jenen vergötterten Augustus, jenen vielgeliebten
»Tiberius schandvoll heimgeschickt haben, wir sollten uns
»von zwei unerfahrnen Jünglingen und einer aufrühreri-
»schen Armee meistern lassen? Wenn euch Vaterland,
»Haus, Religion und alte Verfassung lieber ist, als neue
»Heere und fremde Ansiedler, so müßt ihr gewiß eher
»mir, der euch zu Ehre und Freiheit, als diesem Segest
»folgen, der euch zu Schande und Sklaverei geführt hat!«

Durch solche Reden hatte der teutsche Held nicht nur die Härzer, sondern auch die benachbarten Völker wieder unter Waffen und den Germanicus in große Verlegenheit gebracht. Dieser wollte seine Legionen nicht, wie Varus, in den teutschen Wäldern aufreiben lassen. Er gab daher dem Cäcinna vierzig Cohorten, um die Feinde bis an die Ems zu beschäftigen; er aber führte den übrigen Theil des Römerheeres über die Nordsee den Teutschen in den Rücken. Indessen blieben auch seine Feldzüge sowohl der

Orte als der Straßen wegen den Römern gefährlich. Hier kamen sie auf das Schlachtfeld der Varischen Niederlage, wo sie noch die zerrissenen Pfähle auf den verwüsteten Wällen des Lagers, die bleichen Knochen ihrer Freunde zwischen Pferdegerippen, zerbrochene Waffen und die an die Bäume angenagelten Köpfe der geschlachteten Centurionen erblicken konnten, welches alles sie an den Verlust ihrer Landsleute und den Wechsel des menschlichen Glücks erinnerte. Dort waren sie von tapfern Feinden umringt, oder in unwegsame Wälder und grundlose Moräste eingeengt, worin Reiter und Lastträger stecken blieben, und selbst das Fußvolk keinen Raum und Ausgang fand; aber alle diese Hindernisse konnten die Standhaftigkeit des Germanicus nicht erschüttern. Nachdem er den Muth der Soldaten durch Rede und That wieder angeflammt hatte, setzte er über die Weser. Einen Theil der Feinde schlug er durch kühnen Angriff, den andern durch schnelle Märsche; so drang er endlich bis an die Elbe, wo er seinen und seines Vaters Siegen ein Denkmal errichtete.

Seine Gattin war nicht minder thätig an den Ufern des Rheins, als er in den Wäldern der Teutschen. Der mißliche Stand des Heers, die Gefahren der Wege, das Andenken der Varischen Niederlage und noch mehr die übertriebenen Gerüchte der Ausreißer hatten die am Rhein zurückgebliebenen noch muthloser gemacht, als Jene, welche im Felde standen. Man sprengte aus: die Legionen seyen zerstreut oder zu Grunde gerichtet, und die Teutschen rückten nach dem Rheine vor; Man wollte schon die Brükken abreisen. Aber Agrippina, ihres Gatten würdig, stellte sich an die Brücken-Köpfe, theilte unter die Soldaten, welche entweder nackt oder verwundet zurückkamen,

Verband und Kleider aus, pflegte sie mit Speise und Trank, und empfing die müden Haufen mit Dank und Lobsprüchen.

Diese großen Thaten gewannen dem Germanicus und seiner Gattin die Liebe der Armee, die Verehrung des römischen Volkes und selbst die Bewunderung der Feinde; nur das Herz seines eigenen Oheims, des Kaisers Tiberius, blieb dabei kalt und verschlossen. Schon lange hatte dieser die Siege seines Neffen beneidet, und die Liebe der Soldaten zu ihm befürchtet. Darum rief er ihn jetzt mitten von seiner glänzenden Laufbahn nach Rom, um ihn und das Volk durch ein Gaukelspiel zu täuschen. Er gestattete dem Germanikus einen herrlichen Triumph über die überwundenen Völker. Bei dem Siegesgepränge wurden die erbeuteten Fahnen und Waffen der Teutschen, die Sinnbilder der Berge, der Flüsse und Schlachten, und die eingebrachten Gefangenen mitgeführt. Darunter waren, nebst andern fürstlichen Leuten, Siegmund, des Segests Sohn, und seine Schwester Thusnelde, Hermanns Gattin mit ihrem dreijährigen Sohne Thumelich, Sesistat des Siegmunds Sohn und seine Gemahlin Rhamis, Teutrich der Fürst der Sigauer, und Liebis, ein Priester der Freya. Aber das schönste Schauspiel dieses Zuges war des Germanicus eigne herrliche Person nebst seinen fünf Kindern, welche den Triumphwagen füllten. Allein bange Ahndung fühlte dabei jeder, der sich erinnerte, wie schwankend und schlüpfrig Fürsten- und Volksgunst sey. Denn bald nach dieser Festlichkeit wurde es nur zu deutlich, was für Absichten der listige Tiberius sowohl mit dem römischen als teutschen Helden hatte. Jenen schickte er nach dem Orient, um ihn dort durch Gift, gegen diesen hetzte er heimtük-

tische Verwandte, um ihn durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen. Da sowohl das Geschlecht des Germanicus als des Hermann am Rheine merkwürdig geworden ist, so will ich auch Beider Ende und Todesart etwas umständlicher in dieser Geschichte erzählen, obwohl die Länder dieses Flusses nicht der traurige Schauplatz davon waren.

Nachdem Tiberius den Germanicus von den rheinischen Legionen entfernt hatte, gab er ihm die Oberbefehlshaberstelle in dem Orient; sezte ihm aber, als Statthalter von Syrien, den Piso zur Seite, der ihn in allen seinen Handlungen beobachten, in allen seinen Unternehmungen necken sollte. Der listige Tyrann wählte darum diesen Mann zu seinem Werkzeuge, weil er dessen heftige Gemüthsart und Widerspenstigkeit kannte. Von seinem Vater her, der der Parthei des Cassius und Brutus zugethan war, hatte er schon jenen Haß gegen die Cäsaren geerbt, den er jezt gegen den Germanicus toben ließ. Sein Stolz wurde noch durch den Adel und die Eifersucht seiner Gemahlin Plancina vermehrt, welche nicht ertragen konnte, daß Agrippina sowohl an Fruchtbarkeit als Volksgunst die andern fürstlichen Weiber übertraf. Germanicus fühlte auch bald beider Anschläge auf seine Ruhe, seine Ehre und sein Leben. Beständige Neckereien, Widersetzlichkeiten gegen seine Befehle und Anordnungen, heimliche Vergiftung und ein sieches Dahinwelken seiner Kräfte füllen das Ende der Lebensgeschichte eines Helden aus, der die Römerherrschaft am Rheine so tapfer behauptet hatte.

Germanicus schöpfte aus der Art und Dauer seiner Krankheit schon lange Verdacht, daß er vom Piso und der Plancina vergiftet worden sey; als er daher seinen

Tod herannahen sah, ließ er seine Freunde zu sich kommen, und sprach also zu ihnen: »Stürb' ich den Tod der »Natur, so könnte ich mich doch mit Recht gegen die »Götter beklagen, daß sie mich, noch Jüngling, den »Aeltern, den Kindern, dem Vaterlande entreißen; aber »so muß ich, durch die Ruchlosigkeit des Piso und der »Plancina aus meiner Laufbahn gerissen, euern Herzen »meine lezte Bitte zurücklassen. Gebt Aufschluß dem »Vater und dem Bruder, durch was für Kränkungen »gequält, mit welcher Hinterlist berückt, ich mein ruhmvolles »Leben mit dem schlechtesten Tode habe enden müssen. »Beweinen werden's alle, denen ich durch meinen Einfluß, »oder als Verwandter, ja selbst als Gegenstand des »Neides wichtig war, daß ein Mann, weiland im Schooße »des Glücks, der so viele Feldzüge überlebt hat, hier »durch Weiberlist fallen mußte. Ihr habt Recht, darüber »beim Senate zu klagen, die Gesetze anzurufen. Denn »darin besteht ächte Freundschaft nicht, daß man die Verstorbenen mit thatlosen Klagen begleitet, sondern darin, »daß man ihren Willen im Herzen hält, und ihre Aufträge vollzieht. Auch Unbekannte werden den Germanicus »beweinen; ihr aber müßt ihn rächen, wofern ihr meine »Person, nicht nur etwa mein Glück geliebt habt. Zeiget »dem römischen Volke sie, des göttergleichen Augusts »Enkelin, sie meine Gemahlin. Zählet ihm meine sechs »Kinder vor. Das Mitleid wird für euch, meine Kläger, »sprechen; und das Vorgeben eines Verruchten Befehls »wird die Welt nicht glauben, oder doch nie verzeihen.« Die Freunde schwuren, den Sterbenden bei seiner Rechte fassend: »daß sie eher ihr Leben, als die Rache aufgeben wollten.«

Hierauf wandte er sich zu seiner Gemahlin und be-

schwur sie: »bei seinem Angedenken, bei ihren gemein-
»schaftlichen Kindern, ihren Starrsinn abzulegen, ihr
»Herz der Grausamkeit des Schicksals zu unterwerfen,
»und, wenn sie nach Rom zurückkehrte, nicht durch Wi-
»derspenstigkeit die Eifersucht der Mächtigen zu reizen;«
dieses sagte er ihr laut, das übrige heimlich, woraus
man Besorgniß wegen dem Tiberius schließen wollte.
Bald hierauf gab er, zum unaussprechlichen Leidwesen der
Römer, seinen Geist auf. Aber auch auswärtige Völker
und Könige bedauerten ihn, so liebevoll war sein Betra-
gen gegen Bundesgenossen, so groß seine Sanftmuth gegen
Feinde. Sein Blick und seine Rede flößten in gleichem
Grade Ehrfurcht ein. Auch auf dem Gipfel des Glücks
wußte er sich fern von Neid und Stolz zu halten, und
doch Hohheit und Würde zu behaupten.

Nachdem sein Körper auf dem Forum zu Antiochien
zuerst untersucht, dann verbrannt war, nahm seine wür-
dige Gattin die Asche in eine Urne auf, und trug sie,
begleitet von ihren Kindern und den Thränen des Volkes,
nach Rom. Dort und an dem Rheine wurden ihm, wie
seinem Vater Drusus, zu Ehren Leichenfeste gehalten und
Denkmäler errichtet; aber die Pflicht des Geschichtschrei-
bers ist es, so auffallende Wechsel des menschlichen Glücks
der Nachwelt zum Andenken zu hinterlassen.

Nachdem also Tiberius seinen großen Neffen heim-
tückisch weggeschafft hatte, dachte er auch dem Hermann
den Untergang zu bereiten. Statt des beneideten Ger-
manicus schickte er seinen Sohn Drusus an den Rhein,
um den schon verdorbenen Jüngling den Wollüsten zu
entziehen. Dieser, in den Künsten des Vaters unterrich-
tet, hetzte, weil er die teutschen Völker mit Waffen nicht
zu bekriegen wagte, wider ihre Fürsten gegen einander

Nach dem Abzuge des Germanicus war am obern Rheine Markbot der Anführer der Schwaben, am untern Hermann jener der Hässen und Härzer geworden. Beide, da sie jezt keinen auswärtigen Feind mehr zu fürchten hatten, kehrten ihre Waffen gegen sich selbst. Ihre Heerhaufen waren einander an Stärke gleich; und wenn auch ein Theil der Schwaben zu Hermann übergegangen war, so wurde Markbots Heer durch Ingemars Anhang verstärkt, welcher als Greis nicht unter seinem Neffen dienen wollte. Beide trafen zwischen dem Maine und Neckar aufeinander. Wenn man die Nahmen der Völker, die Gränzen ihres Aufenthalts und die Züge der Fürsten näher untersucht, so wird es wahrscheinlich, daß die Ebene von Darmstadt oder Aschaffenburg ihr Schlachtfeld geworden sey. Ihre Haufen waren auch nicht mehr, wie es sonst bei den Teutschen üblich gewesen, nach zerstreueten Schaaren gebildet, oder zu wilden Anfällen angeführt; sondern nach bisher erlernter Römerkunst in geschlossene Glieder gestellt, Cohortenweise den Fahnen folgend und auf Commando hörend.

Vor der Schlacht ritt Hermann längst seinem Heere hin, und wie er sich den einzelnen Haufen näherte, rühmte er jedem »die wiedererfochtene Freiheit, die erschlagenen Legionen, und die den Römern abgenommenen »Waffen, welche sie noch in Händen hatten. Dagegen »schilderte er ihnen den Markbot als einen Flüchtling, »als einen des Krieges Unkundigen, der durch die Härzinischen Schlupfwinkel geschützt, sich durch Geschenke und »Gesandtschaften der Römer Freundschaft erbettelt habe. »Er nannte ihn einen Verräther des Vaterlandes, einen »Sklaven der Cäsaren, den man eben so, wie den Quintilius Varus, vertilgen müsse. Sie sollten nur an die

»Menge der Schlachten zurück denken, deren Ausgang,
»so, wie die endliche Vertreibung der Römer, hinlänglich
»beweise, wem von beiden die Verdienste des Krieges zu-
»kämen.»

Aber auch Markbot vergaß nicht, seine Thaten zu rühmen, oder den Feind verächtlich zu machen. Er faßte den Ingemar bei der Hand und sagte: »Seht, auf die-
»sem Manne beruht der ganze Ruhm der Härzer. Durch
»seinen Rath ist alles geschehen, was ihnen je gelungen.
»Hermann ist ein Großsprecher, eine Memme, der nur
»mit fremdem Ruhme strotzt, und weiter keinen eigenen
»hat, als daß er drei verlassene Legionen und einen arg-
»losen Feldherrn durch Treulosigkeit zu hintergehen wußte;
»und das selbst zum Unglücke Teutschlands und zu seiner
»eigenen Schande, indem noch jezt seine Frau und sein
»Sohn römische Fesseln tragen müssen. Dagegen habe
»ich, mit zwölf frischen Legionen vom Tiberius angegrif-
»fen, die Freiheit der Teutschen unverlezt erhalten, und
»bald darauf einen anständigen Frieden abgeschlossen, der
»mich um so weniger gereuet, als es noch in unsrer Ge-
»walt steht, den unentschiedenen Krieg wieder anzufan-
»gen, oder die blutschonende Ruhe zu erhalten.»

Nachdem also durch diese Reden beide Heere zum Kampfe angefeuert waren, begann die Schlacht. Es wurde mit teutscher Tapferkeit und römischer Kunst zugleich gefochten; aber kein Theil konnte obsiegen, indem eines jeden rechter Flügel geschlagen war. Man sahe daher einem zweiten Treffen entgegen; allein Markbot zog seine Haufen auf die Anhöhen des Odenwaldes zurück, und Tiberius erhielt nach der Schlacht die so lange gewünschte Gelegenheit, auch den Hermann zu stürzen.

Nachdem Markbot der Römer Hülfe vergebens nachge-

sucht und sich vom Rheine gezogen hatte, war unter den teutschen Fürsten Hermann der erste und gewaltigste. Durch seine Thaten und Macht hatte er die übrigen verdunkelt, und selbst seine eigenen Anverwandten beneideten seine Größe. Diese hetzte jetzt Tiberius durch seinen Sohn Drusus gegen den Helden, indem er ihnen den Argwohn beibringen ließ, als strebe er nach uumschränkter Gewalt. Hermanns eigener Bruder Flavius oder Gelhaar, seines Vaters Bruder Ingemar, sein Schwiegervater Segest und des Kattner Sohn Adgandrest nebst andern Fürsten verschworen sich gegen ihn, und ermordeten ihn, da sie kein heimliches Gift von den Römern bekommen konnten, in einem öffentlichen Aufstande. So fielen fast zur nämlichen Zeit und durch die List eines argwöhnischen Tyrannen zwei Helden, wovon der eine die römische, der andere die teutsche Geschichte verherrlicht hatte. Da beide auf die Begebenheiten der rheinischen Länder einen so wichtigen Einfluß haben, so wird es mir erlaubt seyn, beiden auch in dieser rheinischen Geschichte ein Denkmal zu stiften, wozu mir der größte Geschichtschreiber jener Zeiten die Innschrift leihen soll.

»Nicht Ahnengeleit und Aufzug, sagt Tacitus, sondern Lobsprüche und das Andenken an seine großen Eigenschaften, machten die Pracht von des Germanicus Leichenbegängniß. Und manche fanden in seiner Gestalt, in Alter, Todesart, auch wegen der Nachbarschaft des Orts, wo er gestorben war, das Gegenbild vom großen Alexander: denn beide, schön von Person, erhaben von Geburt, und kaum über dreißig Jahr alt, haben durch Hinterlist der Ihrigen, unter fremden Völkern ihr Leben eingebüßt; allein Germanicus hat Güte gegen Feinde, Enthaltsamkeit im Genusse des Vergnügens gezeigt, ist Gatte einer

Gattin, Vater ächter Kinder gewesen. Nicht minder Krieger, wie jener, obgleich minder Waghals, ist er blos durch widrige Umstände verhindert worden, das durch so viele Siege zerrüttete Germanien zu erobern. Wäre er unumschränkt gewesen, hätte er die Macht eines Königs gehabt, so würde er eben so gewiß Alexanders Kriegsruhm erreicht haben, als er ihn in Huld, Genügsamkeit und edler Denkungsart übertroffen hat.«

So spricht Tacitus von seinem römischen Helden; vom teutschen ist sein Lob desto unverwerflicher. »Hermann«, sagt er, »war unstreitig der Befreier Germaniens. Er, in Schlachten nicht immer, in Feldzügen nie besiegt, hatte nicht, wie andere Könige und Heerführer, das römische Volk in seinem Entstehen, sondern auf dem höchsten Gipfel seiner Herrlichkeit angegriffen. Sieben und dreißig Jahre waren der Raum seines Lebens, zwölfe der Raum seiner Macht. Noch lebt er in den Liedern seines Volkes, unbekannt in den Annalen der Griechen, die nur das Ihre bewundern; auch in denen der Römer nicht allzuhäufig erwähnt, weil diese die Größe der Teutschen entweder mißkannt, oder beneidet haben.«

Geschlechtstafel des Drusus Germanicus.

Caesar Octavianus Augustus. Imperator I. — Livia Drusilla, seine dritte Gemahlin, zuvor vermählt mit Tiberius Nero.
† 14 n. C. G.

Tiberius Imp. II. — Vipsania Agrippina, des Vipsanius Agrippa Tochter.
† 37.

Drusus, † 745 — Antonia minor. des Antonius Tochter.
n. E. R.

Drusus
† 23.

Caesar Drusus Germanicus = Agrippina.
† 19.

Claudius, Imp. IV. = Messalina, † 54.

Nero | Drusus | Agrippina = Cn. Domitius | Caligula Imp. III. | Drusilla | Julia.
†29. †33. †41.

Britanicus.

Nero, Imp. V.
† 68.

Geschlechtstafel des Hermann.

Ingemar. — Siegmar. — Segest.

Siegmar:
- Hermann — Thusnelde Segests Tochter.
  - Thumelich.
- Gelhaar od. Flavius. — N. N. Tochter d. hess. Fürsten Chattmer.
  - Italus.

Segest:
- Siegmund.
- Thusnelde, Hermanns Gattin.
- Sesistat — Rhamis, Chattmers Tochter.

Das falsche Spiel des Tiberius war für die Römerherrschaft selbst gefährlich; denn, wie bisher seine Verhetzungen der Teutschen den Römern genutzt haben, so dieser jenen. Die rheinischen Legionen, Roms und der Gegenwart der Imperatoren entwöhnt, untergruben jetzt selbst das Gebäude am Rheine, was durch ihre Waffen gegründet war. Schon als die Nachricht von dem Tode des Augustus zu ihnen gekommen war, empörten sich die vier Legionen am untern Rheine und schrien aufrührerisch: »die Gewalt Roms sey nun in ihren Händen; durch ihre »Siege sey die Republik groß geworden; Von ihnen »entlehnten die Feldherren den Beinahmen: Germanicus. »Die Zeit sey nun da, wo die Veteranen auf Beschleunigung ihres Abschieds, die Jüngeren auf bessern Sold, »alle auf Verminderung des Drucks bestehen müßten.« Entflammt durch diese Reden gingen sie mit entblößten Schwertern auf ihre Centurionen los, prügelten sie erst, dann mordeten sie selbige, endlich warfen sie die zerfleischte Leichname entweder vors Lager, oder in den Rhein. Kein Tribun, kein Lagermeister konnte mehr seine Gewalt behaupten. Schildwachen, Vorposten und was sonst Bedürfniß des Augenblicks heischt, vertheilten sie unter sich selbst. Jeder, der diesen Soldatengeist tiefer durchschauete, hielt dies für ein besonderes Merkmal großer, schwer beizulegender Unruhen: weil sie nirgends einzeln oder auf Einreden Einiger, sondern immer alle zugleich aufbraus'ten oder ruhig wurden mit einer solchen Einheit und Stetigkeit, als wenn es nach dem Befehle eines Feldherrn ginge. Germanicus mußte den Ruhm seiner Thaten, die alte Liebe seiner Kampfgesellen, sogar die Flucht seiner Gattin und Kinder in Anspruch nehmen, um die Empörung zu dämpfen. Wir haben bereits angeführt,

daß Tiberius ihn hauptsächlich darum vom Rheine abgerufen habe, weil er befürchtete, die rheinischen Legionen würden ihn zum Kaiser ausrufen. Auch Caligula, des Tiberius Nachfolger, ließ den Lentulus Gentilicus umbringen, weil dieser die Liebe der Soldaten gewonnen hatte. Nach der Ermordung dieses Kaisers erhielt Galba dem Claudius den Thron, welcher ihm von dem rheinischen Heere angeboten wurde. Die nämliche Großmuth übte Virginius Rufus, den die Legionen des obern Rheins zum Kaiser erheben wollten.

Als Nero durch seinen Selbstmord das Haus des Augustus, oder vielmehr des Germanicus, vertilgt hatte, wurde das Kaiserthum ein Geschenk der rheinischen Legionen und der Preis ihrer Feldherren. Galba, welcher ehemals in Mainz commandirte, war der Erste unter denselben, der den Thron bestieg. Da ihn aber die rheinischen Legionen, von ihrem Generale Verginius Rufus aufgehetzt, nicht erkennen wollten, schickte er den Vitellius, um den Aufruhr zu bändigen, allein die Soldaten riefen diesen selbst zum Kaiser aus, und Cäcinna zog mit einem großen Theile derselben nach Italien, um ihre Wahl zu unterstützen.

Durch solche Auftritte erhielten die Teutschen dies- und jenseits des Rheins die schönste Gelegenheit, das Joch der Römer abzuwerfen, und ihre Herrschaft zu zerstören. Schon im Jahre 48 nach Christi Geburt empörten sich die Hässen, welchen Drusus die Länder am Maine bis an den Taunus eingeräumt hatte; sie ermordeten die römischen Besatzungen an dem Pfalgraben und droheten selbst Mainz zu überrumpeln. Da zu der Zeit ein großer Theil der Legionen entweder nach Britanien gezogen, oder in das Innere der Provinzen verlegt war,

so mußte der Befehlshaber am Rheine, Lucius Pomponius die Hülfstruppen von Worms und Speier nach Mainz ziehen, um dem Feinde widerstehen zu können. Er vertheilte sie in zwei Haufen, wovon der eine links über Wiesbaden, der andere rechts längs dem Maine hin sich nach der Höhe des Taunus zog, und die Hässen in den Rücken nahm. Er selbst ging mit den Legionen gerade über die Brücke von Mainz aus nach der Höhe, und lagerte sich auf der Spitze des Berges. Die Hässen auf der einen Seite von den Römern umschlungen, auf der andern von ihren Erbfeinden den Härzern bedroht, mußten um Frieden bitten, und kehrten unter die Herrschaft in den Pfalgraben zurück.

Diese Empörung war nur ein Vorspiel von einer weit fürchterlichern, welche sich durch die zwiespaltige Wahl der Kaiser am Unterrheine entsponnen hat. Unter den teutschen Völkern, welche die Römer auf dem linken Rheinufer bezwungen hatten, haßte keines mehr ihre Herrschaft, als die Trierer. Schon unter der Regierung des Augustus und Tiberius hatten sie einen Aufruhr gewagt, und ihr Anführer Julius Florus sich sogar mit andern gallischen Stämmen unter dem Sacrovir verbunden. Sie wurden aber bei der ersten Empörung unter dem August von Nonius Gallus, bei der letztern von C. Silius geschlagen und zum Gehorsam gebracht. Ihr Anführer Julius Florus wollte diese Schande nicht überleben. Er ermordete sich selbst; aber sein Geist ging unter seinen Landsleuten nicht verloren. Während dem sich die Legionen um ihren gewählten Kaiser schlugen, stand in Batavien ein junger Mann auf, welcher eine Zeitlang der Römer Herrschaft am Rheine zerstört hatte, und der

Vorbote jener fürchterlichen Einfälle der Teutschen war, welche das römische Reich übern Haufen warfen.

Da diese Vorfälle nicht nur für die rheinische, sondern auch für die ganze Weltgeschichte so merkwürdig geworden sind, so will ich sie auch umständlicher erzählen, auf daß man aus ihnen die wahren Ursachen erkennen lerne, wodurch eine so lange gebildete Welt, als die römische war, zertrümmert, und in eine völlige Barbarei zurückgebracht werden konnte.

Es ist ein großer Irrthum der Geschichtschreiber, wenn sie glauben, daß die Weichlichkeit der Römer, oder die unzählige Volksmenge der Barbaren den Umsturz des römischen Reichs hervorgebracht habe. Die bisherigen und künftigen Feldzüge beweisen vielmehr, daß die Teutschen fast in allen ordentlichen Schlachten von den römischen Legionen besiegt wurden. Auch konnten die teutschen Länder, obwohl sie die spätern Geschichtschreiber einen Völkerbehälter[1] nennen, keine große Menschenzahl enthalten haben, indem sie, noch mit großen Wäldern bedeckt, und gar wenig angebaut waren. Wir finden aber in eben diesen Geschichtschreibern vier besondere Umstände angegeben, welche den Einbruch der nordischen Völker in das römische Gebiet beförderten, und endlich die große Völkerwanderung verursacht haben. Zuerst schwächte der Aufruhr der Soldaten die römische Macht, und gab den Teutschen Gelegenheit und Muth, sie zu überfallen. Zweitens schaffte ihnen das Misvergnügen der Provinzen, welches durch den Druck täglich vermehrt wurde, eine Menge Anhänger selbst im römischen Reiche. Drittens waren weder die Linien der Festungen, noch die geordne-

1. Vagina gentium.

ten Haufen der Legionen nahe genug beisammen, um die überall eindringenden, und weder strategetisch noch taktisch fechtenden Barbarenhaufen abzuhalten; und viertens lokte sie der Ueberfluß der römischen Länder und Städte aus den ungebauten Wüsten ihrer Heimath zu einer beständigen Auswanderung. Dieses waren die ächten und Hauptursachen der großen Völkerwanderung und des Umsturzes des römischen Reichs. Die nachtheiligen Folgen des Aufruhrs der Legionen haben wir bereits schon gesehen, und werden sie künftig noch mehr sehen. Von dem Misvergnügen der Provinzen werden wir jezt ein gefährliches Beispiel anführen, die übrigen Gebrechen werden wir in der künftigen Geschichte finden. Nun wieder zur Sache.

Unter den teutschen Römerfeinden übertrafen Julius Paulus und Claudius Civilis, beide Brüder von königlichem Stamme, alle an Gewandtheit und Haß. Jenen ließ Fontejus Capito durch eine falsche Beschuldigung von Aufruhr hinrichten; dieser wurde gebunden dem Nero überschickt, und nachdem er von Galba wieder befreiet war, unter Vitellius von neuem in Gefahr gebracht, indem das Heer seinen Tod foderte. Daher sein Haß gegen die Römer und seine Hoffnung durch deren Uneinigkeit. Civilis war mehr, als man bei einem Teutschen vermuthen sollte, schlau, und rühmte sich, an Geist und Gestalt dem Sertorius und Hannibal zu gleichen.

Zu der Zeit mußte sich die Batavische junge Mannschaft auf Befehl des Vitellius zum Soldatenzuge stellen. Der Geiz und die Wollüste derer, welche diese Aushebung zu besorgen hatten, machten jenen Befehl sehr drückend. Bald nahmen sie alte schwache Leute, um sie wieder für Geld zu entlassen. Bald suchten sie schöne

Jünglinge aus, aber zu Wollüsten, welche die Schaam zu verschweigen gebeut. Der dadurch erweckte Haß gegen die Römer gab den Anführern des Aufruhrs Ursache, die Aushebung gänzlich abzuschlagen. Civilis berief die Vornehmsten des Volkes unter dem Vorwande eines Gastgebotes in einen heiligen Hayn, und als er merkte, daß Nacht und Freude sie muthig gemacht hatten, fing er an, den Ruhm ihrer Altvordern zu erheben, und dagegen die Uebel der jetzigen Sclaverei mit den häßlichsten Farben zu schildern. »Man hat vergessen,» sprach er, »daß »wir Bundesgenossen sind; als Sclaven behandelt man »uns. Wir werden den Präfekten und Centurionen über»liefert, welche, nachdem sie unser Eigenthum und Blut »weggenommen haben, noch neue Namen und Mittel der »Räuberei ersinnen. Nie war eine glücklichere Zeit ge»kommen, das römische Joch abzuwerfen. Rom ist ent»nervt, der Name der Legionen ein Schattenbild; in den »Winterlagern gibt es alte Römer, aber keine Soldaten. »Die Teutschen sind unsere Stammverwandte, die Gallier »haben mit uns gleiche Wünsche, und selbst den Römern »kann unser Krieg nicht unangenehm seyn, dessen mißli»chen Erfolg sie auf Vespasians Rechnung bringen können. »Beim Siege ist ohnehin nichts zu verantworten.» Diese Rede erhielt allgemeinen Beifall. Alle beschworen nach alter Sitte den Bund für die Unabhängigkeit.

Bald nach der Zusammenkunft der Bataver brach der Aufruhr in der ganzen Provinz aus. Die Römer wurden angegriffen, geschlagen und aus Batavien verjagt. Die ersten Siege waren den Anführern eben so rühmlich als nützlich. Ihr Ruf breitete sich in Gallien und Teutschland aus, und sie erhielten den Namen der Freiheitsstifter. Civilis verband die Tapferkeit eines Teut-

schen mit der List und Gewandtheit eines Römers. Religion und Aberglauben, Vaterlandsliebe und Römerhaß, Teutsche und Römer, Götter und Weiber waren ihm gleichwichtige Mittel, um den Muth seiner Bundesgenossen zu erhöhen. So zog er eine gewisse Velleda, die wegen ihrer Wahrsagereien im Rufe der Heiligkeit stand, in sein Spiel; sie begeisterte den ganzen Bund, indem sie vorhersagte: die Teutschen würden siegen. In den Schlachten stellte er die Signa der gefangenen Römer um sich her, um seinen Leuten ihre frischen Siegeszeichen vors Auge zu bringen, und die Feinde durch das Andenken ihrer Niederlage zu schrecken. Seine Mutter und Schwestern mit den Weibern und Kindern der gesammten Armee mußten hinter die Schlachtlinie als Antrieb zum Siege oder zur Beschämung für die Weichenden dienen. Wenn sonach das Treffen von der Männer Feldgesang und der Weiber Geheul ertönte, begann er die Schlacht und allezeit mit sicherem Erfolge.

Nach den ersten Siegen der Bataver schickten die Teutschen sogleich Gesandte, und erboten sich zu Hilfstruppen. Galliens Verbindung suchte Civilis durch Kunstgriffe und Geschenke; indem er die gefangenen Befehlshaber der Cohorten in ihre Cantons zurückschickte, den Cohorten aber die Freiheit ließ, nach Hause zu gehen oder zu bleiben. Denen, die blieben, ertheilte er ehrenvolle Kriegsstellen, und die Abgehenden beschenkte er mit Römerbeute. Zugleich stellte er ihnen in geheimen Unterredungen die so viele Jahre lang erlittenen Drangsale vor, und die armselige Knechtschaft, die sie fälschlich Frieden nannten. »Die Bataver,« sagte er, »obwohl frei von »Abgaben, hätten dessen ungeachtet gegen die gemein-

»schaftlichen Tyrannen die Waffen ergriffen. Gleich im
»ersten Treffen wären die Römer geschlagen und besiegt
»worden. Was würde geschehen, wenn Gallien auch das
»Joch abwürfe? Wie viel sey noch in Italien übrig?
»Nur mit dem Blute der eroberten Provinzen würden
»die Provinzen überwunden. Möchte denn Syrien und
»Asien und der an Königsregiment gewöhnte Orient ihr
»Joch behalten: aber in Gallien lebten noch Viele, die
»vor der Zeit der Abgaben geboren wären. Damals
»wenigstens, als Quintilius Varus geschlagen wurde, sey
»aus Germanien die Knechtschaft vertrieben worden, und
»da habe man keinen elenden Vitellius, sondern einen
»Cäsar Augustus zum Kriege aufgefordert. Freiheit habe
»die Natur auch den sprachlosen Thieren gegeben. Ta-
»pferkeit sey der Menschen eigenthümliches Gut. Die
»Götter ständen den Tapfern bei. Sie sollen also, her-
»renlos, über Unterjochte, unbesiegt, über Geschwächte
»herfallen. Indem eine Parthey den Vespasian, eine
»andere den Vitellius begünstige, stände der Weg gegen
»Beide offen.» Mit solchen Reden und Beispielen auf
Gallien und Teutschland zugleich wirkend, suchte er beide
Nationen unter seine Fahnen zu locken; die Gallier aber
und sogar die Trierer wollten erst das Glück der Waffen
abwarten, ehe sie sich erklärten. Ein Anführer der Letz-
tern, Montanus, wurde sogar im Namen der Römer an
den Civilis abgeschickt, um ihn zum Gehorsam zu brin-
gen. Er aber antwortete ihm verächtlich: »Einen schönen
»Lohn habe ich für meine Treue erhalten, die Ermordung
»meines Bruders, dann meine eigene Bande, endlich die
»harten Reden dieser Armee, die meine Hinrichtung be-
»gehrt hat, und dafür ich dem Völkerrechte gemäß Ge-
»nugthuung fordere. Ihr aber, ihr guten Trierer, und

»ihr übrigen Sclavenseelen, sagt, was ihr für euer so
»oft vergossenes Blut anders erwarten könnt, als Undank
»für euren Dienst, ewige Abgaben, Zuchtruthen, Richt-
»beile und die Launen eurer Tyrannen.»

Indessen wurden die römischen Feldherren Hordeonius Flaccus, Mummus Lupercus und Herennius Gallus in verschiedenen Treffen geschlagen und die Bataver breiteten ihren Bund am ganzen untern Rheine aus. Nach diesen Siegen traten auch die Trierer, die Legionen und andere Gallische Völker demselben bei. Classicus, Julius Tutor und Julius Sabinus, geborne Trierer, waren ihre Anführer, und sie vereinigten sich zu Cölln mit dem Civilis zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Freiheit. Die Niedergeschlagenheit der Römer wurde durch diesen Abfall so groß, daß sich sogar die Soldaten und Centurionen zum Dienste der Teutschen anboten, und der Legat Vocula alle Künste der Beredsamkeit und Strenge der Kriegszucht anwenden mußte, um nur die römischen Heere noch einigermaßen von der gänzlichen Auflösung abzuhalten.

Gleich nach dem Uebergange der Trierer zog er sich nach Novesium (Neuß) zurück, und wollte sich da befestigen; allein diese folgten ihm auf dem Fuße nach, und umgaben sein Lager. Auf der einen Seite hatten die Fahnen der alten Cohorten, auf der andern die aus Wäldern und Haynen genommenen Thierbilder, mit der jedes Volk nach seiner Art ins Treffen ging, durch den gemischten Anblick von Bürger- und Ausländerkrieg die Römer in Furcht und Schrecken gesetzt. Auf Seiten der Teutschen erschallte der Schlachtgesang der Männer, das Zurufen der Weiber; aber bei den Römern herrschte eine Stille, die Menschen eigen ist, welche ihr künftiges Unglück ahnen. Die Teutschen bestürmten das römische

Lager, zerstreueten die Cohorten, Vocula wurde hingerichtet, und alle römische Soldaten huldigten den Trevirern im Namen des gallischen Reichs.

Hierauf versicherte sich Civilis der Stadt Cölln, welche jederzeit die Parthey der Römer ergriff; Tutor aber rückte nach dem Oberrheine vor, nahm Mainz und andere Festungen in Besitz, und erschlug die vornehmsten römischen Offiziere, welche hier in Besatzung lagen.

Die Fortschritte des rheinisch-teutschen Bundes machten in Rom zu großes Aufsehen, als daß man nicht eilends zu helfen gesucht hätte. Mucianus, der in Vespasians Abwesenheit die Regierung führte, schickte sogleich neue Legionen und Feldherren, den Gallus Anus und Petilius Cerealis an den Rhein; ja er nahm sich vor, selbst diesen zu folgen. Bei Annäherung des römischen Heeres fiel ein großer Theil der Gallier aus Haß und Eifersucht gegen die Trierer von dem teutschen Bunde ab, und Tutor versäumte, den Oberrhein und die Ausgänge der Alpen zu besetzen. Was die Sache noch verschlimmerte, war, daß selbst ein Neffe des Civilis, Julius Brigantius, unter den Römern gegen die Teutschen diente.

Indessen zog die einundzwanzigste Legion über Vindonissa und Sextus Felix mit seinen Hülfsvölkern über Rhätien heran. Tutor verstärkte seinen Heerhaufen mit den Bewohnern des obern Germaniens, den Tribochern, Wormsgauern und Saarauern. Viele Legion-Soldaten schlugen sich theils aus Hoffnung, theils aus Furcht zu ihnen, und richteten sogleich eine Cohorte zu Grunde, welche Sextilis auf sie losgeschickt hatte. Da aber die Feldherren des römischen Heeres selbst angekommen waren, schmiegten sich die Einwohner des Oberrheins, Teutsche oder Römer, wieder unter die Flügel des römischen Adlers.

Tutor, auf diese Weise verlassen, zog sich mit seinen Trierern zurück, ließ Mainz rechter Hand liegen, und lagerte sich bei Bingen. Hier glaubte er die Römer erwarten zu können, weil er die Nahbrücke hinter sich abgeworfen hatte, und durch die Stadt selbst gedeckt war. Allein des Sextilis Cohorten fanden bald einen Weg durch deu seichten Fluß. Sie kamen dem Tutor in den Rücken, schlugen ihn, und zerstreuten sein Heer bis in die Schluchten des Hundsrücks.

Nach dieser Niederlage wurden die Trierer und andere Bundesvölker umher getrieben. Einige ihrer Fürsten flohen in die benachbarten Gaue; die zu den Teutschen übergegangenen Römer schwuren dem Vespasianus den Eid der Treue wieder, indessen Tutor und sein Gehülfe Valentinus alles anwendeten, um die Völker im Bunde und unter den Waffen gegen die Römer zu erhalten.

So standen die Sachen, als Cerealis nach Mainz kam. Durch seine Ankunft wurde der Römer Muth wieder gänzlich aufgerichtet. Der Feldherr brannte vor Begierde, die Teutschen zu schlagen. Er suchte die Soldaten theils durch Güte, theils durch harte Worte zu ihrer Schuldigkeit aufzumuntern. Er ließ die abgefallenen Gaue zum Bündnisse der Römer einladen, und rückte, sobald seine Truppen beisammen waren, gegen den untern Rhein vor.

Indessen rüstete sich Civilis nach der Niederlage des Tutor mit neuen Kräften zum Kampfe. Er brachte einen großen Völkerhaufen zusammen, und ließ den Valentinus ermahnen, nicht Alles gleich gegen die Römer auf das Spiel zu setzen. Dieser Vertheidigungskrieg auf Seiten der Teutschen bewog den Cerealis eben seinen Zug zu

beschleunigen. Valentinus hatte sich bei Rigodulum, Rigol, auf einer Anhöhe vortheilhaft befestigt; aber der römische Feldherr wollte nicht erst die Vermehrung des Trierischen Heeres abwarten, sondern ließ sogleich ihr verschanztes Lager durch sein Fußvolk angreifen. Der Widerstand der Trierer war hartnäckig und blutig. Da sie aber von der römischen Reiterei umgangen waren, wurden sie geschlagen, und ihre vornehmsten Fürsten nebst dem Valentinus gefangen.

Den Tag nach der Schlacht zog Cerealis triumphirend in Trier ein. Seine Soldaten wollten die Stadt als einen Sitz des Aufruhrs plündern und zerstören. Er aber dachte auf Mäßigung und suchte die aufgebrachten Völker durch vernünftige Vorstellungen wieder für die Römer zu gewinnen. Er sagte ihren Anführern: »Ich »habe mich nie viel mit Beredsamkeit abgegeben, und »statt dessen die Tapferkeit des römischen Volks mit dem »Degen bewiesen. Aber weil Worte bei euch am meisten »gelten, und ihr Gutes und Böses nicht nach seinem Ge»halte, sondern nach den Reden der Aufwiegler zu »schätzen pflegt, so habe ich mir vorgenommen, euch etwas »weniges vorzutragen, was nach geendigtem Kriege euch »nützlicher seyn wird, gehört, als mir gesagt zu haben. »In euer und der Gallier Land sind die römischen Heer»führer und Regenten nicht aus eigener Begierde gekom»men, sondern auf Ansuchen eurer Vorfahren, welche »ihre Uneinigkeit bis an den Rand des Verderbens ge»bracht hatte. Aber die von ihnen herbeigerufenen Teut»schen haben sowohl ihren Bundesgenossen als Feinden »das Joch über den Hals geworfen. Auch haben wir »nicht deswegen den Rhein besetzt, um Italien zu decken, »sondern damit nicht wieder ein Ariovist der Herrschaft

» über Gallien sich bemächtige. Meint ihr, daß euch
» Civilis und seine Bataver, oder auch die jenseitigen Völker
» günstiger seyn werden, als ihre Vorfahren unsern Vätern
» waren? Eben dieselbe Unruhe und Begierde nach euern
» schönen Ländern treibt noch die Teutschen, wie zuvor,
» an, ihre Wüsteneien zu verlassen, und nach Gallien her-
» über zu kommen. Uebrigens sind Freiheit und andere
» solche blendende Namen nur Vorwand, und noch nie-
» mand hat nach Unterjochung anderer und eigener Herr-
» schergewalt gestrebt, ohne sich eben dieser Worte dabei
» zu bedienen. Königsregiment und Kriege waren in
» Gallien zu allen Zeiten, bis ihr euch unter unsre Ge-
» setze begabt. Und wir, obschon von euch befehdet,
» haben euch nach dem Rechte der Sieger nichts aufgelegt,
» als was nöthig war, den Frieden zu erhalten. Denn
» Volksruhe kann weder ohne Krieg, noch Krieg ohne
» Sold, noch Sold ohne Abgaben bestehen. Alles Uebrige
» habt ihr mit uns gemein. Ihr selbst gebt oft unsern
» Legionen Befehlshaber, gebt dieser und andern Provin-
» zen ihre Regenten. Nichts ist euch vorenthalten; zu
» nichts ist euch der Weg versperrt. Löbliche Fürsten ge-
» nießt ihr so gut, als wir, und die Bösen fallen
» zuerst über die her, welche ihnen zunächst sind. Laster-
» hafte wird's geben, so lange es Menschen gibt: aber
» sie dauern nicht immer; es kommen bessere dazwischen,
» und vergüten uns jene. Ich denke nicht, daß ihr euch
» unter eurem Tutor und Civilis eine mildere Regierung
» versprechen werdet, oder daß ihre Armeen weniger Ab-
» gaben erfordern werden, als die unsrigen. Denn wenn
» die Römer wieder vertrieben würden, was könnte an-
» ders entstehen, als ein allgemeiner Krieg. Glück und
» gute Aufsicht haben unser Staatsgebäude schon über

»achthundert Jahre zusammengehalten; es kann unmöglich
»zerrissen werden, ohne daß die Zerstörer ihren Unter-
»gang dabei finden würden, und eure Lage würde dabei
»die mißlichste seyn. Also liebet und ehret Rom, unter
»dessen Herrschaft der Sieger und Besiegte gleichen Schutz
»und Gesetz hat.«

Diese eben so kluge als listige Rede konnte zwar einige römische Ueberläufer oder furchtsame Leute überzeugen, nicht aber die Bundesgenossen. Diese zogen sich vielmehr auf allen Seiten zusammen und rüsteten sich zu einer Schlacht. Mit Ungestüm fiel ein Theil von den Gebirgen, ein anderer zwischen dem Heerwege und der Mosel her das römische Lager an, daß Cerealis im Bette beides zu gleicher Zeit vernahm: seine Soldaten seyen im Gefechte, und würden geschlagen. Er wollte die Sache nicht glauben, als er schon sein Lager erstiegen, die Reuterei in der Flucht und die Adler verlassen sah. Bei diesem Anblicke raffte der entschlossene Feldherr sogleich einige Flüchtlinge zusammen, nahm unter einem fürchterlichen Pfeilhagel, ohne Schild ohne Helm, die Brücke weg, und bildete einige zerstreute Cohorten wieder, womit er dem Feinde sich entgegen stellte. Durch diesen kühnen Schlag lenkte er den Sieg auf die Seite der Römer. Die ein und zwanzigste Legion zog sich in Form eines Keils zusammen, und brachte die anstürmenden Teutschen zum Weichen, und endlich zur Flucht. Die Römer eroberten das Lager der Verbundenen.

Während dieser glücklichen Fortschritte hatten auch die Cöllner eine teutsche Cohorte verbrennt, und dem Cerealis, um seine Gunst zu gewinnen, sogar die Gattin, Tochter und Schwester des Civilis ausgeliefert. Die Bataver mußten sich in ihr Land zurückziehen. Sie schlossen

für sich einen Frieden, wodurch sie alle ihre Bundesgenossen wieder der Herrschaft der Römer überließen. Sie behaupteten nämlich, die Freiheit der übrigen Welt ginge sie nichts an, und die einzelnen Nationen wären nicht im Stande, noch dazu berufen, das Joch der Uebrigen zu brechen.

Des Cerealis Friede hatte die Römerherrschaft am Rheine wieder hergestellt, aber die Teutschen auch mit ihrer Stärke bekannt gemacht. Ueberwunden wurden sie zeither, weil sie einzeln fochten; aber nun wurden sie fürchterlich durch ihre Vereinigung. Schon im zweiten Jahrhunderte, unter der Regierung des Antoninus, bildeten sich zwei große Bündnisse unter den Teutschen, eins am Oberrheine, das Allemannen-, und eines am Unterrheine, das Frankenreich. Die Franken, vermuthlich durch den Aufstand des Civilis aufgeregt, kündeten schon durch ihren Namen an, daß sie frank und frei seyn wollten, und die Allemannen gaben den Römern nicht undeutlich zu verstehen, daß sie Alle für einen Mann stehen würden. Dazu kam noch, daß nach Abgang des Vespasianischen Hauses die Kaiserwürde ein neues Spiel der Aufrührer und Soldaten am Rheine wurde. Ueber dreißig Tyrannen stritten gegen einander um die Krone. Vom Jahre 259 bis 268 haben sich Posthumius, Lollianus, Viktorinus, Marius und Tetricus einander Augustus genannt und ermordet. Dieser bürgerliche Krieg war ein Wink zu einem neuen Einbruche der teutschen Völkerschaften in die römische Linie. Schon im Jahre 241 fielen die Allemannen in den römischen Pfalzgraben ein, und bald hernach gingen die Franken selbst über den Rhein, und zerstörten die römischen Festungen.

In diesem Drange erscheinen zwei Imperatoren,

Aurelianus und Probus, und diese erwarben sich durch ihre Siege und klugen Anstalten den Namen der Wiederhersteller des römischen Reichs. Jener schlug die Franken bei Mainz, dieser trieb die Allemannen in ihre Wälder zurück, tödtete ihnen 40000 Mann, nahm deren 116,000 gefangen, und ließ nicht nur die zerstörten Festungen wieder aufbauen, sondern auch den Pfalgraben jenseits des Rheins mit neuen Mauern und Bollwerken befestigen. Nach diesen großen Unternehmungen zog er an den Unterrhein, und bezwang die zwei Tyrannen Proculus und Bonosus, welche sich in Cölln als Herren aufgeworfen hatten. Nach ihm schlug Constantinus die Franken in mehreren Treffen, und warf ganze Schaaren der Ueberwundenen in dem Amphitheater zu Trier den wilden Thieren zum Fraße vor. Allein weder des Probus Befestigungen, noch des Constantinus Siege konnten die Teutschen von den Einfällen abhalten. Da schon zuvor die Bürgerkriege dieselben erleichterten, so thaten es jetzt auch die Religionskriege. Der Kampf der Christen gegen die Heiden, welcher unter dem Constantinus und Julianus die Römerwelt beschäftigte, hat einen so wichtigen Einfluß auf die Geschichte der Rheinländer, daß wir ihn hier besonders bemerken müssen.

Unter den Kaisern des ersten Jahrhunderts war das Christenthum den Römern entweder noch zu wenig bekannt oder noch zu verächtlich, als daß es ihre Aufmerksamkeit erregt haben sollte. Die Christen-Verfolgung des Nero war nur ein Vorwand dieses Tyrannen, um seine Mordbrennerei zu entschuldigen; sie hat sich auch schwerlich ausser die Mauern von Rom erstreckt. Erst unter dem Domitianus und Trajanus machte die Verbrei-



tung des neuen Glaubens einiges Aufsehen, und verursachte Untersuchungen; aber selbst die Berichte des Plinius über die Christen beweisen noch eine große Duldsamkeit. Indessen soll der erste Bischoff von Mainz Crescens unter dem Trajanus den Märtyrertod erlitten haben.

Im zweiten Jahrhundert findet man deutlichere Spuren von Christengemeinden am Rheine. Zu der Zeit waren schon Kirchen in Rom und den großen Städten des Orients gegründet. Von diesen sind wahrscheinlich viele Glaubensbekenner entweder mit den Legionen oder den Colonien nach der entferntern Rheingränze gewandert, um dort unbemerkter und sicherer ihre Religion üben zu können. Im dritten Jahrhundert war das Christenthum sogar bis zu den Häuptern des Reichs gedrungen; denn man behauptet, daß der Kaiser Alexander Severus und seine Mutter Mammäa den neuen Glauben am Rheine befördert haben, und darum jener bei Mainz, diese zu Wesel von den heidnischen Soldaten ermordet worden wäre.

Zu Anfang des vierten Jahrhunderts war die Anzahl der Christen am Rheine schon so stark geworden, daß sie bei Hofe und in der Armee den Heiden das Gleichgewicht halten konnten. Als zu der Zeit der alte Diokletianus den Galerius und Constantius Chlorus zu Cäsaren und Reichsverwesern ernannte, theilten sich beide, wie in die Reiche, so in die Religionspartheien. Jener nahm den Orient und das Heidenthum in Schutz; dieser aber den Occident und das Christenthum. Constantius verlegte seinen Sitz nach Trier und erbauete sich da einen Kaiserpallast. Diesem strömten eine Menge heimliche oder auch schon bekannte Christen zu. Der Haß

und das Mißtrauen der Heiden gegen diese Bekenner eines neuen ihnen noch unbekannten Glaubens wuchs mit der Vermehrung ihrer Anhänger, sowohl bei dem Hofe, als unter der Armee; und der alte Diokletianus, aufgehetzt durch den Galerius und Maximianus, gebot nun eine förmliche Untersuchung und Bestrafung aller der Beamten, die sich zum Christenthum bekannten. Diesem zufolge wurden Paulinus in Trier, Gereon in Cölln, und Ferrutius in Mainz mit ihren Anhängern hingerichtet, die Legionen decimirt, und selbst mehrere christliche Frauen und Jungfrauen zum Tode verdammt.

Eine so blutige Verfolgung trug aber mehr zur Verbreitung als Vertilgung des Christenthums bei. Das Volk murrte, da es seine Vorsteher mißhandeln, die Soldaten empörten sich, da sie ihre Hauptleute hinrichten sahen. Als Constantius Chlorus gestorben war, riefen die Legionen am Rheine seinen Sohn Constantinus zum Augustus aus, und dieser erklärte sich nun öffentlich als den Beschützer der neuen Religion.

Indessen aber hatte Maxentius, des Maximianus Sohn, sich mit Hülfe der Prätorianer Roms bemächtigt, und wollte dort mit dem Heidenthum zugleich seine Herrschaft über das römische Reich behaupten. Bei so gefährlichen Umständen bot Constantinus die christlichen Legionen an dem Rheine auf, welche ihn auf den Thron gehoben hatten, und zog nach Italien, um seinen Gegner zu bekämpfen. Im Jahre 311 rückte er vermuthlich von Trier aus nach Mainz vor, wo er sich mit den Truppen, welche vom untern Rheine her über Bingen kamen, vereinigen konnte. Aller Wahrscheinlichkeit und selbst der Lage der Dinge nach stand das römisch-christliche Lager bei Moguntiacum auf der großen Ebene vor dem rechten



Hauptthore [1], wo zu der Zeit die Kampfspiele und Waffenübungen gehalten wurden. Sie erstreckt sich von Mainz bis auf den Hechtsheimer Berg, und da sie im ganzen selbst eine Anhöhe bildet, kann man auf ihr gen Osten hin die Sonne in ihrer ganzen Pracht aufgehen sehen. Als nun Constantinus nach dem Morgengebete [2] von dem Lager aufgebrochen war, und vor seinen Soldaten auf der großen Heerstraße, welche von Mainz nach Rom führte, herzog, erblickte er, und mit ihm die christlichen Legionen eine Lufterscheinung in Form eines Kreuzes und von den Strahlen der aufgehenden Sonne umgeben. Die Römer, welche jederzeit bei Feldzügen und Schlachten viel auf Wahrzeichen hielten, glaubten jetzt, da sie Christen geworden waren, diese glänzende Kreuzgestalt sey eine Vorbedeutung ihres künftigen Sieges über den Maxentius und das Heidenthum. Constantin, dieses bemerkend, und vielleicht selbst davon ergriffen, drehte sich zu ihnen um, und sagte, auf die Erscheinung deutend: »Seht, Soldaten! das Zeichen des »heiligen Kreuzes glänzt vor unsern Legionen her. Durch »dieses werden wir siegen. Christus regiert, Christus »siegt, Christus herrscht.« [3] Auf diese Worte fielen seine

1. Porta principalis dextra. Vor dem jetzigen Neuthore.

2. Die ersten Christen richteten sich bei dem Gebete meistens nach Osten; so sind auch ihre Kirchen nach Osten gerichtet.

3. Xsts regnat, Xsts vincit, Xsts imperat. Einige Kirchengeschichtschreiber sagen: Constantin habe die griechischen Worte ἐν τούτῳ νίκα an der Kreuzgestalt selbst gesehen. Bei dem Feste der Kreuz-Erhöhung den 14. September sang man in der Domkirche zu Mainz noch bis auf unsere Zeiten jene alte Hymne: vexilla regis prodeunt, fulget crucis mysterium. Wenn die hohen Verbun-

Soldaten knieend zur Erde, und wiederholten anbetend seine Worte. Von nun an wurde das Kreuz das Zeichen ihrer Verillen und Fahnen. Unter ihm haben sie auch den Maxentius bei der milvischen Brücke zu Rom wirklich geschlagen.

Durch den Sieg über den Maxentius und das Heidenthum wurde die christliche Religion die herrschende im römischen Reiche und am Rheine. Hellena, des Kaisers fromme Mutter, ließ zu Trier, zu Cölln, zu Bonn und zu Xanten den Helden zu Ehren, welche in oder bei diesen Städten für den Glauben den Tod erlitten haben, Kirchen erbauen, wovon noch die meisten stehen.[2] Die rheinischen Bisthümer erhielten nach Maasgabe der römischen Provinzen ihre Vorsteher und Hierarchie. Sowohl die Namen als die Folge der rheinischen Bischöfe werden von nun an bekannter und verlässiger. Schon auf dem Concilium, welches im Jahre 344 zu Sardica in Mösien gehalten wurde, kamen aus der ersten belgischen Provinz Maximinus von Trier mit seinen Sufragan-Bischöfen von Metz, Toul und Verdün; aus der ersten germanischen Martinus von Mainz, Viktor von Worms, Jesse von Speyer, Amandus von Straßburg; aus der zweiten Euphrates von Cölln, und Servatius

denen bei der Schlacht von Leipzig eine ähnliche Wolkengestalt gesehen hätten, würden auch sie an das Wunder des preußischen Kreuzes geglaubt haben.

1. Signum eine römische Fahne.

2. Zu den Heil. Märtyrern in Trier, St. Gereon in Cölln, St. Cassius in Bonn, St. Viktor in Xanten, auch späterhin hat man in und um Mainz den Heiligen Mauriz, Viktor und Ferrutius Kirchen erbauet.



von Tungern, vor. Die nämlichen Bischöfe erschienen im Jahr 347 auf einer Synode zu Cölln, welche den Bischof Euphrates verdammte. Es ist auch wahrscheinlich, daß auf dem Felde bei Mainz, wo Constantin und seine Armee das Kreuzzeichen sahen, statt dem Kampfziele [1] ein Kreuz errichtet wurde; denn späterhin, im Mittelalter, hat man dort ein anderes Wunderkreuz aufgestellt, und das ehemalige Marsfeld nun das Heiligkreuzerfeld genennt. [2]

Nach dem Tode des Constantinus kam das Reich in neue Verwirrung durch die Theilung unter seine Söhne. Constantius II. erhielt den Orient, Constanz Italien und Afrika, Constantinus II. Gallien und damit die Rheingränze; allein die Religions- und Bürgerkriege von innen, neue Einfälle der Barbaren von außen, machten letztere zu einem Schauplatze grausamer Verfolgungen und Verwüstungen. Constantinus hatte kaum die christliche Religion in dem Reiche erhoben, als Ketzer und Irrlehrer die christliche Kirche zerrissen. Arius, ein Priester von Alexandria, leugnete die Gottheit Christi ab; ihm aber widersetzte sich Athanasius, der Bischof die-

1. Meta ludorum.

2. Nicht weit von dem Kreuze war der heiligen Maria im Felde eine Kirche geweihet worden; wohin sodann das Wunderkreuz gebracht, und die Kirche zum heiligen Kreuz genennt wurde. Der Pater Laquille behauptet in seiner elsässischen Geschichte: daß Constantin die Kreuz-Erscheinung im Elsaß gehabt habe, allein sowohl die Lage als die Alterthümer und Sagen sprechen für das Heilig-Kreuzer-Feld. Ich selbst habe dort beim Aufgange der Sonne öfter die schönen glänzenden Wolkengestalten beobachtet. Sie machen immer einen wundervollen Eindruck; auch sind alle christliche Kirchen gegen Osten gerichtet.

ſer Stadt. Eine wechſelſeitige Verfolgung beider Partheien ſchändete die chriſtlichen Völker im Orient und Occident. Während dieſer Streitigkeiten, an denen auch die Regenten Theil nahmen, wurde Athanaſius nach dem Rheine vertrieben. Er mußte ſich zu Trier bei dem heiligen Mariminus verborgen halten, und ſoll dort jenes Glaubensſymbol verfertigt haben, das noch von ihm den Namen des Athanaſiſchen trägt. Es iſt zugleich ein deutlicher Beweis, wie ſehr die Kirche durch die Sofiſtereien der Metaphyſiker gezwungen war, den einfachen apoſtoliſchen Glauben durch Zuſätze und Erklärungen zu erweitern. Wenn in dem einfachen Symbole der erſten Kirche Chriſtus nur der Sohn Gottes und Erlöſer genennt wird, ſo heißt er ſchon in dem athanaſianiſchen Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott, geboren nicht geſchaffen, gleichweſentlich dem Vater, durch den alles geſchehen iſt.

Zu dieſen Religionskriegen kamen noch die bürgerlichen, und beide lockten die Barbaren zu neuen Einfällen in das Reich. Schwaben, Häſſen, Siegauer, Härzer und Betauer bedrohten jetzt unter dem gemeinſchaftlichen Namen von Franken und Allemannen die Rheingränze.

Faſt alle Begebenheiten, welche zu der Zeit am Rheine vorfielen, beweiſen nur zu deutlich, daß die Vorſehung der alten Welt eine neue Geſtalt geben wollte, wovon die chriſtliche Religion der Geiſt, die deutſchen Völkerſchaften der Körper ſeyn ſollten. Erſtere war ſchon durch des Conſtantinus Verordnungen das herrſchende Bekenntniß des Reiches, und durch des Athanaſius Eifer das der allgemeinen Kirche geworden. Letztere



kamen aus allen Gegenden der Erde her, um neue Reiche zu gründen. Diesen ewigen Rathschlüssen Gottes wollte sich aber der kühne Julianus entgegen setzen, und das schon untergrabene Gebäude des römischen Reichs und der heidnischen Religion aufrecht erhalten. Gebildet in den Philosophenschulen zu Athen, und begeistert von den Heldenthaten der alten Griechen und Römer, setzte sich in seinem jungen Gemüthe jene hohe Verehrung des Alterthums, und jene entschiedene Verachtung aller neuen Lehren und Gebräuche fest, welche sein ganzes Leben bezeichnen. In den Tempeln sah er eine neue Religion aufblühen, welche, wie er wähnte; statt gute Bürger müßige Mönche und Einsiedler, statt muthige Krieger dulbsame Märtyrer; und statt ein römisches ein Priesterreich bilden könnte, was alle alte Römertugend untergraben würde. Da er, vom Constantius als Cäsar ernannt, nach Gallien geschickt wurde, fand er die Regierung ohne Kraft und Würde, die Richterstühle ohne Hülfe und Gerechtigkeit, die Armee ohne Zucht und Muth, und die rheinischen Festungen entweder zerstört, oder in den Händen der Teutschen. »Die Zahl der Ortschaften,« so schrieb er, »welche die Barbaren verwüstet haben, beläuft »sich auf fünf und vierzig, ohne die Burgen und Castelle »dazu zu rechnen. Die Länder, welche sie diesseits des Rheins »inne haben, erstrecken sich von dessen Quellen bis zum »Ocean; sie sind bis über dreihundert Stadien über den »Fluß vorgedrungen, aber die Gegenden, welche sie durch»streift und verwüstet haben, sind noch dreimal so groß, »als jene, welche sie einnehmen, und nicht einmal mehr »zur Viehweide tauglich.« Diesen Verfall des römischen Reichs von innen und außen glaubte Julianus nur durch zwei Mittel abhalten zu können, nämlich durch neue

Siege über die Barbaren und durch eine glänzende Wiederherstellung des Heidenthums.

Als er die Feldherrnstelle in Gallien übernahm, waren die teutschen Völker so tief in das römische Gebiet eingedrungen, daß er, obwohl 300,000 Mann stark, über Vienne und Rheims einen Umweg machen mußte, um nur die Vogesen erreichen zu können. Da er mit seinem großen Heere in die Thäler dieser Gebirge eingedrungen war, zogen sich die Allemannen in die Ebene des Elsasses zurück, und überließen ihm Bergzabern, ohne eine Besatzung hinein zu legen. Bei Brocomagus, Brumat, traf er einen beträchtlichen Haufen, der ihm Widerstand leisten wollte. Er griff ihn mit Entschlossenheit an, zerstreuete ihn, und drang bis zu dem Rheine vor.

Nachdem er im obern Germanien einen festen Fuß gefaßt hatte, zog er in das untere, und nahm Cölln wieder ein, welches vor einiger Zeit die Franken zerstört hatten. Julianus wollte durch glückliche Gefechte auf verschiedenen Punkten den Teutschen erst Furcht einjagen, ehe er sie mit ganzer Macht angriff; allein während er am untern Rheine beschäftigt war, sammelten sie ihre Kräfte am obern. Sie nahmen die Orte wieder ein, welche er erobert hatte, und lagerten sich unter sieben Fürsten in der Gegend von Straßburg. Diese Anführer hießen Westralg, Ur, Ursich, Serapio, Sumar und Knodmar. Letzterer war das Haupt des ganzen Heeres.

Unter solchen Umständen mußte Julianus abermals einen Umweg über Trier und Metz machen, um die vogesischen Gebirge zu erreichen. Er nahm Bergzabern wieder hinweg, und drang von der Höhe herab auf die Haufen der Teutschen. Er hatte kurz zuvor durch einen Ueberläufer erfahren, daß sie ihren linken Flügel mit ihren



besten Truppen besetzt hätten. Darauf gründete also der römische Feldherr seinen Angriff. Die Schlacht war eine der blutigsten, welche die Römer gegen die Teutschen geführt hatten. Auf beiden Seiten wurde mit einer Wuth gefochten, welche durch Ehre, Ruhm und Nationalhaß erhöht war. Während beide Linien sich lange mit abwechselndem Glücke einander geschlagen hatten, stürzten sich die Teutschen in die Mitte des römischen Heeres, um es zu durchbrechen. Julian benutzte diesen Augenblick. Er ließ seine beiden Flügel vordringen, und die Feinde rechts und links angreifen. Durch diese veränderte Schlachtordnung wurden die Teutschen in Unordnung gebracht. Sie hatten durch ihre wiederholten Anfälle selbst ihre Linien getrennt. Die Römer fielen in sie ein, und schlugen sie gänzlich in die Flucht. Viele tausend blieben auf dem Platze; Knodmar, der Allemanen König, wurde nebst andern Fürsten gefangen, und was der Schärfe des Schwertes entgangen war, ertrank in den Fluten des Rheins; der Kaiser mußte seine eignen Soldaten vom Verfolgen abhalten.

Nach diesem Siege zog Julianus seine Truppen zusammen und nahm Mainz, die Hauptfestung des obern Germaniens, ein. Hierauf ging er in drei Feldzügen über den Rhein, schlug die Allemannen vom obern, die Franken vom untern Germanien zurück. Während der Zeit ließ er sowohl an dem Flusse, als an dem Pfalgraben die römische Linie befestigen, und endlich jenes Denkmal wiederherstellen, was Trajanus auf dem Taunus errichtet hatte.

Da ihm sein kühnes Unternehmen gegen die Einfälle der Barbaren gelungen war, glaubte er auch mit gleichem Glücke seinen Kampf gegen die Christen bestehen zu kön-

nen. Wie er gegen jene den Muth eines Helden gezeigt hatte, so gegen diese die List eines Staatsmannes. Oeffentlich verkündigte er eine allgemeine Religionsfreiheit, aber heimlich verfolgte er die Christen durch Spott, Anklagen und Zurücksetzung in allen Aemtern. Während er auf der einen Seite die Verehrer des Christenthums lächerlich und verächtlich machte, gab er auf der andern dem Heidenthum seine alte Pracht und Würde wieder. Allein seine beide Unternehmungen gegen die Teutschen und die Christen scheiterten, so kühn und klug sie begonnen waren, an den Rathschlüssen der Vorsehung und dem Geiste der Zeit. Wenn er seine Waffen auch nur gegen menschliche Kräfte geführt hätte, würde er am Ende doch dem Zeitgeiste unterlegen seyn. Ich habe bereits schon die Ursachen angeführt, welche den Umsturz des römischen Reichs hervorbringen mußten. Hier will ich auch in Kürze jene angeben, die den Verfall des Heidenthums herbeiführten.

Eine jede Religion ist entweder auf Mythen oder Mysterien gegründet. So lange diese unter einem Volke der Jugend gelehrt, von der Obrigkeit geheiligt, und durch den Glauben verehrt werden, besteht eine Religion in ihrer vollen Kraft und Wirkung. Wenn aber diese Mythen oder Religionswahrheiten den freien Untersuchungen der Sofisten, oder dem Spotte des Leichtsinnes Preis gegeben werden, und sowohl Fürsten als Obrigkeiten selbst nur eine geheuchelte Achtung, oder gar keine mehr dafür haben, so kommt eine Religion nothwendig in Verfall, oder erhält sich nur noch in äußeren leeren Gebräuchen. Da wir davon in unsern Zeiten das Beispiel selbst an einer wahren und liebevollen Religion gesehen haben; so mußte dies um so eher mit der heidni-

schen geschehen, welche auf Fabel und oft abscheuliche Gebräuche gegründet war.

Als die Römer mit ihren Legionen zugleich ihre Götter und Altäre an den Rhein gebracht hatten, war der heidnische Gottesdienst schon unter dem bei weitem größern Theile der gebildeteren Classen entweder durch die Schulen der Philosophen entkräftet, oder durch den Spott der Dichter lächerlich gemacht worden. Die ansehnlichsten Römer hatten sich, wie Tacitus bemerkt, zu der Zeit entweder zur stoischen oder epikuräischen Sekte bekannt. »Ich halte es nicht der Mühe werth,« schreibt Seneca, »den Gesang des Epikurs zu wiederholen und weitläufig »zu beweisen, daß die Furcht vor den unterirdischen Orten »eitel sey, daß weder Ixion sein Rad, noch Sisyphus »sein Felsenstück wälze, daß die Eingeweide der Ver»dammten nicht immer zerfleischt, und wieder ergänzt wer»den können. Keiner ist so sehr Kind, daß er an den »Cerberus, und an die Finsterniß des Tartarus, »oder an die umgehenden Schatten der Verstorbenen »glauben sollte.«

Zu diesem Unglauben der Philosophen gesellte sich noch der Spott der Dichter. Wenn Lucian, ohne eine Rüge zu befürchten, die Götter des Heidenthums so lächerlich und erbärmlich darstellen durfte, als er es in seinen Schriften gethan, so muß man annehmen, daß das Heidenthum nicht nur unter dem gebildeten Theile der Römer, sondern, wie Tacitus ausdrücklich sagt, auch unter dem ungebildeten und den Knechten schon Glauben und Ansehen verloren habe [1]. Die heidnischen Götter und Altäre,

1. Ceterum aboliri paulatim patrios mores, postquam nationes in familiis habemus, quibus diversi ritus externa

welche wir von dieser Zeit her am Rheine finden, waren demnach entweder ein eitles Prunkgeräthe der Reichen und Mächtigen, oder nur noch ein Gegenstand der Verehrung für gemeine Soldaten und Landleute[1]. »Uebrigens waren,« wie Tacitus sagt, »die alten Sitten und Gebräuche ganz »außer Acht gekommen, indem sich sowohl unter den »römischen Legionen als Familien ganze Nationen befan»den, die verschiedenen und fremden Gottesdienst, oder gar »keinen mehr hatten, und deren Priester unter dem »Deckmantel der Religion alle Güter verschleuderten.«

In dem Verhältnisse nun, als der Glaube an die heidnischen Götter abnahm, nahm jener an Christus und seine Apostel zu. Unter Menschen, welche, obwohl sie keine Religion mehr hatten, nichts destoweniger an die Träumereien eines Plotinus, oder die Gaukeleien eines Appollonius von Thyane glaubten[2], würde die christliche Lehre doch Beifall und Anhänger erhalten haben, wenn sie auch kein Werk der Gottheit gewesen wäre. In ihrer ursprünglichen Reinheit hatte sie alle Eigenschaften, wodurch sie bei den Menschen Eingang finden mußte. Die Christen konnten den Philosophen die Vernunftmäßigkeit ihrer Glaubenslehre[3], den starken

sacra aut nulla sunt; dilectique sacerdotes specie religionis omnes fortunes effundebant.

1. Daher wurden auch die noch übrigen Heiden Pagani genannt.

2. Jener hat bekanntlich durch seine Philosophie Umgang mit den Göttern zu haben, dieser Wunderwirken und Weissagen zu können vorgegeben. Der heilige Augustinus führt in seinen Schriften einige Stellen an, welche beweisen, daß man zu der Zeit auch schon an die wahrsagenden Wirkungen des Magnetismus glaubte.

3. Selbst Lucian nennt das Christenthum eine Sekte von Philosophen.



Geistern die Strenge ihrer Moral, den Helden die Standhaftigkeit ihrer Märtyrer, den Bedrängten den Trost ihrer Hülfe und Hoffnungen, dem gemeinen Haufen die Wunder ihrer Entstehung, und selbst den Barbaren die Liebenswürdigkeit ihrer Geschichte entgegen stellen. Unter solchen Umständen waren Julians veraltete Waffen nicht im Stande, dem Andrange der muthigen Teutschen und dem Eifer der begeisterten Christen zu widerstehen. Nach einer jeden Niederlage drangen erstere desto gewaltiger hervor, und nach einer jeden Verfolgung vermehrten letztere ihren Anhang. Nachdem er jene lange am Rheine bekämpft, und diese im Reiche verfolgt hatte, zog er nach dem Orient, um die Perser zu bekriegen. Hier fiel er in einem Gefechte von dem Pfeile eines Unbekannten getroffen, und mit ihm das Heidenthum, und das römische Reich. Die Heiden behaupteten: es habe ihn ein Christ gemeuchelmordet; aber die Christen glaubten: er sey durch den heiligen Mercurius vom Himmel herab durch einen Blitzstrahl getödtet worden. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat man in der Domkirche zu Mainz die Reliquien dieses Heiligen auf dem Altare, und seine Erscheinung in einer Hymne verehrt [1].

Nach dem Tode des Julianus versuchten es noch zwei Kaiser, den Umsturz des römischen Reichs aufzuhalten: Valentinianus und Theodosius. Jener schlug den Macrianus und die Allemannen wahrscheinlich auf den Anhöhen des Taunus, und befestigte die Rheinlinie mit neuen Bollwerken; dieser nahm seinen Sitz zu Trier und

1. Tu caesaris ter impii
Vindex beate Mercuri!

trieb die Franken vom untern Rheine weg; allein dessen Söhne Arcadius und Honorius theilten nach ihm das Reich wieder, und letzterer, dem der Occident und folglich die Rheingrenze zugefallen war, hatte weder Geist noch Kraft genug, um die Einfälle der Barbaren davon abzuhalten. Diese Völker, welche in ihren wüsten Ländern nichts zu verlieren, aber in den reichen Provinzen des römischen Reichs alles zu gewinnen hatten, drangen gegen das Ende des vierten Jahrhunderts auf allen Seiten hervor. Franken, Allemannen, Vandalen, Alanen und Hunnen stürzten über die Rheingrenze, und die große Befestigung, woran die Römer über vierhundert Jahre gearbeitet, und wofür sie eben so lange gestritten hatten, lag danieder.

Ich kann den wilden Geist der Völkerwanderung, und ihre Zerstörung nicht besser, als durch zwei Schriftsteller schildern, wovon der eine sie selbst erlebt, der andere sie bald hernach beschrieben hat. »Unter der Regierung des Kaisers Honorius,« sagt Aimonius, »verließ Kroch, der Wenden König, in Verbindung mit den Schwaben und Alanen seine Heimath, um sein Glück in Gallien zu versuchen. Vor seinem Einfall fragte er seine Mutter um Rath: wie er wohl sein Andenken am sichersten verherrlichen könne? Diese gab ihm zur Antwort: »mein Sohn! willst du dir einen Nahmen in der Welt »machen, so ziehe hin, reiße nieder, was andere mit »vielen Kosten erbaut haben, und rotte aus die Völker, »welche deiner Stärke unterliegen müssen; denn schönere »Gebäude kannst du nicht aufführen, als die Römer gethan haben; auch kannst du ihren Kriegsruhm nicht »mehr verdunkeln, als durch eine allgemeine Zerstörung »ihres Reichs; Kroch nahm diesen Rath der Mutter



wie einen Götterspruch auf. Er gieng sogleich auf einer Brücke bei Mainz über den Rhein, verwüstete diese und andere Städte am Rheinufer, und setzte also zerstörend seinen Zug nach Gallien fort. Seine und seiner wilden Nachfolger Grausamkeiten beschreibt der heilige Hilarius in einem Briefe an seine Freundin Ageruchia also:

»Unzählige und unbändige Völker haben Gallien überschwemmt. Alles Land, was zwischen den Pyrenäen und Alpen liegt, was vom Weltmeere und dem Rheine eingeschlossen wird, haben Quaden, Vandalen, Sarmaten, Alanen, Gepiden, Heruler, Sachsen, Burgunder, Allemannen und Pannonier verwüstet. Mainz, ehemals so herrlich und berühmt, ward eingenommen und geschleift. Viele tausend Christen sind dabei in der Kirche ermordet worden. Worms ward durch eine lange Belagerung zu Grunde gerichtet. Die Stadt der Nemeter, Speyer, und Argentoratum, Straßburg, sind den Teutschen zur Beute geworden. Aquitanien, die Provinz der neun Völker, die lugdunischen und narbonischen Provinzen sind, wenige Städte ausgenommen, zu Grunde gerichtet, und in diesen wenigen verbreitet außer ihren Mauern das feindliche Schwert, innerhalb derselben den grausamsten Hunger, Tod und Verderben. Ehemals besaßen wir vom Pontus euxinus bis zu den Julischen Alpen nicht so viele Länder, als jetzt; aber seit dreißig Jahren, nachdem die Donau und der Rhein aufgehört haben, die Grenze zwischen uns und den Barbaren zu seyn, herrschen Krieg und Verwüstung mitten im römischen Reiche.«

Auf den wilden Krock kam der noch wildere Ezel oder Attila an den Rhein, und zerstörte, was jener übrig gelassen hatte. Er selbst glaubte sich von der Vorsehung berufen, die entartete Menschheit bestrafen oder vertilgen

zu müssen. Er nannte sich eine Geißel Gottes. Städte, Castelle, Tempel und Gärten fielen unter den gewaltigen Schlägen seiner Horden. In kurzer Zeit war von den herrlichen Gebäuden und Anstalten der Römer am Rheine nichts mehr zu sehen, als einzelne Trümmer und traurige Denkmäler.

Ich habe die Geschichte dieser Verwüstungen darum so umständlich beschrieben, weil sie am Rheine ihren Anfang nahmen, und damit man bedenken möge, daß ein sitten- und charakterloses Zeitalter eine neue Barbarei herbeiführe.



Zweites Buch.

Rheinische Geschichte

unter dem

fränkischen Reiche.



nige.

Teutrich I. ... in Soissons. 561.
Teutbert I. 5 ... ert I. in Austrasien. 575.
Teutwald. 5 ... rt II. in Austrasien. 596.

Teutrich II.
12. in Burgund. 613.

28.

Neustrien. 631.

5.

Lothar III. i ... Karlinger.
Pipin von Herstall.
ajor Domus. 714.

arl Martell. 741.

747. Pipin der Kurze,
ster. König, 768.

Karlmann. 741.

ser.

Lothar ... Kahle. 877. Kaiser

Ludwig II. 8 ... Karl. 864. Karlmann.

Irmengar ... nann. 884. Karl III. 929.
vermählt an
von Prove ... Ludwig IV. 954.

Ludwig III. Lothar. 986. Karl 997.

dwig V. 987.

Boots rhein.



Rheinische Geschichte
unter dem
fränkischen Reiche.

Nach der Völkerwanderung entschieden die zwei großen Völkerbündnisse der Allemannen und Franken, welche sich am Rheine gebildet hatten, über das Schicksal von Teutschland und Europa. Jenes war aus dem alten Schwabenbunde hervorgegangen, und setzte sich an dem obern, dieses, durch den Civilis erweckt, aber durch den Klodio angeführt, an dem untern Rheine fest. Des erstern Zweck der Vereinigung war Landwehr; denn es blieb fast in seinen alten Gränzen, des letztern aber Fehde. Es breitete seine Waffen über die ganze Christenheit aus.

Nachdem Lodwig, ein Enkel Merwigs und König der Franken, zuerst die Römer in Gallien, dann die Allemannen bei Zülpich geschlagen hatte, gründete er die fränkische Monarchie. Die Länder des Rheins wurden nach teutscher Art in Herzogthümer und Gaue eingetheilt, und Austrasien oder Oestreich genannt.

Die Geschichte seiner Nachfolger aus dem Geschlechte der Merwinger ist ein Gemisch von Schwäche und Grausamkeit, von List und Aberglauben, von roher Tapferkeit und unverfeinerter Wollust. Man findet unter den Franken weder jene natürliche Einfalt mehr, welche Tacitus an den Teutschen rühmt, noch jene feine Lebensart, welche die Laster der Römer verschönerte. Schlachten und Fehden, Hofränke und Meuchelmord, Jagden und Trinkgelage, Zweikämpfe und Klösterstiftungen sind fast die einzigen Begebenheiten, welche die Jahrbücher des Gregorius von Tours und Fredegars ausfüllen. Die Könige ließen sich von Weibern, Geistlichen, und ihren Hausmayern[1] regieren, und machten ihre Würde und ihr Geschlecht verächtlich. Die fränkische Monarchie würde unter ihnen wieder zu Grunde gegangen seyn, wenn nicht in andern Reichen eine ähnliche Verwirrung geherrscht hätte.

Nach dem Tode Lodwigs theilten seine Söhne und Enkel das Reich unter sich, aber jeder suchte den andern zu verdrängen. Es gab unter ihnen bald vier, bald drei, bald zwei Königreiche. Die Hauptabtheilung blieb aber jene von Neustrien oder Westfranken, und Austrien oder Ostfranken. Letzteres umfaßte die Länder des Rheins. Während diesen Zerstückelungen und Bruderkriegen heuratheten Siegebert I., König von Austrasien, und Hilfreich I., König von Neustrien, fast zu gleicher Zeit, die zwei Prinzessinnen des westgothischen Königs Athanahilds, Gailswinthen und Brunehilden. Beide waren schön und fein gebildet, aber stolz und herrschsüchtig. Erstere wurde daher von dem Kebsweibe Hilfreichs,

1. Majores domus.

der listigen Fredegunde, aus dem Wege geräumt, und Letztere wendete alle Reize ihrer Gestalt und ihres Witzes an, um diesen Mord zu rächen. Fredegunde hatte sich indessen als Königin erklären lassen, und beide vermogten die königlichen Brüder zu einem Kriege, während welchem Fredegunde den Siegebert durch gedungene Meuchelmörder erstechen, und ihre Feindin mit dem königlichen Prinzen gefangen nehmen ließ.

Brunehild erwartete schon ihren und ihres Sohnes Tod, als beide durch den Herzog Gundebald gerettet, und letzterer zum Könige von Austrasien ausgerufen wurde. Von nun an beherrschte die stolze Königin ihren Sohn, ihre Enkel, und den Rhein. Sie erweiterte und verschönerte Worms, wo sie ihren Sitz hatte, mit Gärten und Pallästen. Sie ließ sich, wie die Sage geht, auf einem der höchsten Berge des austrasischen Reichs, dem sogenannten Altkönig, ein Schloß erbauen, was sie ihr Bette nannte [1]. Sie soll bei zehn Könige oder Prinzen haben umbringen lassen, um sich und ihre Enkel auf dem Throne zu behaupten. Gehaßt von den Großen und dem Volke wurde sie endlich zu Worms durch ihre eigenen Hofleute an den König Lothar ausgeliefert. Dieser ließ sie lebendig an den Schweif eines Pferdes binden, und durch das Lager der Franken auf dem Wormsfelde herumschleppen. Geschändet, bluttriefend und zerfetzt wurde sie eine Speise der Raubvögel und wilden Thiere.

Unter solchen Verwirrungen wuchs die Macht der Hausmayer, besonders jener aus dem Geschlechte von Heerstall, über die königliche. Der erste Pipin hatte seine Stelle schon in seiner Familie erblich gemacht; Karl

1. Lectulus Brunehildis.

Martell, dessen Sohn, durch seine Tapferkeit die Liebe der Franken erworben; der zweite Pipin nun auch die Geistlichen und den Pabst gewonnen. Dieser also rief ihn zum König der Franken aus, das Volk gab ihm seinen Beifall, und der heilige Bonifacius die königliche Salbung. So gelang es den Heerstallern oder Karlingern die schon längst in Verachtung gekommene Dynastie der Merwinger von dem Throne zu stürzen, und ihre eigene darauf zu gründen.

Unter den Karlingern erhob sich das fränkische Reich über alle Reiche der Christenheit. Die bisherigen Zerstückelungen durch mehrere Prinzen hörten auf. Austrien oder Ostfranken wurde mit Neustrien oder Westfranken vereinigt. Was Lodwig und die Heerstaller dies- und jenseits des Rheins von Gallien, Teutschland und Italien erobert hatten, bildete einen Staat, eine Regierung, ein Reich, und dieses erbte, nachdem Karlmann gestorben war, Karl der Große.

Die Regierung dieses Fürsten macht eine eigene Epoche sowohl in der allgemeinen als der rheinischen Geschichte. Seine Vorfahren hatten schon statt der römischen die teutsche Verfassung an dem Rheine eingeführt; kurz vor ihm der heilige Bonifacius die christliche Kirche in Teutschland festgegründet, seine Väter das fränkische Reich in Teutschland und Italien erweitert; er aber gab allen diesen Anstalten einen neuen Schwung und die gehörige Richtung. Ich halte es daher für nöthig, mit der Geschichte dieses Karls, welchen die Nachwelt den Großen nennt, zugleich jene des Winnefrieds zu erzählen, der sich durch seine Verdienste um das teutsche Volk den Nahmen eines Wohlthäters, oder Bonifacius, erworben hat. Beide waren von dem Rheine hervorgegangen, und

haben von diesem Flusse her den großen europäischen Völkerbund gegründet, welchen man bis auf unsere Zeiten die Christenheit oder das heilige römische Reich genannt hat.

Unter den Städten des weiten fränkischen Gebietes hatte Karl Worms zum Mittelpunkte seiner Eroberungen, Winnefried Mainz zu dem seiner Bekehrungen gewählt; darum sind beide Orte und ihre Umgebungen zu der Zeit nicht minder berühmt geworden, als die Helden, welche darauf gehandelt haben. Paris, zuvor die Hauptstadt des fränkischen Reichs, Constantinopel, des Orients Meisterin, und selbst Rom, die Beherrscherin der alten und neuen Welt, schienen verdunkelt in den Hintergrund zu treten, als die Gegend um Mainz, Worms, Frankfurt, und Ingelheim durch Karl und Winnefried der Sitz der teutsch-christlichen Bildung geworden waren.

Da ich mir vorgenommen habe, die Thaten dieser rheinischen Helden umständlicher aufzuführen, so wird eine Beschreibung des Schauplatzes, auf dem sie gehandelt haben, nicht unschicklich seyn.

Zwischen den hohen Bergreihen des Melibocus, des Taunus und des Donnersbergs breitet sich rechts und links am Rheine hin ein großes fruchtbares Thal aus, welches, wie Wippo so richtig bemerkt, seines weiten Umfanges wegen zu Volks-, seiner Inseln und Schlupfwinkel wegen zu Fürsten-Versammlungen gebildet zu seyn scheint. Durch die ausnehmende Schönheit, womit es prangt, hat es den Nahmen Wonnegau, durch die merkwürdigen Begebenheiten aber, welche sich auf ihm zugetragen haben, den Nahmen Wormsfeld oder Salischer Boden erhalten. Auf der rechten

Rheinseite wurde es auch vorzüglich der obere und niedere Rheingau genannt. Zwischen beiden lag eine dem Könige eigenst zuständige Hundrede oder des Königs Hundrede.

Von den Felsenspitzen der es umgebenden Gebirge ziehen sich hohe und niedere Hügel nach dem Rheine herab, deren Häupter mit Waldungen bedeckt, deren Abhänge mit Weinreben bepflanzt sind. Das Thal selbst mag, ehe der Rhein sich bei Bingen einen Ausweg gebrochen hatte, der Behälter eines großen Sees gewesen seyn [1]. Nachdem sich aber das Wasser nach dem Binger Loche hin verlaufen, und sein fetter Boden sich gesetzt hatte, wurde es ein großer Garten der Natur, mit Haynen und Auen, Feldern und Wiesen prangend, und mit dem schönsten Farbenspiele wechselnd.

In der Mitte desselben dehnt sich der Rhein, wie ein stiller See, aus, und spiegelt seine reizenden Inseln und Ufer auf seiner Fläche. Am Ende desselben rauscht er wie ein Wasserfall über Klippen und Felsen dahin, und erhebt die ihn umgebende rauhe Schönheit der Natur. Zwischen Worms und Heidelberg erscheint das Land freundlich und mild, unter Mainz schwellen seine Hügel und Berge kühner herauf, und bilden den schönen Rheingau; unter Bingen erstreckt es sich durch Felsen und Klüfte in in fast schauerlicher Majestät. Vier große Städte, Speyer, Worms, Mainz und Frankfurt belebten die Gegend durch Palläste und Gewerbe; vier große Wälder, der Biewald, Sonnwald, Odenwald und Föhrhag dienten der königlichen Jagd und dem Wildbanne; und auf den Hügeln prangten die vier Königshöfe

1. Siehe das erste Buch.

von Ingelheim, Tribur, Hochheim und Nierstein mit mancherlei Anbau und lieblicher Aussicht.

Unter diesen war jener von Ingelheim zu der Zeit der herrlichste. Man sagt, Karl habe ihn darum mit so großer Pracht aufführen lassen, weil er an diesem Orte geboren wurde; aber auch schon ohne diese Vorliebe würde ihn die vortreffliche Lage selbst zu dem Baue aufgefordert haben. Von dem Umfange, der Größe und Herrlichkeit dieses alten Kaisersitzes sieht man jetzt kaum noch einige Bruchstücke und Säulen. Armselige Bauernhütten decken die Mauern eines Pallastes, der ehemals der Aufenthalt der Beherrscher der Welt war.

Nach einem alten Dichter soll der sogenannte Saal von Ingelheim hundert Thore gehabt, und auf hundert marmornen Säulen geruht haben, welche Karl von Ravenna hierher bringen ließ [1]. Im Innern war er mit Teppichen und Heldenbildern, mit Gold, Marmor und Schnitzwerk geziert, von Aussen mit Thürmen und Söllern umgeben, welche die herrliche Aussicht in das Rheingau bis nach Bingen gewährten. Künstler und Handwerker aller Art halfen ihn verschönern. Gaukler, Minnesänger und Dichter seine Gäste erlustigen. Hinter demselben auf der Anhöhe erstreckte sich ein Wald, wo der Kaiser jagen konnte; vor demselben Obst- und Lustgärten, welche entweder dem Spaziergange oder der königlichen Tafel dienten. An seinem Fuße floß die Selzbach bei dem Orte Weinheim in den Rhein; diesem gegenüber

1. Dies mag wohl der Fall mit den Säulen der Zimmer gewesen seyn. Die größern aber waren, wie man noch im Museum zu Mainz sehen kann, aus einem Steine rheinischer Brüche gehauen.

lag Winkel oder der Weinkeller des mit Reben bepflanzten Rheingaues, von welchem vermuthlich der köstliche Wein zum Pallaste geführt wurde. Die unter ihm im Rheine schwimmenden Auen waren die Lustorte der kaiserlichen Wasserfahrten und Fischereien.

Von dieser schönen Rheingegend her brachten jetzt der heilige Bonifacius ein neues Himmel- und Karl der Große ein neues Erdenreich über die Welt. Schon vor der Erscheinung des Erstern hatten mehrere apostolische Männer, Gallus und Lucius, Emeran und Kilian, Lubentius und Suibert das Evangelium auf der rechten Rheinseite gepredigt, aber die vorzüglichsten Verdienste um die Verbreitung des Christenthums unter den Franken selbst haben sich die teutschen Frauen erworben. Schon in ihren Haynen von den Männern als göttliche Wesen verehrt, wirkten jetzt ihre süßen Mahnungen um so mehr auf der Franken rohe Herzen, weil sie ihnen einen Gott der Liebe und Sanftmuth verkündigten. Der Geschichtschreiber Gregorius von Tours sagt es ganz ausdrücklich: daß Klodwig mit seinen Franken sich hauptsächlich darum zum christlichen Glauben bekehrt habe, weil ihm seine geliebte Klothilde den Sieg vorgesagt hatte. Die Königin, schreibt Gregorius, hatte ihren Gatten schon öfter gebeten, daß er den wahren Gott anerkennen, und seine Götzen verlassen möge. Sie konnte ihn aber nicht dazu bewegen, bis er in dem Kriege gegen die Allemannen das zu bekennen genöthigt wurde, was er ihr zuvor freiwillig zu thun versagte. Als er nämlich während der Schlacht bei Zülpich sahe, daß sein Heer zum Weichen gebracht wurde, hob er seine Augen gen Himmel, und brach mit beklemmtem Herzen und fast zu Thränen gerührt in folgende Worte aus: »Herr Jesus

»Christus! den mir meine geliebte Klothilde als den
»Sohn des lebendigen Gottes verkündet, welcher den
»Kämpfenden Hülfe, den auf ihn Vertrauenden Sieg
»geben könne, von dir erflehe ich nun in dieser gefährli-
»chen Stunde ein Wahrzeichen deiner Macht und Herr-
»lichkeit. Vergebens habe ich bisher meine Götter ange-
»rufen; ich glaube daher, daß sie ihre Gewalt verloren
»haben, weil sie ihre Anbeter nicht unterstützen. Zu dir
»wende ich mich also und bitte dich, mich aus den Hän-
»den meiner Feinde zu befreien. Wenn du mir nun den
»Sieg verleihest und ich dadurch deine Allmacht erkennen
»kann, welche mir dein Christenvolk so bewährt anrühmt,
»so will ich dir glauben, und mich in deinem Nahmen
»taufen lassen.«

Während dem Klodwig also zu Christus betete, fingen die Allemannen an zu weichen, und da unter dem Gewirre ihr König erschlagen wurde, ergaben sie sich dem Sieger mit den Worten: »Wir wollen uns dir unter-»werfen, auf daß unser Volk nicht gänzlich aufgerieben »werde.« Klodwig gebot hierauf, dem Gemetzel Einhalt zu thun, der Königin aber erzählte er: wie er durch sein Gebet den Sieg erhalten habe, und ließ sich taufen. So brachte Klothilde ihren Gatten, dessen Schwestern Albflede und Landhilde, und mit diesen die Franken zum christlichen Glauben. Auf eine ähnliche Art versuchten hernach Bilehilde, Odilia, Bertha, Bathilde und andere fromme Weiber, die Ihrigen zu bekehren. Durch so liebevolle Apostel geleitet, wurden die fränkischen Könige und Herzoge die eifrigsten Beförderer des christlichen Glaubens. Unter diesen zeichneten sich besonders die zwei Dagoberte I. und II. und Siegebert III. aus. Von den Hofmeistern Arnulf und Pipin gebildet, und

durch Kunibert den Bischof von Cölln geleitet, stellten sie die Kirchen von Straßburg, Speyer, Worms, Mainz und Cölln wieder her, und stifteten die fürstlichen Abteien von Reichenau, Weißenburg und St. Maximin. Die ältesten geistlichen Urkunden schreiben sich von diesen Königen her [1]. Ihrem Beispiele folgten die Herzoge und Grafen. Adelbert stiftete die Abtei zu St. Stephan in Straßburg; Eberhard Eber- und Maso Masemünster; Graf Kankor die Abtei von Lorsch, und Graf Ruthhard die von Schwarzach. Nebst dem Kriege schien jetzt Kirchenstiftung der einzige Zweck der Fürsten zu seyn.

Indessen hatte der christliche Unterricht durch die Völkerwanderung, auch wohl durch die fränkischen Bürgerkriege sehr gelitten, und die rheinischen Kirchen waren mehrere Jahrelang ohne Bischöfe geblieben. Diese Nachtheile erwägend, stiftete der Pabst Gregorius der Große gegen das siebente Jahrhundert eine Pflanzenschule tüchtiger Glaubenshelden in England; aus derselben giengen Willebrod, die beiden Ewalde, Suibert und andere Prediger nach Teutschland, um die Friesen und Sachsen zu bekehren. Pipin, der Franken Fürst, und dessen Gattin Plectrudis, nahmen sie mit offenen Armen auf, und unterstützten sie in ihren christlichen Unternehmungen. Als sie aber von den noch unbändigen Sachsen theils ermordet, theils zurückgetrieben wurden, schenckte die fränkische Fürstin dem heiligen Suibert eine Insel im Rheine, wo er eine Kirche und sein Grab gründete [2],

1. Man findet diese Urkunden bei Schöpflin, Schannat, Hontheim und in den Abhandlungen der Pfälzischen Akademie.

2. Sie wurde zuerst St. Suibertsinsel, dann Kaiserswert genannt.

sich selbst aber stiftete sie zu Cölln im Marienkloster eine Ruhestätte.

Nach diesen ersten Bekehrungsversuchen schickte Pabst Gregorius II. aus der nämlichen Schule den Winnefried, und dieser vollendete, was Willebrod und Suibert angefangen hatten. Winnefried besaß alle die Eigenschaften, welche zu einem eben so müheseligen als gefährlichen Werke erforderlich waren. Mit den Kenntnissen und der Klugheit eines englischen Zöglings verband er den Eifer und die Standhaftigkeit eines Apostels. Weder Wildniß noch Gefahr, weder Mühe noch Tod achtend, gieng er mit seinen Gesellen zu den hartnäckigen Friesen, zu den kriegerischen Hessen und Thüringern, zu den noch halbwilden Baiern und zu den unbändigen Sachsen, und predigte ihnen, die nur an die Verehrung von Kriegsgöttern gewöhnt waren, den gekreuzigten Gott der Liebe.

Wenn man den Zustand von Barbarei und Unwissenheit betrachtet, worin sich sowohl die christlichen als heidnischen Teutschen befanden, als Winnefried unter sie gekommen war, so wird man seine Thaten und Lehren um so mehr schätzen lernen. Die Heiden lebten noch in alter Roheit ohne Künste, ohne Anbau und fast ohne feste Wohnungen, und die Christen vermischten, aus Mangel an Unterricht, die heidnischen mit christlichen Gebräuchen. Neben dem Kreuze verehrten sie die alten Eichbäume ihrer Väter; und mit den Lobliedern zu Gott und Christus sangen sie zugleich die Barditen ihrer Götter. Einige opferten bei Brunnen und Quellen, andere trieben Wahrsagereien und Zeichendeutungen, und selbst diejenigen Teutschen, welche auf dem linken Rheinufer schon eine bessere Bildung erhalten hatten, stellten, durch gnostische Irrthümer verführt, nebst Gott und Christus, noch die

Engel **Uriel**, **Raphael**, **Michael**, **Tubael**, **Adniel** und **Siniel** als göttliche Wesen auf. Bei dieser groben Unwissenheit und Wildheit des Volkes hatte Winnefried noch die Ränke der Geistlichen zu befürchten, deren Sitten und Gesinnungen er bessern wollte. Die Bischöfe und Priester seiner Zeit waren entweder rohe, ungebildete Menschen, ohne Kenntnisse und Zucht, oder grübelnde Heuchler, welche sich durch seltsame Meinungen und Gaukeleien die Verehrung des blinden Volkes erwerben wollten. Er selbst schildert sie in zwei Briefen an den Pabst Zacharias also: »Die Religion liegt nun schon seit mehreren Jahren zu Boden. Die Franken haben mehr als achtzig Jahre lang weder eine Kirchenversammlung gehalten, noch einen Bischof gehabt, noch irgend eine Kirchensatzung aufgestellt, oder eine alte erneuert. Die Bisthümer sind meistens in den Händen geldgieriger Laien oder ehebrecherischer Geistlichen, die nur den zeitlichen Gewinn vor Augen haben. Die Diakone dieser Bischöfe haben von Jugend auf größtentheils im Ehebruche und in Unreinigkeit gelebt, und noch im Diakonate unterhalten sie vier bis fünf Beischläferinnen. Dessen ungeachtet sind sie so verwegen, und lesen öffentlich das Evangelium. Sie scheuen sich gar nicht, bei einer solchen Lebensart sich für einen Diakon auszugeben. Werden sie nun bei dergleichen Vergehen gar Priester, so leben sie in der Gewohnheitssünde fort, häufen ein Vergehen auf das andere, und da sie einmal im Besitze der Priesterwürde sind, wollen sie für die Sünden des Volks bitten und das heilige Meßopfer verrichten. Am Ende, was noch das Aergste ist, werden dergleichen Leute, wenn sie bei solchen Sitten alle geistliche Würden durchlaufen haben, gar noch Bischöfe.

» Giebt es nun unter diesen auch einige, die vorgeben,
» sie hielten die Keuschheit; so sind und bleiben sie doch
» allemal dem Trunke, der Ungerechtigkeit und der Jagd
» ergeben, oder ziehen bewaffnet zu Felde und vergießen
» mit ihren Händen Menschenblut, sey es nun von Heiden
» oder Christen. Euer päbstlichen Heiligkeit ist nicht un-
» bekannt, wie viele Unbilden und Verfolgungen ich von
» diesen schlechten Priestern und ehebrecherischen Geistlichen
» auszustehen habe. Den größten Schmerz aber muß ich
» wegen jenen Ketzern und Heuchlern erdulden, welche
» Gott und den christlichen Glauben öffentlich lästern.
» Diese neuen Gnostiker stellen eine eigne Ordnung des
» göttlichen Reiches auf, welche von Gott ausgegangen
» durch Engel, Erzengel, Cherubim und Seraphim bis
» zu Christus aufsteige, und die göttliche Regierung dieser
» Welt ausmache. Unter diesen Irrlehrern zeichnen sich
» besonders ein gewisser Adalbert, ein Gallier, und
» Clemens, ein Schotte von Geburt, aus. Gegen beide,
» obwohl im Irrthum verschieden, doch in der Schuld des
» Lasters gleich, flehe ich deine apostolische Würde und
» Gewalt an, auf daß du durch deine Sendschreiben meine
» Wenigkeit schützen, und das fränkische Volk gegen der-
» gleichen falsche Lehrer und Propheten warnen mögest.
» Dieses ist durch die Gaukeleien Adalberts so bezaubert,
» daß es ihn für den heiligsten Apostel und Patron, für
» seinen Fürsprecher und Tugendspiegel, seinen verlässigsten
» Wunderthäter hält. Eure Heiligkeit wird aber aus seinem
» Leben urtheilen können, daß er nur ein unter dem
» Schaafspelze versteckter Wolf sey. Schon in seiner frühen
» Jugend gab der Heuchler vor: als sey ihm der Erz-
» engel Michael in Menschengestalt erschienen, und habe
» ihm gewisse Heiligthümer mitgetheilt, wodurch er alles

»von Gott erhalten könne. Durch solche Gaukeleien zog
»er eine Menge lüsterner Weiber und unwissender Bauern
»an, welche ihn für einen Apostel und Wunderthäter
»halten. Diese Verehrung machte ihn so aufgeblasen,
»daß er sich nicht nur mit den Aposteln Christi gleich
»setzte, sondern auch nicht einmal einem derselben zu
»Ehren eine Kirche zu weihen sich würdigte. Dagegen
»stiftete er zu seiner eigenen Verehrung Bethäuser, er-
»richtete auf dem Felde und bei Bronnen Kreuzchen
»und Bildstöcke, und hielt dabei so lange öffentlichen
»Gottesdienst, bis die Volksmenge, ihre Bischöfe und
»alten Kirchen verlassend, sich bei ihm versammelte und
»ausrief: die Verdienste des heiligen Adalberts werden
»uns helfen. Endlich, was mir die höchste Gotteslaste-
»rung scheint, sagte er zu jenen, welche sich ihm zu Füßen
»warfen, um ihre Sünde zu beichten: Ich weiß schon
»alles, was ihr gethan habt, denn mir sind eure ge-
»heimsten Gedanken nicht verborgen. Ihr habt nicht
»nöthig, mir zu beichten, eure Sünden sind euch nachge-
»lassen, kehret nur in Frieden nach euren Häusern zurück.
»Kurz alles das, was das heilige Evangelium von den
»Heuchlern und falschen Propheten sagt, hat er in Klei-
»dung, Gang und Sitten nachgeahmt.«

»Der andern Irrlehrer, Clemens mit Nahmen,
»streitet nicht weniger gegen die allgemeine Meinung der
»Kirche. Er läugnet die Kirchensatzungen ab, widerlegt
»die Schriften der heiligen Väter, will jüdische Gebräuche
»wieder einführen, und behauptet: daß Christus, als er
»zur Hölle stieg, sowohl Gläubige als Ungläubige,
»Gottes- und Götzendiener befreiet habe.«

Aus diesen angeführten Schilderungen sieht man
deutlich, mit was für Hindernissen nud Gefahren Winnefried

zu kämpfen hatte, als er Teutschland bekehren oder bilden wollte. Ueber alle aber erhob ihn sein apostolischer Eifer. Er vollführte sein Werk mit eben so viel Klugheit als Standhaftigkeit, und, wo Vernunftgründe nicht hinreichten, überraschte er durch sinnliche Eindrücke. Schon ehe er die Bekehrung der Teutschen unternommen hatte, rieth ihm sein ehemaliger Lehrer Daniel, der Bischof von Winchester, eine gewisse Sokratische Art des Unterrichts an, wodurch er auf die noch ungebildete Vernunft und die Herzen der Völker wirken sollte. Dieser bediente er sich jetzt, da er die Hessen und Thüringer bekehren wollte, ohngefähr auf folgende Weise durch Fragen, Vergleiche und einigen aus der heiligen Schrift gehörig angeführten Stellen [1]:

»Vor allem frage ich euch, meine guten Leute, ist »die Welt von Ewigkeit her, oder in der Zeit entstan»den? — Da ihr nun nach euren Religionsbegriffen be»hauptet, daß die Götter von dem Manne und der »Erde geboren worden seyen; so glaubt ihr, daß das »Schlechtere das Bessere hervorgebracht habe. — Wo »aber habt ihr je gesehen oder gehört, daß die Wachhol»derstaude einen Eichbaum, der Uhu einen Adler, oder »das Schwein ein muthiges Pferd geboren habe? — Wie »kann also die Erde oder Welt Götter erzeugen? Und »wer sollte wohl, ehe Götter waren, diese Welt regiert »haben, die weder Leben noch Vernunft hat? — In eurer »Blindheit verehrt ihr die Donnereiche und den Donner »als Gottheiten; ich aber verkündige euch den einzigen

1. Ich habe sie aus den Briefen Daniels und der Bibel zusammengestellt, um meine Leser mit der Unterrichtsart des teutschen Apostels bekannt zu machen.



»wahren Gott, der diese Eiche und den Donner erschaffen »hat [1]. Ihr braucht eben nicht weit zu gehen, um »diesen Gott zu finden, denn er gibt sich euch in eurer »Vernunft und in eurem Herzen zu erkennen, oder lehrt »euch etwa nicht die Vernunft, daß dieser ewige lebendige »Gott schon vor der leblosen Welt würde bestanden »haben? — Befiehlt euch nicht euer Herz und euer Ge»wissen, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben? Und be»weist nicht eben dieses, daß ihr Geschöpfe und Kinder »Gottes seyd? — Dieser wahre lebendige Gott, der »Himmel und Erde, und alles, was darin ist, gemacht »hat, wohnt nicht in Haynen, oder von Menschenhänden »geschnitzten Bildern eingeschränkt, noch wird er durch »Gaben oder Menschenopfer verehrt, als wenn er grau»sam wäre, oder Etwas bedürfe. Er selbst gab Allen das »Leben und den Geist, und schickte als Sühnopfer für »unsre Sünde seinen eigenen Sohn auf die Erde, um »uns alle zu erlösen und selig zu machen. — Wenn ihr »aber auch diesen guten Gott nicht eures ewigen Wohls »wegen anerkennen wollt, so müßt ihr es schon eures »zeitlichen wegen thun. — Betrachtet nur diese Wildnisse, »worin ihr eure Götter verehrt, gegen jene schönen frucht»baren Länder, welche der wahre Gott den christli»chen Franken geschenkt hat. — Ihr wohnt noch in »schmutzigen Hütten oder finstern Höhlen, esset wilde »Eicheln oder rohes Pferdefleisch; kaum daß euer Leib

1. Ich habe im vorigen Buche mich in der Darstellung der Religion der Rheinteutschen nur an die griechischen und römischen Geschichtschreiber gehalten. Die nordische Mythe nach der Edda bleibt einem Geschichtschreiber der ganzen teutschen Nation vorbehalten.

» mit einem wilden Thierfelle bedeckt ist; dagegen hat der
» Christen Gott den Franken ein Land gegeben, worin
» Milch und Honig fließt, sie wohnen in schönen bequemen
» Häusern, tragen warme Kleider, und wo sie ihre Waffen
» hinwenden, begleiten sie Ehre und Sieg. Ist dieses nicht
» ein augenscheinlicher Beweiß von den Wohlthaten, wo»
» mit er seine Diener belohnt? — Um euch aber ein noch
» deutlicheres Zeichen von der Allmacht unsers, und der
» Ohnmacht eurer Götter zu geben, werde ich sogleich diese
» ihnen geweihte Donnereiche niederhauen, und ihr werdet
» sehen, daß keiner von ihnen herbeikommt, um sie in
» Schutz zu nehmen.«

Bei diesen Worten ergriff Winnefried eine Axt und hieb den Baum mit so kräftiger Hand darnieder, daß er krachend und in vier Stücke zersprengt vor den Augen des erstaunten Volks zusammen stürzte. Die Teutschen wurden anfänglich von Zorn ergriffen und glaubten, ihre Götter würden den heiligen Apostel sogleich durch Feuer verzehren. Da aber ihre Donnereiche ohne Dazwischenkunft irgend eines Gottes zusammengefallen war, fiel auch der Götzendienst in seinem alten Ansehen. Viele tausend Thüringer und Hessen ließen sich sogleich taufen, und Winnefried errichtete an dem Orte, wo zuvor der Thoro oder Donner verehrt wurde, aus den Stücken der zersprengten Eiche dem heiligen Apostelfürsten Petrus zu Ehren eine Kirche. Bald darauf theilte er unter die Neubekehrten Kleider, Wein und bessere Speisen aus, und gewöhnte sie an feste Wohnsitze und an den Anbau des noch wüsten Landes. So brachte er diesen rohen Völkern mit der christlichen Religion zugleich den Unterricht in den friedlichen Künsten des bürgerlichen Lebens.

Diese ausserordentlichen Unternehmungen erhielten bald



den Beifall und Dank des Pabstes und der fränkischen Fürsten. Nachdem der Bischof von Mainz, Gewilieb, wegen eines Meuchelmordes seines Bisthums entsetzt war, ernannte der Pabst den Winnefried zu einem Erzbischofe von Mainz, und gab ihm seiner christlichen Thaten wegen den Nahmen Bonifacius, und eines Apostels von Teutschland. Mit dieser Würde begleitet unternahm er jetzt auch eine vollständige Gründung der christlichen Kirche und Religion in den teutschen Ländern. Nicht nur, daß er die alten Metropolitansitze von Mainz, Trier und Cölln mit ihren Bisthümern wieder herstellte, er gründete deren auch neue in Thüringen, in Hessen, in Franken und in Baiern. Zu Buraburg bei Frizlar, zu Erfurt, zu Würzburg und zu Eichstätt errichtete er Bisthümer. Zu Amöneburg, Geismar und Aschaffenburg stiftete er Kirchen und Gotteshäuser. Baiern theilte er in vier Diöcesen, nämlich Salzburg, Passau, Regensburg und Freisingen; um endlich diesen Kirchen auch würdige Diener zu bilden, legte er an der Fulda durch seinen Jünger, den eifrigen Sturm, eine eigene Pflanzschule von Geistlichen an, aus welcher die vorzüglichsten Lehrer und Bischöfe Teutschlands hervorgegangen sind.

Da seine Kräfte nicht hinreichten, das von ihm angefangene Werk allein auszuführen, schickte er seine Jünger und Freunde an die verschiedenen Orte seiner Pflanzungen, den Burkard nach Würzburg, den Lullus nach Mainz, den Wiwilo nach Passau, den Willibald nach Eichstätt, den Gowibald nach Regensburg, den Ehrenbert nach Freisingen, und den Gregor nach Utrecht. Ueberzeugt, daß eine so liebevolle Religion, wie die christliche, durch das sanftere schöne Geschlecht unter den Teutschen leichtern Eingang finden würde, gab er

diesen seinen Schülern noch weibliche Apostel bei, welche den rauhen Heermännern mit den Glaubenslehren zugleich Unterricht in friedlichen Künsten ertheilen sollten. So ging Chunehild, eine Schwester des heiligen Lullus nach Thüringen, Thekla in die Gegend von Kitzingen, Lioba nach Bischofsheim, Waldburg nach Eichstätt, und bildete durch Lehre und Beispiel die Sitten der Teutschen. Um endlich das Ganze seiner Anstalten in einem festen Zusammenhange zu halten, berief er, mit Zuthun Karlmanns, in den Jahren 742 und 743 zwei Kirchen-Versammlungen, welche die nachtheiligen Irrthümer verdammten, und eine den Geistlichen angemessene Kirchenzucht geboten.

Diesen Thaten und Werken des Mainzer Erzbischofs fehlte nun weiter nichts mehr, als die Märtyrerkrone, um ihn zu der Heiligkeit eines Apostels zu erheben; und sie wurde ihm wirklich. Nachdem er das Christenthum schon in dem größten Theile von Teutschland gereiniget und fest gegründet hatte, zog er noch einmal den Rhein hinab zu den Friesen, um das unter diesem Volke zu vollenden, was er dort schon bei seiner ersten apostolischen Sendung angefangen hatte. Wenn man in seiner Geschichte liest: daß er vor seiner Abreise den Lullus zu seinem Nachfolger im Erzbisthum von Mainz ernannt habe, und seine letzte Ermahnung an diesen Schüler erwägt, so sollte man fast glauben, er habe schon eine Ahnung von seinem künftigen Märtyrertodte gehabt. »Die Zeit »meiner Auflösung«, sagte er zu ihm, »nahet heran. »Ich habe beschlossen, hinzureisen, wohin mich Gott ruft. »Liebster Sohn! deine Pflicht erheischt nun, für deine »dir anvertrauete Heerde zu wachen. Führe das Volk »von seinen Irrthümern zurück. Den von mir angefan-

»genen Kirchenbau an der Fulda setze fort. In dieses
»Kloster sollst du, ich mag sterben, wo ich will, meinen
»entseelten Leib zur Erde bestatten. Sorge nun für alles,
»was zu meiner Reise nöthig ist. Die Leinwand, womit
»man meinen Körper decken soll, lege zu meinen Büchern.«
Dieses waren die Worte des Abschieds. Unter Seufzen
und Thränen versprach Lullus seinem ehrwürdigen Lehrer
in allem zu gehorchen. Bonifacius aber fuhr den Rhein
hinunter nach Friesland, und brachte noch eine Menge
Heiden zum christlichen Glauben.

Als hierauf das Pfingstfest herannahete, wollte er
diesen Neubekehrten die Kraft des heiligen Geistes durch
die Firmung ertheilen. Demzufolge ließ er in der Gegend,
wo die Burde Friesland in den Ost- und Westgau
theilt, bei dem Orte Dockem Zelte aufschlagen, und dorthin
die Heiligthümer nebst den zu der gottesdienstlichen
Handlung erforderlichen Büchern und Geräthschaften bringen.
Ihn sollte dabei Eoban, der Bischof von Utrecht,
nebst funfzig seiner Diakonen und Schüler unterstützen.
Indeß aber Bonifacius sich also zur Firmung vorbereitete,
hatte sich ein großer Haufen heidnischer Friesen
unter die Neubekehrten gemengt, und dieser stürzte, grade
in dem Augenblicke, als der Bischof sein Amt beginnen
wollte, mit Schwertern und Dolchen auf ihn und seine
Gesellen wüthend los, um die Ehre seiner verlassenen
Götter zu rächen. Da die jungen Christen die Gewaltthaten
des aufgebrachten Volkes sahen, sprangen sie bewaffnet
aus den Zelten hervor, und wollten ihren geistlichen
Vater vertheidigen. Dieser aber, mehr um die
Rettung der Heiligthümer als seines Lebens besorgt, trat
mit seinen Gesellen unter sie und sagte gelassen folgende
Worte: »Ich bitte euch, meine lieben Kinder! eure Waffen

»nicht gegen unsre Feinde zu wenden. Denn die göttlich »heilige Schrift erlaubt uns nicht, Unbild mit Unbild zu »vergelten. Sie gebietet uns vielmehr, das erlittene »Böse mit Gutem zu erwiedern. Jetzt, da uns der lang »erwünschte Tag erscheint, wo wir von den Mühseligkeiten »dieser Welt befreit, zu den himmlischen Freuden einge»laden werden, warum wollt ihr eine so große Gnade, »einen so herrlichen Lohn von uns abhalten? Stärket euch »vielmehr in Gott, und laßt uns dieses göttliche Geschenk »mit Dank annehmen. Hoffet auf unsern Herrn Jesus »Christus, er wird uns sicher aus aller Gefahr befreien.«

Nachdem er auf diese Weise die kampflustigen Jünglinge besänftiget hatte, wendete er sich mit folgenden Worten zu seinen Geistlichen: »Liebste Brüder! Wenn euch je reine Liebe »zu Gott beseelt, wenn euch je meine Ermahnung gerührt »hat, so beherzigt in gegenwärtigem Augenblicke die Worte »Gottes, und erschreckt nicht vor denen, welche nur unsere »sterblichen Leiber, nicht aber unsere unsterbliche Seele »tödten können. Setzt jetzt alle eure Hoffnung auf Gott, wie »auf einen Anker, und er wird euch nach diesem kurzen Le»benslauf mit dem ewigen Bürgerrechte in dem Himmel be»lohnen. Ich bitte euch inständig, laßt euch nicht jetzt in diesem »Streite die Siegeskrone rauben, welche wir durch einen so »langen Geisteskampf bereits erworben haben. Erduldet »vielmehr standhaft und männlich die uns bevorstehende Le»bensgefahr aus Liebe zu dem, der für uns gelitten hat, »und mit dem ihr euch ewig freuen werdet.« Kaum hatte er diese Ermunterung zum Märtyrertode geendet, als schon der wüthende Heidenhaufen auf ihn und seine Jünger eindrang, und selbige mordete. So erduldete Winnefried am 5. Juni des Jahrs 755 nach Christi Geburt, wie einer der ersten Apostel, den Märtyrertod für den christ-



lichen Glauben und das sittliche Wohl der teutschen Völkerschaft. Wenn religiöse- oder Geistesbildung dem menschlichen Geschlechte heilsamer ist, als politische oder mechanische, so hat sich Bonifacius durch seine Bekehrungen mehr Verdienste um das teutsche Volk erworben, als Karl der Große durch seine Eroberungen. Mit allem Rechte wurde er daher auch unter die Zahl der Heiligen und Wohlthäter des menschlichen Geschlechts gezählt.

Auch seine Lehr- und Todesgenossen verdienen mit ihm in der rheinischen Geschichte genannt zu werden, obwohl man nur eilfe dem Nahmen nach kennt. Davon waren Eoban, Bischof, Wintrung, Walther und Adelher, Priester, Hamund, Skirbald und Boso, Diakonen, Wacker, Gundekar, Willher und Adolf, Mönche. Nach ihrem Märtyrertode haben sich die Mörder selbst einander entleibt, indem sie über die Theilung der Beute nicht einig werden konnten. Als endlich die Heiden von den Christen vertrieben waren, fand man die Körper der Märtyrer nebst dem Evangelienbuche und andern Schriften. Diese Reliquien wurden von den Geistlichen nach Utrecht getragen; den Körper des heiligen Bonifacius aber brachte man, wie er es geboten hatte, mit seinem Evangelienbuche und seinen Schriften nach Fuld, wo sie noch gesehen und verehrt werden. Sein Herz und seine Eingeweide blieben in der Johanniskirche zu Mainz zurück. Bonifacius pflegte öfter zu sagen: »In der ersten Kirche »hatte man hölzerne Kelche, aber goldene Bischöfe; jetzt »hat man goldene Kelche, aber hölzerne Bischöfe.« Darum hat er durch sein Leben und seinen Tod lebenden und künftigen Bischöfen zeigen wollen, was ein goldner sey.

Die geistlichen Stiftungen des Mainzer Erzbischofs wurden nach seinem Tode durch die Eroberungen Karls

des Großen und der künftigen Kaiser fortgesetzt und erweitert; denn wie der teutsche Apostel die ungläubigen Völker durch seine Predigen der christlichen Kirche gewonnen hatte, so unterwarf sie der teutsche König durch sein Schwert dem christlichen Reiche. Zur Zeit, als Bonifacius nach Teutschland kam, und Karl der Große die fränkische Herrschaft erbte, hatten die Mauren das Reich Mahomeds in Spanien bis über die Pyrenäen verbreitet; mit denselben bedrohten die Longobarden in Italien den päbstlichen Stuhl und das fränkische Gebiet; in Baiern lockten die Agilolfinger die slavischen und hungarischen Völker zu Einfällen, und im Norden von Teutschland waren die Sachsen noch unbezwungen, und Feinde der Franken geworden. Diese Gränzvölker seiner Monarchie mußte Karl erst überwinden und bekehren, ehe er sein heiliges römisches Reich gründen konnte.

Unter diesen sind wohl die Sachsen die hartnäckigsten und gefährlichsten gewesen. Unbekannt mit fremden Sitten und Gesetzen, eingedenk der Thaten ihrer Väter, und widerstrebend aller Herrschaft und Gewalt, lebten sie noch zwischen der Lahn und der Elbe nach ihren alten Religions- und Landesgebräuchen in gänzlicher Unabhängigkeit. Zwar hatten Pipin und Karl Martel schon die Gewalt ihrer Waffen, die heiligen Ewalde und Suibert die Gewalt ihrer christlichen Beredsamkeit an ihnen versucht, allein sie nicht zur Unterwürfigkeit bringen können. Karl der Große glaubte es daher seinen Absichten gemäß, sie entweder durch Schrecken- oder Waffenmacht seinem Reiche einverleiben zu müssen, wenn es als ein ganzes bestehen sollte. Demzufolge schickte er Abgesandte und Missionäre unter dieselben, und verlangte von ihnen Vereinigung mit dem fränkischen Volke, und Bekehrung zum christlichen Glauben.

Die Sachsen aber, welche schon seinen Vätern Tribut versagt hatten, verwarfen diese Anträge um so mehr, weil darin von Unterwürfigkeit und Religions-Veränderung gesprochen wurde. Als daher die Gesandten merkten, daß dieses hartnäckige Volk weder durch Beredungskünste noch durch Drohungen zu bekehren sey, gingen sie zurück zu dem Könige, und statteten ihm Bericht über ihre fruchtlose Sendung ab. Dieser berief daher 772 den Heerbann auf dem Wormsfelde zusammen, und forderte dessen Beistimmung zur Bändigung der widerspenstigen Sachsen.

Die Herzoge, die Fürsten, die Grafen und das ganze Volk lagerten sich bei Worms rechts und links am Rheine hin, um ihres Königs Antrag zu hören. Er aber, unterstützt durch die Bischöfe und Äbte, trug ihnen die Beweggründe zu dem Kriege ohngefähr folgendermaßen vor: [1]

»Nachdem unser Herr und Erlöser Jesus Christus »durch seine Apostel das heilige Evangelium sowohl unter »den gesitteten als wilden Völkern verbreiten ließ, hat »er auch euch, das herrliche Frankenvolk, herbeigerufen, »um sein göttliches Werk zu schirmen und ein christliches »Reich zu gründen, was aus Teutschland hervorgegan»gen, sich über alle andere Reiche der Erde erheben soll. »Schon haben sich die übrigen teutschen Völker, die »Schwaben und Baiern, die Thüringer und die Hessen »unsern gemeinschaftlichen Gesetzen unterworfen, und die »Lehre, welche ihnen der heilige Bonifacius brachte, mit

1. Es wird mir nach dem Beispiele des Livius und Tacitus erlaubt seyn, die Worte und Reden, welche ich hin und wieder in den Geschichten und den sächsischen Liedern fand, in folgenden Reden zusammenzudrängen.

» Dank angenommen. Auch die Gallier und Italiener
» haben den fränkischen Zepter nicht verschmäht; nur dieses
» hartnäckige Sachsenvolk widerstrebt noch dem Willen
» Gottes und unsern siegreichen Waffen. Verblendet durch
» die Gaukeleien des Teufels betet es lieber rohe Klötze
» und faule Eichbäume an, als den einzigen wahren Gott
» und dessen Sohn unsern Herrn Jesus Christus. Auf
» also, meine tapfern Franken, zum heiligen Kriege gegen
» diese verstockten Heiden! Ich trage euch die Fahnen des
» heiligen Kreuzes voran, und wie unser Herr und Hei-
» land durch dieses Zeichen einst dem Kaiser Constantinus
» auf diesem Felde den Sieg angedeutet hat [1], so wird
» er ihn auch mir und euch verleihen. Christus herrscht!
» Christus siegt! Christus triumphirt!« Dieser Antrag
erhielt den allgemeinen Beifall des Volks. Die Haufen
schlugen ihre Schilder zusammen, und der Krieg gegen
die Sachsen wurde auf dem Wormsfelde beschlossen.

Indeß waren auch die sächsischen Fürsten bei dem
Vorrücken der Franken nicht müssig geblieben. **Albion**
versammelte seine Ostfalen, **Wittekind** seine Westfalen
und **Bruno** die Ängern; alle dreie versuchten die Gewalt
des Beispiels und der Beredsamkeit, um ihre Völker gegen
die Franken zu den Waffen zu bringen.

» Was will dieser Karl,« äusserten sie, » mit seinem
» Reiche und seinem gekreuzigten Gotte bei uns, die keine
» andere Götter kennen, als welche uns bisher beschützt,
» keine andere Gesetze, als die wir uns selbst gegeben
» haben? Nachdem unsere Väter unter Hermann das große
» römische Reich zertrümmert, nachdem wir den Pipin
» mit seinem Suibert blutig nach Hause geschickt haben,

1. Siehe das vorige Buch.

»sollten wir jetzt unsere freien Nacken dem Joche seines
»Enkels unterwerfen? Noch sieht man in unsern Wäldern
»die Trümmer der römischen Waffen, die Grabhügel
»ihrer erschlagenen Legionen, und wir sollten jetzt auf
»unsere Siegeszeichen das Zeichen der Knechtschaft und
»eines Missethäters pflanzen lassen? Man spricht uns
»von Welterlösung, von himmlischer Freiheit und Selig-
»keit, aber noch nie ist die teutsche Nation mehr geschän-
»det, mehr unterjocht gewesen, als durch diesen Karl und
»seine listigen Bischöfe. Der Römer Fesseln waren doch
»offene Bande und man fühlte sie hart am Leibe liegen,
»um sich gegen sie zu wehren; aber diese Christen-Priester
»wollen unsern Geist umstricken, und indem sie uns Wasser
»über den Kopf schütten, in unsern Herzen alles Feuer
»der Freiheit auslöschen. Oder ist etwa unser Zustand
»so beklagenswerth, daß wir ihn gegen Knechtschaft ver-
»tauschen sollten? Ihr dürft euch nur bei uns umsehen,
»und ihr werdet finden, daß wir damit zufrieden seyn
»können. Hier haben wir Heldengötter, welche die Freiheit
»schützen; die Franken wollen uns einen gekreuzigten Gott
»aufdringen, der die Sklaverei zum Gebot gemacht hat.
»Bei uns steht heilig die Hermannssäule, als Zeichen un-
»serer Siege und Ehre; bei den Franken nur das Kreuz,
»als Zeichen des Verbrechens und der Schande. Wir
»wählen uns unsere eignen Fürsten und Gesetze; die Fran-
»ken lassen sich von einem römischen Patricier und christ-
»lichen Priester beherrschen. Wir wissen von keinen an-
»dern Abgaben, als welche wir unsern Fürsten freiwillig
»geben; das Frankenvolk aber wird durch Steuern und
»Zehnten gedrückt. Wir werden bei der Schlacht von
»unsern guten Weibern verpflegt; bei den Franken sind
»die Jungfrauen in Klöster eingesperrt, und zur Verach-

»tung des männlichen Geschlechts verdammt. Deswegen
»laßt uns diesem Karl mit dem Degen in der Faust
»zeigen, was tapfere Männer, die für Haus und Hof
»streiten, gegen seine Franken vermögen, die er durch
»Beschwörungen und Heerbann gegen uns antreibt.[1]«

Durch dergleichen Vorstellungen und Worte suchten die sächsischen Fürsten ihre Völker zum Kampfe zu ermuntern. Karl aber, sowohl an Volkszahl als Kriegskunst ihnen überlegen, drang in Westfalen vor, nahm Ehresburg bei Stattberg weg, zerstörte die Hermannssäule, das Denkmal des sächsischen Ruhms, und kam siegreich bis zur Weser. Die Sachsen, welche entweder überwunden, oder hinter diesem Flusse zurückgeblieben waren, mußten sich unterwerfen. Die Übrigen zogen sich in ihre Wälder, und erwarteten ihr künftiges Schicksal von dem Wechsel des Krieges.

Nachdem der fränkische König durch diesen glücklichen Feldzug sein Reich gegen die Sachsen erweitert hatte, rief ihn der Pabst Hadrian gegen die Longobarden zu Hülfe, um es auch in Italien auszubreiten. Die Veranlassung dazu war aber folgende: Als König Pipin das Ende seiner Tage kommen sah, theilte er mit Genehmigung der Franken zu Selz sein Reich unter seine zwei Söhne Karl und Karlmann. Jener, als der ältere, sollte Austrasien oder Ostfranken, dieser aber Neustrasien oder Westfranken mit Allemannien erhalten. Die Gränzen beider Theile sind nicht bestimmt genannt, indem das Ganze doch immer noch als ein Reich angesehen wurde. Nach Pipins Tode im Jahr 768 kamen beide Brüder,

1. Mösers osnabrückische Geschichte und poetae saxonis annal. C. M.



wie es meistens bei solchen Theilungen geschieht, in Zwistigkeiten, und man befürchtete schon den Ausbruch eines bürgerlichen Krieges. Da trat Bertha, ihre Mutter, dazwischen, und legte den Streit im Jahr 770 auf einem Maifelde bei. Karl hatte sich mit seinem Anhange bei Worms, Karlmann aber und Bertha mit dem ihrigen an der Selz gelagert. Die Vergleichspunkte sind von den Geschichtschreibern nicht angegeben worden. Sie gingen wahrscheinlich dahin: daß die Brüder, den besondern Verwaltungen unbeschadet, gemeinschaftlich die Regierung des Ganzen erhalten sollten. Karl, als der ältere und verständigere, ließ seinem schwachen Bruder Titel und Nahmen, er aber herrschte in Wirklichkeit über das ganze Reich.

Mit diesem Scheinvertrage war Karlmanns Gattin Gilberge nicht zufrieden. Nach dem bald darauf erfolgten Tode ihres Gemahls (771) flohe sie mit ihren Söhnen zu dem Könige der Longobarden, Didier, und flehete dessen Schutz an. Dieser Fürst, eingedenk, daß Karl seine Schwester verstoßen hatte, und auf dessen Macht schon lange eifersüchtig, nahm die flüchtige Königin mit offenen Armen auf, und forderte drohend von dem Pabste Hadrian, daß er Karlmanns verwaiste Söhne als Könige krönen möge. Der heilige Vater aber, der die Gewalt der Lombarden befürchtete, lehnte den Antrag mit Ausweichungen ab, und wendete sich an den König der Franken, der so eben von dem sächsischen Feldzuge siegreich zurückgekommen war. Karl ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, wodurch er sich sowohl von der Zudringlichkeit seiner Neffen befreien, als auch Italien unterwürfig machen konnte. Er berief sogleich eine Maiversammlung (nach Worms), und als darauf der Feldzug

gegen die Lombarden beschlossen war, ging er mit dem Heerbann über die Alpen, nahm Pavia weg, den König Didier gefangen, und ließ sich dort als König der Longobarden krönen.

Mit einer neuen Reichs- und Siegeskrone geschmückt, und von einem gefangenen Könige begleitet, kam er im Jahre 774 nach Ingelheim zurück, und versammelte da die Stände, um ihnen von den großen Vortheilen, welche der italienische Zug für das fränkische Reich hervorgebracht habe, Rechenschaft abzulegen. Den lombardischen König Didier ließ er scheren und nach Lüttig in ein Kloster stecken; allein während dem er den Franken sein Reich in Italien rühmte, brachen die Sachsen von neuem aus ihren Wäldern hervor, und bedrohten sein teutsches. Um die nahe Gefahr von dem Rheine abzuhalten, schickte er ihnen sogleich vier Schaaren [1] von Ingelheim aus entgegen. Das folgende Jahr 775 versammelte er den Heerbann bei Düren am Niederrhein, und, nachdem er abermals eine Maiversammlung bei Worms gehalten hatte, wurde auch hier wieder der neue Feldzug gegen die Sachsen beschlossen. Karl war in demselben eben so siegreich, wie in den vorigen. Er schlug ihre Haufen und drang bis an die Ocker vor. Die Ost- und Westfalen und die Ängern unterwarfen sich; nur ihre Fürsten entflohen dem Joche, auf fernere Rache denkend.

Dazu fand sich auch bald in dem folgenden Jahre, 776, Gelegenheit, als Karl von zwei saracenischen Emiren nach Spanien gelockt, den Heerbann nach der westlichen Gränze seines Reichs, über die Pyrenäen bis an den Ebro schickte. Da also die Sachsen die östliche Grenze

1. Scaras.



des fränkischen Reichs von Truppen entblößt fanden, und der spanische Feldzug auch nicht so glücklich, wie die vorigen, geführt wurde;[1] drangen sie wie ein reißender Strom bis an den Rhein und die Lahn vor, und verwüsteten die angebaueten Gegenden mit Feuer und Schwert.

Dieser Einfall versetzte die Bewohner der benachbarten Gaue in eine solche Furcht, daß die Mönche von Fuld schon die Reliquien des heiligen Bonifacius und andere Schätze flüchteten. Bei so dringender Noth boten die rheinischen Grafen den Heerbann in Franken und Schwaben auf; mit diesem schlugen sie die Sachsen bei Baddenfeld aus dem Lahn- und Hessen-Gau zurück. Da Karl endlich selbst vom spanischen Feldzuge an den Rhein gekommen war, überfiel er mit verstärkten Haufen die Sachsen in ihrem eigenen Lande, und trieb sie abermals über die Weser und die Elbe.

Aber auch in diesem Feldzuge waren ihre Fürsten noch nicht gebändigt. Sobald der König mit seinem Heere zurück nach dem Rheine gegangen war, empörten sie wieder das Volk und bedrohten die fränkischen Länder. Ueber dreißig Jahre hatte Karl gegen diese hartnäckigen Sachsen zu kämpfen, ehe er sie bezwingen konnte. Erst nach den blutigsten Gefechten, und, nachdem er ihnen gleiche Rechte mit den Franken, und die Aufrechthaltung ihrer eigenen Gesetze versprochen hatte, unterwarfen sie sich ihm, und zwar nicht als überwundene Sklaven, sondern als freie Bürger des Reichs.

Währenddem Karl also seine äußeren Feinde bändigte, entspannen sich Verschwörungen gegen ihn in dem Innern seines Reichs und seiner Familie, in Franken und

1. Besonders der Rückzug bei Roceval, wo Roland geblieben.

Baiern. Jene, in Franken nämlich, wurden durch die Ränke seiner dritten Gemahlin, der Fastrade, hervorgebracht. Schön von Gestalt und listig von Geist, hatte sie des Königs Herz gefesselt, aber sich und den Gatten durch ihren Stolz bei den Großen des Reichs und seinen eigenen Kindern verhaßt gemacht. Hartrath, ein edler Franke, war das Haupt der einen, Pipin, Karls Sohn, jenes der andern Verschwörung. Ihre Anschläge wurden bald entdeckt, jener wurde mit dem Tode, dieser mit Verbannung in das Kloster Prüm gestraft; desto gefährlicher war aber eine dritte Verschwörung in Baiern.

Des gefangenen Longobarden Königs Didier Tochter war des baierischen Herzogs Tassilo Gemahlin, und diese forderte jetzt ihren Gatten auf, die ihrem Vater angethane Unbild zu rächen. Um ihrem Anschlage mehr Kraft zu geben, verleitete sie den Tassilo zu einem Bunde mit den benachbarten Slaven und Ungarn, und lud diese noch barbarischen Völker zu einem Einfalle in das fränkische Reich ein. Karl war gerade zu der Zeit in Italien beschäftigt, und einer so gefährlichen Verschwörung nicht gewärtig; allein der Pabst Hadrian, welcher die Rache der lombardischen Fürstin befürchtete, warnte ihn noch bei Zeiten. Er eilte daher sogleich nach dem Rheine zurück, und berief, im Jahre 781, eine Reichsversammlung nach Worms, um sich mit den Großen des Reichs dagegen zu rüsten. Tassilo aber, durch den Zorn des Pabstes und Königs zugleich geschreckt, kam dem Ungewitter, das über ihn ausbrechen sollte, zuvor. Er ging selbst nach Worms, um sich bei Karln zu entschuldigen, und dieser mußte dieses Mal seinem Frevel durch die Finger sehen, weil das Heer, welches er den durch den Verräther ins Reich gelockten Slaven entgegen geschickt hatte, von den Sachsen

war geschlagen worden, die sich bei dieser Gelegenheit abermals empörten.

Diesem doppelten Unglücke, was sein Reich bedrohte, zu begegnen, bot er im künftigen Jahre, 782, den ganzen Heerbann auf. Er stellte sich selbst an dessen Spitze, und schlug die Sachsen in zwei großen Schlachten bei Detmold und an der Hase. Die Fürsten Albion und Wittekind mußten sich ihm unterwerfen und taufen lassen; die Unbändigsten unter den Sachsen versetzte der König an den Rhein und Main, wovon noch die Orte Sachsenhausen, Groß- und Lützelsachsen, Sassenheim[1] und andere die Nahmen tragen. Zu Osnabrück, Minden, Halberstadt, Verden, Bremen, Paderborn, Hildesheim und Münster[2] errichtete er Bisthümer und unterwarf sie den Erzbischöfen von Mainz und Cölln. Endlich wurde Sachsen selbst als ein freies Herzogthum mit eigenen Gesetzen dem fränkischen Reiche einverleibt.

Während aber Karl seine Feinde in Sachsen gebändigt hatte, entspann sich ein neuer Aufruhr in Baiern. Aus dem, was im Jahre 781 auf der Reichsversammlung zu Worms mit Tassilo vorgegangen war, konnte man wohl merken, daß dessen Unterwerfung, wie Karls Vergebung, nur dem Scheine nach geschehen sey. Sobald dieser nach dem sächsischen Feldzuge nach Italien gegangen war, um sich mit seinem Freunde, dem Pabste, über Staats- und Kirchenangelegenheiten zu besprechen, ließ jener sich abermals von seiner rachsüchtigen Gattin zu einer Verschwörung mit den Hungarn bereden, und diese

1. Bei Frankfurt, und in der Bergstraße. Letzterer Ort wird jetzt nach der gemeinen Aussprache Sosenheim genannt.

2. Zu der Zeit Mimigartenfurt.

bedroheten mit einem neuen Einfalle das Reich. Auf die Nachricht von dem wiederholten Meineide eilte Karl (787) nach dem Rheine zurück, und versammelte zu Worms ein Maifeld. Darauf wurde Tassilo des Hochverraths angeklagt, und, nachdem er zur Verantwortung vorgeladen, nicht erschienen ist, der Heerbann gegen ihn aufgeboten.

In drei verschiedene Haufen abgetheilt, rückte das Frankenheer in Baiern und gegen die mit dem Herzoge verbundenen Avaren und Ungarn vor, und verbreitete seine Waffen bis zur Raab. Tassilo, von allen Seiten eingeschlossen, übergab sich selbst dem siegenden Könige, und erhielt von dessen Großmuth sein Herzogthum als Reichslehen wieder. Kaum aber war Karl nach Ingelheim zu seinem Pallaste zurückkehrt, als die baierischen Stände selbst dahin kamen, um ihren Herzog eines neuen Einverständnisses mit den Hungarn anzuklagen. Von nun an war an keine Gnade mehr zu denken. Tassilo wurde sogleich mit seiner Familie gefangen genommen, und das folgende Jahr, 788, auf einer bei dem Pallaste gehaltenen Maiversammlung als Hochverräther des Todes schuldig erkannt. Der König milderte aber die Strafe dahin, daß er sich zu seinem Aufenthalte ein Kloster wählen konnte. Er wurde demnach zu Lorsch als Mönch geschoren, sein Herzogthum aber und die den Hungarn abgenommenen Länder durch Grafen regiert.

Nachdem Karl also sein Reich in Teutschland, Gallien und Italien festgegründet, und dessen Grenzen über die Alpen und Pyrenäen verbreitet hatte, wurde er vom Pabste Leo III. abermals nach Rom gerufen, um diesen und die Kirche zu schützen. Im Jahre 800 nach Christi Geburt beschloß er auf einer Reichsversammlung zu Mainz diesen neuen Römerzug. Mitten im Winter ging er über die Alpen, und den 24. November zog er gleichsam

triumphirend in die Hauptstadt der Christenheit ein. Er untersuchte dort die Händel des Pabstes und seiner Ankläger, und da jener sich durch einen Eid gereinigt hatte, bestrafte er die Rädelsführer mit Verbannung oder Tod. Der heilige Vater war nicht undankbar gegen des fränkischen Königs Urtheilsspruch. Am Weihnachtsfeste, da Karl unter einer herrlichen Begleitung von Erzbischöfen, Bischöfen, Äbten, mit den fränkischen, lombardischen und römischen Großen nach St. Peter gekommen, und nach der Messe von seinem Betstuhle aufgestanden war, setzte ihm Leo III. die Kaiserkrone auf, und das Volk schrie mit lauter Stimme: »Dem von Gott gekrönten Karl »August, dem großen und friedebringenden römischen Kaiser »Heil und Seegen!« So wurde das römische Reich durch einen teutschen König wieder hergestellt, dessen Väter es vor vier hundert Jahren zertrümmert hatten.

Karls des Großen Herrschaft erstreckte sich jetzt von Palermo in Italien bis zur Ostsee in Norden; vom Ebro in Spanien bis zur Raab in Ungarn. Die spanischen, slavischen und nordischen Reiche waren ihm gewissermaßen zinsbar geworden; mit den Königen von England stand er in gutem Vernehmen; Italien war ihm durch Siege und die römische Kaiserkrone unterworfen; mit den orientalischen Kaisern und den Kalifen schloß er Freundschaftsbündnisse; der ganze christliche Occident erkannte bereits seine Oberherrschaft an. Bei so viel Glück und Macht wollte er jetzt aus allen den christlichen Nationen und Reichen durch die christliche Religion und die Wiederherstellung des Kaiserthums ein heiliges, teutsch-römisches Reich bilden, wovon der römische Kaiser das weltliche, der römische Pabst aber das geistliche Oberhaupt seyn sollte. Da der Grund dieses ungeheuren Gebäudes dem

Körper nach aus den Wäldern Teutschlands, dem Geiste nach aus Rom hervorgegangen war, so wurde auch in der Gestaltung des Reichs der teutsche, in der Gestaltung der Kirche aber der römische Geist vorherrschend. Diesem zufolge liefen die Freihöfe neben den Altären und Hauskapellen, die Städte und Dörfer neben den Pfarreien, die Hundreden neben den Diakonaten, die Gaue neben den Bisthümern, die Herzogthümrr neben den Erzbisthümern, die Reiche neben den Primaten oder Patriarchaten, alle endlich unter dem Kaiser und Papste zu einem allgemeimeinen heiligen römischen Reiche und zu einer allgemeinen oder katholischen [1] Kirche zusammen. Diese Verbindung der geistlichen und weltlichen Gewalt war unter Karl dem Großen schon so innig geworden, daß die Concilien, welche er zu Mainz, zu Frankfurt, zu Ingelheim und in andern Städten seines Reiches halten ließ, zugleich Mai- oder Volksversammlungen waren, wo geistliche und weltliche Gesetze gegeben wurden. Dabei behielten aber die Formen und Ämter des weltlichen Reichs, als aus Teutschland entsprungen, auch teutsche Nahmen; jene aber des geistlichen oder der lateinischen Kirche auch lateinische. So also gründeten die teutschen Völkerschaften ein neues römisches Reich, das, wo nicht an strenger Ordnung, doch gewiß an bürgerlicher Freiheit und Selbstständigkeit das alte übertroffen hat.

Schon Tacitus ahnete an dem kernhaften, biedern teutschen Volke jenen großen freien Geist, den es über die Erde bringen würde.; darum schien er mehr sein Lobredner als Geschichtsschreiber geworden zu seyn. Uns

1. Von dem griechischen Worte καθαλεν allgemein.

kommt es um so mehr zu, diesen Geist zu studiren, weil er aus unserm Vaterlande hervorgegangen, und an dem Rheine ausgebildet worden ist. In meinen vorigen Werken habe ich ihn, und gewiß nicht unwürdig, im Allgemeinen geschildert.[1] In dieser rheinischen Geschichte will ich ihn bis zu seinen besondern Zügen in Haus und Hof darstellen. Dieß scheint mir sogar Bedürfniß unserer Zeit zu seyn; denn, nachdem man das herrliche Riesenwerk unsrer Väter entweder als altfränkischem Aberglauben verspottet, oder als barbarische Anstalt untergraben hat, und eine verwüstende Anarchie, oder ein schrecklicher Despotismus an dessen Stelle getreten war, will man es jetzt wieder, wie der Nibelungen Lied, oder wie den Dom von Cölln, aus seinem Schutte hervorreißen; allein sein Geist ist entflohen, und unsere neuen gebrechlichen Gestaltungen wollen ihn nicht mehr fassen. Nur in den Trümmern am Ufer des Rheins, oder in den Urkunden der rheinischen Geschichte kann man noch seine Spuren finden. Wie also die Herren Boissere den Plan und Riß des Doms von Cölln, entweder wie er ist, oder werden sollte, in Worten und Zeichnungen aufgefaßt haben,[2] so will ich hier das große politisch-moralische Werk teutsch-rheinischer Kunst, das heilige römisch-teutsche Reich, in seinem Grundrisse darstellen, auf daß es unsre Nachkömmlinge, wo

1. Ueber die europäische Republick — historische Darstellung des europäischen Völkerbundes — System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit.

2. Schon vor dreißig Jahren habe ich in einer kleinen Schrift die Größe des Doms von Cölln angerühmt, aber damals wurde noch Alles, was aus dem Mittelalter kam, als gothische Barbarei verachtet; und jetzt! —

nicht nachahmen, doch bewundern mögen. Als Einleitung dazu wird es mir erlaubt seyn, das in Kürze zu wiederholen, was ich darüber in der Vorrede zu meiner Schrift: System des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit, im Jahre 1802 sagte [1]. Hier folgt es.

Die Verfassung

des

heiligen teutsch-römischen Reichs.

Fuimus Troes.

Der Christ und der Bürger sind nicht der Kirche oder des Staats wegen, sondern die Kirche und der Staat des Christen und des Bürgers wegen von Gott und den Menschen angeordnet worden. Eine jede gesellschaftliche Verfassung muß sich auf das Wohl der einzelnen Bürger und Familien gründen, wenn sie gut eingerichtet seyn soll; denn die Menschen thun sich erst durch Ehe- und

1. Damal war es noch Zeit, diesen Gegenstand belehrend darzustellen; denn damal saß Napoleon, wie Herkules, an dem Scheidwege; jezt kann ich ihn nur als historisch, oder in der Zeit untergegangen anführen.



Hausverträge, dann durch Gemeinheits-Verträge, dann durch Staats-Verträge, dann durch Reichs-Verträge zusammen, ehe sie durch eine allgemeine Religion und ein allgemeines Völkerrecht verbunden werden können.

Auf diese Grundsätze haben unsere Väter, die alten Hermanier, ihre Fürstenthümer und Königreiche angelegt. Von dem einzelnen Freihof oder der Hauswehre ging ihre Verfassung in Religion, Freiheit und Recht aus, und endete durch Hundreden, Gaue, Herzogthümer und Königreiche mit einem allgemeinen Hermanien oder Allemannien. Es ist daher ein großer Irrthum unsrer Publicisten und Gesetzgeber, wenn sie die griechischen und römischen Republiken für unsre Reiche als Muster aufstellen und anwenden wollen;[1] denn die alten Gesetzgeber und Philosophen[2] haben uns zwar schöne Ideen von bürgerlicher Gestaltung hinterlassen, allein es waren mehr Regeln für kleine Stämme oder Städte, als Modelle für große Nationen und Reiche. Sie taugen daher mehr für die Bildung eines Schweizer-Kantons oder einer Reichsstadt, als eines ganzen Reichs. Als der Eroberungsgeist die Römer antrieb, sich die Völker der Erde unterwürfig zu machen, stifteten sie zwar ein Reich mit Präfekturen und Provinzen, allein man konnte es mehr eine gut organisirte Soldaten-Republik, als ein wohlgeordnetes gemeines Wesen nennen. Währenddem eine Hauptstadt, oder vielmehr einige Usurpatoren derselben, frei und mächtig waren, schmachtete die ganze Menschheit unter einem unerträglichen Joche. »Ganz Asien,«

1. Machiavell, Bodin, Rousseau u. a.
2. Lykurg, Solon, Numa, Plato, Aristoteles u. a.

sagt Mithridat, »erwartet mich als seinen Befreier, so »sehr hatten sich die Römer durch die Bedrückungen ihrer »Proconsuln, durch die Erpressungen ihrer Kriegsbeam»ten und die Ungerechtigkeiten ihrer Urtheilssprüche den »Haß der Völker zugezogen.« Wenn man sich die Mühe geben, und Machiavells politische Schriften durchlesen will, so wird man finden, daß er die Muster seiner falschen Staatskunst aus der Geschichte der Räuberfürsten oder der Räuber-Republik Roms entnommen habe. In diesen Schriften trifft man alle die schändlichen Unterdrückungs- und Eroberungs-Maximen an, welche von unsern Philosophen und Staatsleuten beständig verdammt, aber nichtsdestoweniger beständig ausgeübt werden.

Den Grund eines ächten Reichssystems fand man, wie Montesquieu sagt, in den Wäldern der alten Hermanier; und es ist sonderbar, wie dieser berühmte Schriftsteller weiter sagt, daß selbst die Abartung der altfränkischen Verfassung die beste Regierungsform hervorgebracht habe, welche die Menschen erdenken können. Die Vorsehung schien gleichsam einen Wohlgefallen daran gehabt zu haben, die Spizfindigkeit der Philosophen und Staatsleute durch die Einfalt und den Mutterwitz eines noch unverdorbenen Volkes zu beschämen. [2] Wie also Machiavell der Lehrer des Despotismus genannt zu werden verdient,

1. In neuern Zeiten hat uns Amerika zwei Muster großer Demokratien geliefert, nämlich den Jesuitenstaat im südlichen, und die vereinigten Staaten im nördlichen. Ersterer ist bereits wieder zerstört worden, die leztern blühen noch. In Europa haben durch die englische und französische Revolution ähnliche Versuche gewagt werden sollen. Beide sind aber an dem Princip der Gleichheit gescheitert. Welche Veränderungen wird man nach hundert Jahren in beiden Welttheilen sehen? —



so ist Tacitus der Lehrer der wahren politischen Freiheit. In den Annalen dieses großen Geschichtschreibers sieht man, was die Welt von einem verdorbenen, in seinem Germanien, was sie von einem unverdorbenen Volke zu erwarten habe. In diesem kleinem aber kraftvollen Büchelchen über die Sitten der Teutschen findet man:

Erstens, jene richtige, natürliche Abtheilung des Landes und Volkes in Gemeinheiten, Hundreden, Gaue, Herzogthümer und Königreiche, wodurch jedem Theile des Volks ein hinlängliches Stück Landes zu seiner Nahrung und Wohnung, und eine verhältnißmäßige Anzahl der Bevölkerung zu seiner Verwaltung und Vertheidigung zugemessen war. »Die »Teutschen,« sagt Tacitus, »wohnen geschieden von ein»ander, wie es ein Fluß, oder ein Wiesengrund, oder »ein Waldthal ausweist. Die Gaue sind nach Hundreden[1] »abgetheilt; Teutschland aber selbst von fremden Völkern »durch Flüsse, wechselseitige Furcht und Gebirge geschie»den. Das Übrige umgibt das Weltmeer.«

Diese Abtheilung im Frieden war zugleich eine Abtheilung im Kriege. »Was aber,« sagt Tacitus, »ihnen »einen besondern Antrieb im Kampfe gibt, die Keile und »Heerhaufen werden nicht durch Zufall oder willkührliche »Zusammenrottung, sondern nach Familien und Verwandt»schaften gebildet. Die Hundreden machen die Gau»wehr aus, und alle Wehrmänner,[2] nach einem »von ihnen selbst erfundenen Namen, den Heerbann »oder das Heermanien.

Man findet ferner darin das Stellvertretungs-

1. Hundert Freihöfen.
2. Germani.

System, welches von Familie und Hof zur Hundrede, von Hundrede zu Gau, von Gau zu Reich ꝛc. hinauf, und umgewandt vom Reiche zum Gaue, zur Hundrede, zu Haus und Hof zurückwirke, und so der schicklichste Damm gegen Despotism und Anarchie war. »Jeder,« sagt Tacitus, »ist König und Priester in seinem Hause. Die »Cent- und Gaugrauen (Grafen) rathen und richten im »Gaue. Geringere Dinge werden von den Fürsten ab»gethan, wichtigere von Allen.«

Drittens findet man darin die gehörige Vertheilung der Gewalten, und zwar so, daß zwischen dem ungestümmen Willen des Volks und der Willkühr der Fürsten ein Rath der Alten und Grauen [1] gesetzt war, welcher beide mäßigte und einschränkte, und wodurch jeder von seines Gleichen, und nach seinen Gesetzen gerichtet wurde. »Die Herzoge,« sagt Tacitus, »werden aus »den Tapfern, die Könige aus den Adelichen gewählt. »Doch haben sie keine unumschränkte Gewalt. Je nach»dem einer sich durch Alter oder Adel, oder Kriegsruhm, »oder weisen Rath ausgezeichnet, wird er auf dem »Gaumahle gehört, doch mehr wie ein Rathgeber, als »ein gebietender Herr.«

Viertens findet man darin die Spuren jener weisen Vertheilung und Besitznahme Europens, wodurch jeder Nation die Gränzen und Schranken angewiesen wurden, welche ihr die Natur und das ächte Völkerrecht vorschreibt. »Ganz Teutschland,« sagt Tacitus, »wird von »seinen Nachbarn durch Gebirge und wechselseitige »Furcht geschieden. Das Übrige umgibt das Weltmeer. »Diesen ungeheuren Erdstrich besitzen nicht nur die Teut-

1. Seigneurs.



»schen, sondern füllen ihn auch aus. Sie sind ein edles
»Volk, welches seine Größe durch Gerechtigkeit zu be-
»haupten wünscht. Ohne Ländergierde, aber auch ohne
»Schwäche leben sie von andern Völkern geschieden. Sie
»reitzen weder zum Kriege, noch werden sie durch Raub
»und Mord geschändet. Aber der stärkste Beweis ihrer
»Kraft ist, daß sie, obwohl die Mächtigern, nicht durch
»Unbilden erreicht werden. Doch sind sie alle bewaffnet,
»und, wenn es die Noth erfordert, mit Roß und Mann
»bereit. Ihnen bleibt selbst im Frieden derselbe Waffen-
»ruhm. Unter ihnen haben die Härzer einen langen und
»saumseligen Frieden erhalten. Dies war freilich ange-
»nehm, aber nicht klug, indem man unter Mächtigen
»selten Ruhe haben wird. Wenn es zum Schlagen kommt,
»heißt öfters der Stärkere auch der Gerechte. So wur-
»den sie, ehemals die guten und billigen, nun aber die
»feigen und dummen Härzer genannt. Dagegen wurden
»Sieg und Glück den Hessen als Weisheit angerechnet.
»Die andern teutschen Völker glaubt man zur Landwehr
»auszuziehen, die Hessen aber zur Fehde. Sie fan-
»gen überall den Streit an, und nähren sich, des
»Hauswesens unbesorgt, auf Kosten ihrer Feinde. Weder
»eigenes noch fremdes Gut achtend, fechten sie so lange,
»bis kraftloses Alter sie zum Kriege untauglich macht.«

Endlich findet man in diesem Büchelchen ein über alle Völker wachendes Sittengericht, was selbst die öffentlichen Gewalten ordnete »Die Priester,« sagt Tacitus, »gebieten Stillschweigen auf den Landtägen und »Zucht im Heerbanne, aber nicht durch weltliche Gewalt, »oder auf eines Herzogs Befehl, sondern durch geistliche »und nach Gottes Urtheil. Sie glauben die Götter so- »wohl bei ihren Rathsversammlungen, als bei ihren

» Schlachten gegenwärtig. Deswegen wird auch das
» Reichsbanner als eine Gott geweihete Fahne in den hei-
» **ligen** Hainen bewahrt. «

Nebst den Anstalten, welche die deutschen Völker für
Landfrieden und **Landwehre** unter die Christenheit
gebracht hatten, kam noch durch sie eine andere hervor,
zur Ehre und zur Fehde. Wenn nämlich ein Gau zu
lange in Ruhe und Frieden gelebt hatte, thaten sich die
muthigsten und tapfersten Jünglinge als Waffenfreunde
oder Waffenbrüder zusammen, und wählten sich einen
Fürsten zur Fehde. Sie zogen zu fremden Völkern,
suchten Streit und theilten die Beute. » Diese unruhigen
» Jungen waren, « wie Tacitus sagt, » dem Frieden nicht
» hold. Im Kriege war mehr Ehre, und im Gefolge
» oder Geleite mehr Adel und Würde zu erfechten. Da
» hatten sie von ihren Fürsten Streitrosse und Wap-
» pen, Fehdgeschenke und Lehen zu erwarten. Da
» wurde ihnen nach dem Treffen ein Schmauß gegeben
» und die Loosgüter ausgetheilt. Feinde zu besiegen
» und Ehrenwunden zu holen, war ihnen lieber, als das
» Feld zu hauen, und langsam die Geschenke des Jahres
» abzuwarten. Auch schien es ihnen feig und faul, das
» durch Knechtschweiß zu erbetteln, was man durch Waffen
» erfechten kann. Sie überließen also die Friedens- und
» Richtergeschäfte den alten Grauen; und stritten als
» Ritter und Lehnsleute unter den Fürsten. «

Diese Gefolge oder Geleite waren der Grundstein
des Adels und Lehnwesens; » denn unter den Waf-
» fenbrüdern oder Gesellen (Vasallen)[1] herrschte

1. Das Wort Vasall kommt gewiß von Gesell her, wie das
französische Wort guerre von Wehr. Man kann es in Ottfrieds,



» bald ein großer Wetteifer, wer dem Fürsten zunächst
» stund; und unter den Fürsten, wer die meisten und
» tapfersten Gesellen hatte. Es zeugte von Würde und
» Kraft der Fürsten, beständig mit einem Gefolge aus-
» erlesener Jünglinge umgeben zu seyn. Dies war im
» Frieden ihr Hofstaat, im Kriege ihre Stütze. Ein
» tapferes und zahlreiches Gefolge machte den Fürsten nicht
» nur im Gaue, sondern auch bei den Nachbarn berühmt.
» Sie empfingen darob Gesandtschaften und Geschenke von
» fremden Völkern, und ihre Namen wurden geehrt. Kam
» es zum Treffen, so war es Schande dem Fürsten, an
» Tugend übertroffen zu werden, Schande dem Gefährten,
» seinem Fürsten an Tugend nicht zu gleichen. Der aber
» wurde immer für einen schlechten Kärl gehalten,
» wer seinen Fürsten auf dem Schlachtfelde verlassen hatte.
» Ihm gegenwärtig zu seyn, ihn zu schützen, ihm seine
» Thaten zuzuschreiben, war Eid und heilige Lehnpflicht.
» Die Fürsten fochten für den Sieg, die Leute für
» den Fürsten. «

Durch diese Gefolge bildete sich neben und in der Gauverfassung die Ritterschaft und die Lehnverfassung. Jene hatte nur Frieden und Landwehre, diese aber Ehre und Fehde zum Zweck. In jener gab Weisheit und Erfahrung, in dieser Adel und Tapferkeit den Vorzug. In jener war Gleich-

des ersten Sprachverbesserers, Schriften lesen, wie schwer es ihm noch fiel, die gehörigen Buchstaben für die Aussprache zu finden. Im Hessischen und Hannöverischen lautet in der Volkssprache öfter das e wie ein å; so wurde also das Wort Gesell, ausgesprochen Gäsäll, in der Kauderwälschen Sprache Vasall, wie selbst das Wort Wälsch nichts anders als Gällisch oder Wällisch bedeuten soll.

heit unter allen Gaugenossen und Wehren, in dieser Rangordnung nach der Würdigung der Fürsten. In jener zog man Gau- und Familienweis aus, in dieser Rottenweis. Die Landwehre ging unter der Gottes- und Volksfahne ins Feld, das Gefolg aber unter dem Fürstenbanner. Zur ersten war der Wehrmann durch Bürgereid, zur andern die Leute durch Lehneid verpflichtet.

Nach diesen ächt teutschen Grundsätzen und Anstalten wurde das große römisch-teutsche Kaiserthum nach Gebirgen und großen Landstrichen zuerst in Königreiche, diese sodann wieder nach Flüssen und der Schneeschmelze in Herzogthümer und Grafschaften, diese wieder nach hundert Freihöfen in Hundreden oder Centgrafschaften abgetheilt, worin die einzelnen Höfe, Dörfer und Städte zerstreut lagen. Die Königreiche waren auf ganze Nationen mit einer diesen eignen Sprache und Verfassung gegründet. Jedes wurde von einem eigenen teutschen Völkerstamme gestiftet, und von den andern durch natürliche Gränzen, Gebirge und Meere geschieden. So bildete sich der Gothen Reich in Spanien bis an die Pyrenäen, der Franken Reich in Gallien bis an die Alpen und Vogesen, der Teutschen Reich in Germanien bis an die Riesengebirge und die Karpathen, der Longobarden Reich in Italien bis an die Alpen und Appeninen, der Änglen Reich in Britanien auf den nordischen Inseln, und der Normänner oder Schweden Reich in Skandinavien auf den nordischen Halbinseln. Mit diesen verbanden sich hernach entweder durch Bekehrung oder Verträge die slavischen Völker, der Pohlen Reich in Sarmatien, der Ungarn Reich in Panonien, und der Russen Reich in Skythien.

Ich habe in meinen Schriften über die europäische Republick und den europäischen Völkerbund das Eigene und die Verfassung eines jeden dieser teutsch-christlichen Königreiche hergestellt. In dieser Geschichte kann nur von dem teutschen Reiche und seinen rheinischen Gauen die Rede seyn. Ich werde mit der historischen Beschreibung der teutschen Freihöfe anfangen, und mit dem teutschen Kaiserthume enden.

Es zeugt von einer tiefen Weisheit unserer Väter, aber von einer seichten Staatskunst unserer heutigen Gesetzgeber, daß jene ihre Verfassung auf festen Grund und Boden, diese aber auf den Flugsand des beweglichen Reichthums angelegt haben. Ein Staat oder ein Reich ist kein lebloses Bild von Holz und Stein, sondern eine lebendige Gestaltung aus leidenschaftlichen Menschen und Menschenhaufen zusammengesetzt. Der Gesetzgeber also, welcher die Verfassung auf beweglichen Reichthum oder statistische Berechnungen gründet, setzt das ohnehin schwankende Staatsschiff den Stürmen der Revolution aus, dagegen gibt der, welcher sie auf festen Grund und Boden anlegt, derselben einen sicheren Ballast, [1] der sie sowohl gegen die Ausbrüche der Anarchie als des Despotismus in beständigem Gleichgewicht erhält.

Diese Grundsätze einer ächten Staatsklugheit und Gesetzgebung erwägend, haben unsere Väter, zuvor das unbändigste, unstäteste Volk der Erde, ihre Verfassung auf einen festen Boden gegründet. Zur Sicherstellung der äussern Verhältnisse hatte jedes teutsche Volk, was ein Reich gründete, einen so großen Strich Landes eingenommen, als nöthig war, um die zur Be-

1. Baglast oder Schifflast.

hauptung seiner Unabhängigkeit gehörige Anzahl von Menschen zu ernähren. Es gab ihm zugleich solche Gränzen, die es von seinen Nachbarn völkerrechtlich schieden, und als natürliche Bollwerke schützten. Die innere Verwaltung aber war auf einzelne liegende Güter gegründet. Diese wurden nach Maaßgabe ihrer Erwerbung oder bürgerlichen Bestimmung entweder Saal- oder Loos- oder Fehd- oder Beifang oder Kirchen- oder Krongüter[1] genannt, je nachdem sie entweder nach den salischen Gesetzen durch Erbschaft, oder bei der Vertheilung der eroberten Länder durch das Loos, oder aus Nachsicht der Grafen durch Beifang,[2] oder für geleistete und noch zu leistende Kriegsdienste durch Lehen lehenweis, oder von einer Kirche durch Schenkung, oder von einem Fürsten durch die Krone erworben und zu einem gewissen Staatszwecke bestimmt wurden. Sie waren meistentheils nach Höfen in Hufen oder Mansen abgetheilt,[3] und diese entweder behaust und von den Knechten angebauet oder auch brach gelassen.[4] Einige davon wurden auch wohl den Knechten oder unfreien Leuten übergeben, jedoch mit Vorbehalt eines jährlichen Zinses, der Frohnden und Herrendienste; sie wurden daher Fronhöfe oder Frohngüter genannt.

1. Terra salica, Allodia, feuda, beneficia, Bifangae, bona ecclesiastica, domanialia, regalia. Siehe bei du Cange diese Worte.

2. Nämlich als dem Erbgute beigefangen, woraus denn der Gutsherr seinen ganzen Hofdistrikt bildete.

3. Curtis, Huba, mansus.

4. Mansi casati, mansi absi.

Jeder Franke oder Freie durch ein solches Freigut ansässige Wehrmann [1] war Genosse einer Hundrede oder eines Gaues und Reichsbürger. [2] Der Besitz eines Freiguts und die dadurch anerkannte Wehrhaftigkeit gab Bürgerrecht, und folglich Stimmrecht zur Gesetzgebung. Der Wehrmann war Herr in seinem Hause. Weib, Kind und Enkel waren als Freigeborne seiner Obhut untergeben. Die Knechte und Mägde machten das Haus- und Hofgesinde aus. [3] Nach Absterben eines Knechtes oder Leibeignen zog der Gutsherr von ihm das beste Haupt oder Besthaupt von seinem erworbenen Vermögen. Auch konnte er, wenn die hinterlassene Wittwe außer seinem Gute heirathen wollte, sie Budtheilen, das heißt, zwei Theile des Vermögens an sich ziehen; heirathete ein Freier oder eine Freie eine Magd oder einen Knecht, so folgten die aus dieser Ehe erzeugten Kinder der ärgern Hand, sie wurden leibeigen. Alle auf einem Freigute wohnende oder behauste Leute wurden bei Weltlichen die Familie dieses oder jenes Herrn, [4] bei Geistlichen aber dieses oder jenes Heiligen genannt. [5] Über den Hof oder die Familie war ein Haus- oder Hofmayer [6] gesetzt, welcher das

1. Arimannus, Germanus.

2. Rachiburgius.

3. Servi, mancipii, Gasindi. Hausleute, Hofleute, Kirchen- oder Hofhörige; nach der Hand Leibeigene. Die Freigebornen, welche keine Freigüter besaßen, wurden hernach Dienstmannen, ministeriales.

4. Familia popponis, Hattonis, Richardi.

5. Familia S. Petri, Nazarii, Martini.

6. Villicus.

Hausgesinde anleitete, richtete und bestrafte. Sein Gericht hieß Hausding, oder wegen Vertheilung der Äcker Hubending. Wenn der König eine ordentliche oder ausserordentliche Steuer [1] forderte, wurde sie ihm nach Abschätzung der behaußten Güter bewilligt. Jene wurde Jahrbete, diese Nothbete genannt. [2]

Zehen solcher Freihöfe oder Freiburgen [3] bildeten ursprünglich ein Zehending, [4] zehen dergleichen eine Hundrede, [5] zehn Hundreden einen Gau oder eine Grafschaft. [6] Letztere erhielten ihren Nahmen von Gebirgen, Flüssen und Thälern, je nachdem es die Schneeschmelze oder der Ablauf der Gewässer auswies. [7]

Die Freigüter und Freihöfe waren Privat-Eigenthum. Sie konnten vererbt, vertautscht, verkauft werden; und jeder Besitzer davon hatte, wo natürliche Erbfolge oder Verträge nicht eintraten, das Recht, darüber frei zu verfügen. Die Kirchen- Lehen- und Krongüter waren aber davon ausgeschieden. Sie dienten der Kirchen- und Reichsverwaltung; sie waren im eigentlichen Sinne Reichsgemeindegut, Nationalgut. [8] Sie wurden entweder an eine gewisse Kirche, oder an eine gewisse Person übergeben unter der Bedingung, daß jene für die Erhaltung der öffentlichen Lehre, diese für die Vertheidigung und Verwaltung des Reiches oder

1. Stura.
2. Von Precaria, bitte.
3. Curtis, Friburgium.
4. Thidingae.
5. Hundreda, Centa.
6. Gavia, Pagus, Comitatus.
7. Rheingau, Haynreich, Nordgau 2c.
8. Bona fiscalia.

Gaues Sorge tragen müsse. Deßwegen wurden sie auch geistliche, Kron- oder Lehengüter genannt.

Die Kirchengüter konnten weder vererbt, noch veräußert werden, weil in dem geistlichen Stande keine körperliche Succession gestattet war. Die Bischöfe und Äbte, wie die übrigen Kirchenvorsteher wurden entweder von dem Volke und der Clerisey gewählt, oder von den Königen mit Bestätigung des Pabstes eingesetzt. Auch die Lehen- und Krongüter waren ursprünglich nicht erblich, denn jene wurden nur auf eine gewisse Zeit verliehen, diese von den Königen bei ihrer Wahl erworben. Da aber die Verdienste der Väter auch auf ihre Kinder übergingen,[1] und man bemerkte, daß ein Erbadel und ein Erbthron der Reichsverwaltung und Reichsverfassung mehr Festigkeit gab, so wurden mit den hohen Staatsämtern auch die damit verbundenen Lehen- und Domänengüter eine Erbschaft der erprobten durch Alter und Adel geheiligten Familien. So waren also die Grundpfeiler der teutschen Reichsverfassungen, nämlich die Religion als Quelle aller guten Gesetzgebung, und der Thron als der Centralpunkt aller kräftigen Regierung, auf der einen Seite in dem Himmel, auf der andern in der Erde befestigt. Darum hielten sie auch die Stürme von beinahe anderthalbtausend Jahren aus; dagegen unsere papiernen Verfassungen kaum ein Jahr dauern wollen.

Diese allein auf den Besitz der Landgüter gegründete Verfassung konnte nur so lange in ihrer ursprünglichen Einfalt bleiben, als die freien Gutsbesitzer selbst nach alter einfacher Sitte lebten, und sich ihre Bedürfnisse auf

1. Magna patrum merita etiam adolescentatis assignant Tacitus.

den Höfen von ihren Weibern und ihrem Hausgesinde verschaffen und verfertigen ließen. Sobald sie aber ihren Knechten oder Freigelassenen unter dem Vorbehalte eines Pachtzinses und der Frohnden einen Theil ihrer Güter als Eigenthum überließen, und die Handwerker oder Künstler sich von den Höfen entfernten, entstand nebst dem freien Volke der Landgutsbesitzer, noch ein unfreies, der Geld- und Waarenbesitzer, welches sich in Städten und Dörfern ansiedelte.[1] Dazu kam noch, daß viele Freie entweder ohne Leibeserben abstarben, oder aus Andacht und um Schutz zu haben, ihre Freigüter an irgend einen Heiligen oder mächtigen Herrn als Lehen- oder Dienstgüter[2] übergaben. Dadurch häufte sich das Landeseigenthum bei den Kirchen und hochadelichen Familien; das gemeine Volk wurde nach und nach von allem Freigute, und folglich auch von dem Reichstage und dem Heerbanne verdrängt, und es gab am Ende nur zwei Reichsstände, nämlich die Geistlichkeit und den Adel.

Eine so gefährliche und unvermerkte Abartung der ursprünglich teutschen Verfassung brachte das gemeine Volk um seine Rechte, und die Könige um ihre Würde. Die Frei- und Reichsgüter waren fast allein in den Händen der Geistlichen und des Adels, und damit auch die ganze Reichsgewalt. Sie schalteten über die Gesetze, den Heerbann und die Krone. Sie unterdrückten das Volk und

1. Selbst die Unfreien oder Pächter, welche Landgüter in Frohnde oder Pacht hatten, gehörten darunter, denn sie besaßen kein Freigut, sondern nur die Früchte davon, folglich eine bewegliche Waare.

2. Feuda oblata.

schändeten die Könige. Beide machten daher gemeinschaftliche Sache gegen ihre Dränger. Die freigelassenen Bauern sammelten sich in Dörfern, die Künstler, die Handelsleute und die Handwerker vereinigten sich in Städten, und die Könige gaben ihnen Bürgerrecht in der Gemeinde, und Standesrecht auf den Reichstagen. Durch diesen Gegensatz des beweglichen Reichthums der Gemeinen oder der Demokratie, und des unbeweglichen der Geistlichkeit und des Adels oder der Aristokratie erhielt der durch Steuern und Domänen zugleich bewegliche und unbewegliche Reichthum der Krone, oder der Monarchie, eine solche Stärke, daß selbst aus der Abartung der altfränkischen Verfassung jenes vortreffliche Stattsgleichgewicht hervorging, welches wir noch in der englischen und schwedischen bewundern. [1]

Von diesem wichtigen Zusatze des beweglichen Reichthums oder der Demokratie gegen den unbeweglichen oder die Aristokratie finden wir schon deutliche Spuren unter der fränkischen Monarchie. Durch die zunehmende Bevölkerung und Anpflanzung wurde schon vor Karls des Großen Zeiten eine Menge der alten Freihöfe mit ihrem Beifang oder Hofmark in Dörfer verwandelt, welche daher auch den Nahmen Weiler, [2] Hof, Heim oder Haus beibehalten haben. Sie wurden nach dem ursprünglichen Herrn und Besitzer Salmannsweiler, Peter-

1. Et bientôt la liberté civile du peuple, les prérogatives de la noblesse et du clergé, la puissance des rois se trouvèrent dans un tel concert, que je ne crois pas, qu'il y ait eu sur la terre de gouvernement si bien tempéré, que le fut celui de chaque partie de l'Europe dans le tems, qu'il y subsista Montesquieu.

2. Von Villa. Daher auch das Wort verweilen.

weil, Dudenhofen, Gerhardshofen, Ärbenheim, Braunheim, Hattenheim, Asmannshausen, Reichardshausen, Stephanshausen,[1] oder auch, nachdem das Salische Gesetz außer Acht gekommen war, von einer Erbtochter Annweiler, Dorthelweil, Mechthildshausen genannt.[2] Die übrigen Dörfer und Ortschaften erhielten ihre Entstehung und Nahmen entweder von einer Kirche, wie Neukirchen, Weiskirchen, oder einer Höhe, wie Hochheim, Bergen, oder von einem Thale, wie Dahlheim, Niedernheim, oder von einem Bache, wie Zahlbach, Weilbach, oder von einem Brunnen, wie Liebborn, Eschborn, oder von einem Baume, wie Espenscheid, Eichenbühl, Erlenbach, Eschenheim, oder von andern Umständen, als Neuroth, Mittelheim, Sachsenhausen, Nordenstadt.

Da die adelich-freien Männer oder die Heerbanns-Ritter die Wohnung in Städten und Dörfern als knechtisch und unedel ansahen, so schieden sie ihre Höfe von jenen der gemeinen Freien, und verlegten ihre Stammschlösser aus dem wehrlosen Thale auf unzugängliche Berge, Felsen und Anhöhen. Sie nisteten sich da wie Adler an, und nannten sich von ihren festen Felsen- und Bergschlössern Herrn von Stahlek, Rheinek, Frankenstein, Eberstein, Falkenstein, Sternfels, Fürstenberg rc. Diejenigen Dörfer und Höfe, welche auf ihrem ursprünglichen Freigute entstanden waren, blieben unter ihrer Hofgerichtsbarkeit, unter ihrem

1. Villa Salmanni, Petri, Dudonis, Gerhardi, Aribonis, Brunonis, Hattonis, Hasemanni, Richardi, Stephani etc.
2. Villa Annae, Dorotheae, Mechthildis etc.

Patronate oder Kirchensätze, und in ihrem Frohndienste oder ihrer Hörigkeit. Die andern machten sich entweder durch Kauf-, oder Kirchenschutz, oder durch die Gunst der Könige und Grafen frei.

Die Leibeigenen und Knechte hatten noch viele Demüthigungen und Beschwerlichkeiten zu ertragen; allein die sichere Nahrung durch ihrer Hände Arbeit und die Religion milderten ihren Zustand, nachdem der Pabst Gregorius der Große verordnet hatte: daß die durch Christi Blut befreiten Menschen nicht mehr in Sklaverei bleiben dürften. [1] Dagegen führten die Freiadelichen ein lustiges Leben auf ihren Burgen, oder in ihren Edelhöfen. Ihre Beschäftigung war Jagd und Fehde, ihr Vergnügen Kampfspiel und Trinkgelag. Die Frauen, in Sittsamkeit und Frommheit erzogen, besorgten das Hauswesen, und verfertigten auch wohl ihre Kleidung und ihren Putz. Ihre Unterhaltung war Legenden-Sage und Minnesang. Die Söhne, welche das Schwert nicht ergreifen wollten, widmeten sich dem geistlichen Stande, und die Fräulein, welche keinen irdischen Bräutigam gefunden hatten, suchten einen himmlischen in den Klöstern.

1. Cum Redemptor noster totius conditor naturae adhoc propitiatus humanam carnem voluit assumere, ut divinitatis suae gratia, dirupto, quo tenebamur captivi, vinculo servitutis pristinae nos libertati restitueret, salubriter agitur, si homines, quos ab initio natura liberos creavit, et jus gentium jugo substituit servitutis, in ea natura, qua nati fuerint, manumittentis beneficio libertate reddantur. Die Leibeigenschaft in den geistlichen Staaten war so gelind, daß noch in meinen Zeiten die Leibeigenen nicht frei seyn wollten, und zu Ehrenbreitstein ein Gefangener eine Bittschrift einreichte, um noch länger auf der Schanze bleiben zu dürfen.

Aus diesem Zusammenwirken von Andacht, Liebe und Tapferkeit bildete sich schon zu Karls Zeiten der romantische Geist des Ritterthums in den adelichen Familien.

Die Städte, welche die Römer am Rhein hin angelegt hatten, erhielten nach ihrer Wiederherstellung durch die fränkischen Könige ihre alten Nahmen und ihr altes Ansehen, wie Worms, Mainz, Bingen, Wesel, Boppart, Coblenz, Andernach, Trier und Cölln. Einige davon wurden jetzt in teutscher Sprache genennt, wie Straßburg, Speyer, Oppenheim, Germersheim. Dazu kamen noch jene, welche um die Kirchen und Königshöfe gebildet wurden, wie Weissenburg, Hagenau, Tribur, Frankfurt, Wiesbaden, Weilburg, Limburg, Heidelberg und Ingelheim. In diesen Städten wurden zugleich Kirchen und Königspfaltzen angelegt. Um sie her siedelten sich die Geistlichen, die edlen und unedlen Hof- und Dienstleute,[1] und endlich die Handwerker, Künstler und Handelsleute an. Den großen Handel trieben meistens die Juden.

Die in den Städten und Dörfern ansässigen Bauern, Handwerker und Handelsleute waren zu Karls Zeiten noch keine freie Reichsbürger geworden; denn sie besaßen kein Freigut und waren erst, entweder als Freigelassene oder vom Hofe Begünstigte, aus der Knechtschaft hervorgegangen. Man nennte sie daher noch Unterthanen, Hörige, welche aber nichtsdestoweniger durch die Gesetze in ihrem Gewerbe und Erwerbe geschützt waren. Diesen neuen Verhältnissen gemäß, hatte zwar jede

1. **Ministeriales.**

Stadt oder Gemeinde ihre Gemeindsverfassung, ihren Burgbann, ihre Gemarkung, ihre Schultheißen und ihr Gericht. Die unfreien Bürger und Bauern nahmen aber noch keinen Theil an der Verwaltung. Sie standen noch unter dem Pfalzmayer oder Königsvogt.

Ganz anders war aber die Verfassung in den Hundreden und Gauen; denn diese waren aus freien, mit einem Freigute ansässigen Reichsbürgern und Wehrmännern zusammengesetzt. Der Graf einer Hunderede, Centgraf, oder einer Stadt, Stadtgraf, Burggraf, erkannte nur über die geringeren Fälle, wichtige Sachen gehörten auf das Gaumal oder Gauding und vor den Gaugrafen. Dieser hielt im Nahmen des Königs Gericht, bezog die herrschaftlichen Gefälle und führte die Wehrmänner zum Heerbanne. Das Gauding wurde unter freiem Himmel und bei dem Königsstuhle oder Dingstuhle gehalten. Da dieser meistens auf einer Anhöhe stand, nennte man diese auch wohl Landstuhl, Stuhlbühel, Malberg. Bei dem Gaudinge oder Gaumale hatte jeder freie, im Gaue ansässige Wehrmann das Recht, und die Pflicht, zu erscheinen und seine Stimme zu geben.[1] Da wurden die Schöffen gewählt, die Rechtsachen entschieden, und die Angelegenheiten des Gaues nach Mehrheit der Stimmen abgethan. Man nannte sie entweder gebotene oder ungebotene Dinge, je nachdem sie durch den Landschrei ausserordentlich zusammengeboten oder gewöhnlich gehalten wurden.

Jeder freie Wehrmann wurde nach seinen Gesetzen gerichtet. Die auf dem linken Rheinufer noch freigeblie-

1. Er war dingpflichtig.

denen Römer, anfänglich nach römischen, die oberrheinischen Gaue nach schwäbischen, endlich als das Frankenrecht vortheilhaft wurde, alle Franken nach fränkischen Gesetzen. Schon beim Entstehen des Reichs wurden die alten Gewohnheiten und Weisthümer von vier aus dem Saalgau, Weisgau, Bodengau und Windgau gewählten Gaugrafen, welche unter dem Nahmen Saalgast, Wiesgast, Bodgast und Windgast vorkommen, gesammelt und als Gesetz dem Volke zur Bestätigung vorgelegt. Diese älteste Urkunde deutschbürgerlichen Rechtes trägt noch ganz das Gepräge der alten Einfalt. Die Gesetze sind auf Selbstwehr und Freiheit, Jäger- und Helden-Eigenthum, Vertrauen auf Redlichkeit und Gotteshülfe gegründet. Karl der Große schärfte oder erweiterte sie nur nach Maaßgabe der bürgerlichen Verhältnisse.

Diebstahl wurde darin besonders hart gestraft, weil Vieh und Hausgeräth, wie Regino sagt, noch ohne Dach und Fach waren. Auch ist eine größere Strafe auf die Entwendung eines Stoßvogels oder Jagdhundes, als eines Stiers gesetzt, weil Jagdgeräthe den Teutschen mehr galt, als Hausgeräthe. Verwundung, Schläge und selbst den Mord konnte man durch ein Fried- oder Wehrgeld büßen,[1] denn von einem Jeden Wehrmanne wurde vorausgesetzt, daß er sich selbst schützen könne. Nur Sodomiterei, Mordbrand, Straßen- und Menschenraub, Feigheit und Landesverrath wurde mit Schande und Tod gestraft. Das Weib, als welches die Kunkel und kein Schwert führte, und folglich des Schutzes bedarf, war durch ein größeres

1. Fredum Werigeldum. Es wurde darum sogenannt, weil man durch diese Geldstrafe, auf Seiten des Klägers die Wehr, auf Seiten des Beklagten den Frieden bezahlte.



Wehrgeld gesichert, als der Mann. Dagegen war sie von der Erbschaft des Saalgutes ausgeschlossen, weil dieses Wehrpflichtig machte. Prügelstrafe wurde nur bei Unfreien und Knechten gestattet.

Die Aussage geschworner Männer galt als Zeugniß; als Beweise oder Gottesurtheile dienten die Feuer- oder Wasserprobe, Kesselfang, Brodurtheil, Abendmahl, Kreuzurtheil, und der Zweikampf. Um diese Beweise der Unschuld und des Rechtes an Tag zu legen, mußte der Beklagte entweder ein glühendes Eisen erfassen, oder seine Hand in siedendes Wasser stecken, oder das Abendmahl nehmen, oder auf Kreuz und Reliquien schwören, oder sich mit seinem Ankläger schlagen. Sie waren nicht alle in den salischen Gesetzen angenommen.

Bei einem jeden Rechtsstreite wählte man sieben geschworne Rechts- oder Reichsbürger,[1] damit jeder von seines Gleichen gerichtet werde. Sie hatten nur die Frevel oder die Brüchte[2] zu bestimmen, die Strafe oder das Friedegeld[3] wurde alsdann von den Schöffen unter der Leitung der Grafen, nach den Gesetzen, ausgewiesen. Die Richter konnten nicht nach Willkühr sprechen, denn die Gesetze hatten auf die verschiedenen Fälle eines Verbrechens auch verschiedene Strafen angesetzt. Diese waren so genau angegeben, daß sie sich bis auf die Verletzung einzelner Glieder und Finger unterschieden. Daher

1. Razenburgii, Rachinburgii, Sagibarones, Sages Barons, Ricos Hombres.

2. Quaestionem facti.

3. Quaestio juris.

hießen die Urtheile der Schöffen, auch nur Weisthümer nach den Gesetzen.

Nebst den Gerichten über Leib und Gut, hatten die Gaue auch noch ihre Holz- Huben- und Hayngerichte.[1] Jeder Wehr- oder Lehnmann des Gaues, hatte unter der Leitung des Wild- oder Ruggrafen[2] Sitz und Stimme auf denselben. Hier wurde das Morgen- oder Hubenmaaß, das Gemeinholz und die Viehtrift angewiesen, und gehörig vertheilt; auf Wald- und Feldfrevel angeklagt, gerichtet, gerügt und gestraft. Bei den Königsforsten waren Waldboten angesetzt. Der obere Rheingau hatte vor kurzem noch seine Huben-, wie der untere seine Hayngerichte. Der höhere Anruf der Ganee ging entweder an die Herzogen oder Sendgrafen.[3] Der König richtete durch seine Pfalzgrafen in letzter Entscheidung bei seinem Hofe.

Mehrere solcher Gaue standen unter einem großen Herzogthum. Dergleichen wurden, längst dem Rheine hin, drei oder viere errichtet; nämlich das Allemannische oder Schwäbische am obern Rheine, zwischen der Donau, dem Lech, dem Nekar und den Vogesen; das Saal- oder Ostfränkische am Mittelrheine, zwischen dem Nekar, der Saar, der Mosel und dem thüringer Walde; das Rheinfränkische oder ripuarische am Unterrheine, zwischen dem Saalfränkischen, dem Ardennenwalde und dem Sachsenlande. Späterhin, als durch Lothar, den Enkel Karls, ein eignes Lotharingisches Reich gegründet wurde, bildete sich aus demselben, zwischen den saal-

1. Holtding, Hayngerede.
2. Waldmannus. Saltarius. Wild- und Raugraf.
3. Missus dominicus.

und rheinfränkischen Herzogthümern, noch ein Moselanisches oder Lothringisches, das seine Gaue längst der Mosel hin, bis an den Rhein erstreckte.

Von diesen vier Herzogthümern lagen folgende Gaue längst dem Rheine hinunter. Von dem schwäbischen, der Breisgau und Mortenau oder Ortenau an dem rechten; der Sudgau (Sundgau) und Nordgau im Elsaß auf dem linken Ufer. Dem rheinfränkischen Herzogthume gibt der gelehrte Kremer in seiner Geschichte desselben, fünf und zwanzig Gauen, und eine besondere Königshundrede. Davon waren aber die kleinern nur Centgrafschaften. Sie hießen der Ufgau, Wirmgau, Glemb-sgau Murachgau, Enzgau, Pfunzinggau, Anglachgau, Kraichgau, Zabernachgau, Gardachgau, Elzensgau, Nekargau, Lobdengau, der obere und niedere Rheingau, mit der Königsshundrede in in der Mitte, der Maingau, Wetterau, Nidgau, Haynrich, Lahngau, Haigerau, und Engersgau auf dem rechten, der Speiergau, Wormsgau, und Nahgau auf dem linken Rheinufer.

Von den ripuarischen und lothringischen Herzogthümern erstrecken sich rechts und links an der Mosel und dem Rheine hinab, der Saargau, der Bliesgau, der Karesgau, der Bedgau, der Moselgau, der Hundsrück, der Trachgau, das Mayenfeld, der Eifelgau, der Aarchgau, der Cöllnergau, der Zülpichgau, der Gülchergau, der Sieggau, der Deuzgau, der Keldachgau, der Bätau nebst der Teusterbande und westphälischen Mark.

Diese Verfassung im Frieden war zugleich ein Heerbann im Kriege. Jeder freie Wehrmann,[1] welcher

1. Germanus, Herimannus, Aerimannus, Homme de Guerre.

vier oder auch drei Hufen Freigutes, und folglich Stimmenrecht besaß, mußte mit Waffen oder seinem Heergeräthe,[1] und dreimonatlicher Verköstigung zu Feld ziehen. Die einzelnen Wehrmänner rückten unter ihren Centgrafen, diese unter dem Gaugrafen, diese unter dem Herzoge, alle endlich unter dem Könige oder Kaiser aus. Der Heerbann sollte nach dem Geiste der Verfassung nur zur Landwehre, nicht aber zur Fehde dienen. Er war schon unter Karl dem Großen beschwerlich. Mancher Wehrpflichtige suchte sich davon zu entziehen, und machte, wie man es zu der Zeit nannte, einen Heerschlitz. Der Kaiser mäßigte daher den Heerbann dahin, daß der Rheinfranke nach Spanien, von der Saare, nach Sachsen aber, vom Rhein an zu nehmen, zu Felde ziehen mußte. Der Lehnsmann oder Vasall war von keinem Kriegsdienste ausgenommen, sey es zur Landwehr oder zur Fehde. Auf diese Weise machten die Hundereden die Centbanner, die Gauen die Schaaren[2] oder Gaubanner, die Herzogthümer die Landbanner,[3] und der ganze Heerbann den Reichsbanner aus.[4]

Die Kirchen und Klöster waren von den Königen und Fürsten mit vielen Gütern und Vorrechten begabt, auch wohl der gemeinen Gerichtsbarkeit der Grafen entzogen, aber in weltlichen Sachen blieben sie dem Kaiser als Oberhaupt des Reichs, unterworfen. Diesem gemäß,

1. Heerwette. Sie bestand in Schild, Schwert, Pfriemen, Streitkolben und Streitroß.

2. Scara.

3. Landwerra.

4. Heribannus.

mußten die Bischöfe, Erzbischöfe und Aebte ihre Leute zum Heerbanne schicken, als Bürger bei den Reichsversammlungen und vor dem Richterstuhle des Königs erscheinen; sich als Reichsfürsten mit Ring und Stab belehnen lassen. Da ihnen aber der geistliche Stand keine Kriegs- und Grafendienste erlaubte, ernannten sie Kirchenvögte, welche statt ihrer die Kirchen schützten, weltliches Gericht hielten, und ihre Leute zum Heerbann führten. Sie selbst aber, durch die Religion geheiligt und geadelt, erschienen als Reichsfürsten in eigner Person auf dem Maifelde Sie machten als Volkslehrer und Diener Gottes den ersten Reichsstand aus. Die Herzoge, Grafen und andere gefürstete Leute gehörten als oberste Reichsbeamten zum zweyten Reichsstande und hohen Adel. Sie erhielten daher den Ehrentitel von Erlauchten Herren, Dynasten, Fürsten.[1] Aus der Reuterei des Heerbannes bildete sich hernach die Ritterschaft oder der niedere Adel. Die übrigen Freien oder Wehrmänner wurden das herrliche Volk der Franken genannt.[2]

Alle freie Wehrmänner oder Franken, waren es Edle oder Gemeine, nahmen nach Eintheilung der Herzogthümer und Gauen, mit Sitz und Stimme an den großen

1. Viri illustres, dynastae, principes, seniores, seigneurs, optimates etc.

2. Inclyta gens franconum. Von diesem Ständeunterschied sagt Hincemar: In placitio seniorum susceptacula sic divisa, ut primo omnes episcopi, abbates vel huiusmodi honorificentiores clerici absque ulla laicorum commixtione congregarentur, similiter comites vel huiusmodi principes a cetera multitudine segregantur.

Volksversammlungen Theil, welche man, weil sie im März oder May gehalten wurden, März- oder Maifelder nannte. Sie waren entweder allgemein, wo die ganze Nation auf offenem Felde erschien, um, wie Hincmar sagt, den Zustand des ganzen Reichs zu ordnen, [1] oder besondere, wo nur die Fürsten und Großen zusammenkamen, um die Steuern zu bewilligen [2], und die laufenden Geschäfte abzuthun. Erstere wurde meistens auf dem Worms- oder dem Maifelde, bei Coblenz, gehalten, letztere aber in den Königshöfen zu Tribur, Ingelheim, Frankfurt und Maintz. Die Teutschen behielten nämlich auch jetzt noch ihre alten Gewohnheiten bei, wo, wie Tacitus sagt, die unerheblichen Sachen von den Fürsten, die erheblichen aber, von dem ganzen Volke abgehandelt wurden.

Der König war das Haupt des Reichs und des Heerbannes. Er übte die vollstreckende Gewalt. Er führte den Heerbann in das Feld, hatte den Vorsitz auf den Maifeldern und bei den Gerichten. Er setzte die Herzoge, Grafen und Pfalzgrafen ein, und bewachte sie durch seine Sendgrafen. [3] Er hatte einen wandelnden

1. Placita duo per annum : unum, quando ordinabatur status totius regni, in quo generalitas universorum tam clericorum, quam laciorum ; seniores propta concilium ordinandum, minores propter suscipiendum. Aliud placitum propter dona generaliter danda, cum senioribus tantum et praecipuis consiliariis.

2. Wir haben schon oben bemerkt, daß die Steuern nach Abschätzung der Freigüter gegeben wurden, folglich waren auch die Fürsten, welche dergleichen besaßen, nicht steuerfrei.

3. Missi gesendete Grafen.



Hofstaat um sich, welcher aus einem Hofmayer,[1] einem Mährschalk, einem Gesindschalk,[2] einem Truchseß, einem Mundschenk, Jäger- und Falkenmeister, einem Kämmerer, einem Kanzler und Hofkaplan bestund. Der Hofstaat wurde durch die Gefälle der königlichen Meierhöfe unterhalten. Die Königssteuern, Zölle, und andere königlichen Gefälle verwalteten die Kammerboten. In einer jeden beträchtlichen Stadt hatte der König einen Pallast, in einer jeden schönen Gegend, oder bei einem Königsforste, ein Jagd- oder Lustschloß.

Der König der Teutschen, war durch Karl den Großen, zugleich römischer Kaiser und das weltliche Oberhaupt der ganzen Christenheit geworden. Diesem zufolge, wurde er auch späterhin von den Kurfürsten, welche königlichen Rang hatten, gewählt, von dem Pabste, als dem geistlichen Oberhaupt gesalbt und gekrönt. Noch bis auf unsere Zeiten hatte er seine Erzkanzler in Germanien, Gallien und Italien. Er war der oberste Vogt der Kirche und Anführer des christlichen Heerbannes, oder der Kreuzzüge gegen die Ungläubigen. Nach der Eroberung von Palästina nahm er sogar den Titel eines Königs von Jerusalem an.

Auf diese Weise wurde durch Karl den Großen das neue teutsch-römische Reich gestaltet. Der Geist und die Seele dieses ungeheuren Staatskörpers war aber die christliche Religion, daher wurde auch die Kirche nach Maaßgabe des Reichs geformt. Die Erzbischöfe, Bischöfe, Dechanten und Pfarrer, waren, wie Walafried sagt,

1. **Maior domus.**
2. Daher das französische Wort: **Marechal, Senechal.**

das in ihren Kirchsprengeln, was die Herzoge, Grafen und Schulzen in ihren Gauen vorstellten. Wie wir also die Grundsteine der Reichsverfassung in den dunklen Haynen des alten Heermaniens aufgesucht haben, so wollen wir jenen der Kirche in der geheimnißvollen Geschichte Christi und der Apostel nachspüren.

Ich habe wohl nicht nöthig, meinen Lesern zuvor feierlich zu erklären, daß ich die Kirchenverfassung des Mittelalters, nicht nach irgend einem gegebenen Glaubensbekenntnisse, sey es der katolischen oder griechischen, oder protestantischen Kirche, sondern so schildern werde, wie ich sie, als unpartheiischer Geschichtsforscher, in der Bibel und den verlässigen Quellen der Kirchengeschichte gefunden habe.

Die reine Religion, welche Jesus lehrte, war allein auf den Geist gerichtet. Sein Reich ist, wie er ausdrücklich sagt, nicht von dieser Welt. Die Könige der Erde mögen mit Gewalt über die Völker herrschen, nicht so seine Jünger; wer der Höhere unter ihnen ist, soll dem Geringern dienen. Da aber diese reine geistige Religion doch unter sinnlichen Menschen auf dieser Erde ausgebreitet und erhalten werden sollte, mußte sie auch einen sinnlichen, irdischen Körper annehmen, wenn sie wirksam werden sollte. Ist doch das Wort selbst Fleisch geworden, um in der Sinnenwelt erscheinen zu können. Diesem zufolge hatte schon Christus unter seinen Jüngern und Aposteln eine Kirche gestiftet, und letztern die Gewalt gegeben, zu binden und zu lösen. [1] Diese Kirche sollte, wie seine Religion, nicht auf ein Volk eingeschränkt, sondern unter alle Völker der Erde verbreitet werden. [2]

1. Matth. XVI. 13-19. XVIII. 15-18. Joh. XXI. 1-19.
2. Matth. XXVIII. 19. Marc. XVI. 15.

Als die Apostel nach seinem Tode, oder vielmehr nach dem Pfingstfeste, unter die Völker gegangen waren, um das Evangelium zu predigen, entstanden sowohl in Asien, als Afrika und Europa mehrere einzelne Christengemeinden, und diese wurden, wie Paulus in seinem Briefe an den Titus [1] deutlich sagt, nach der weltlichen Eintheilung der römischen Provinzen und Städte abgetheilt, und mit Bischöfen und Priestern angeordnet. [2]

Die Nachfolger der Apostel im Lehramte und Episkopate verbreiteten dieselbe fast über das ganze römische Reich, ja noch jenseits seiner Grenzen aus. Als endlich die christliche Religion durch den Kaiser Constantinus zur herrschenden erhoben wurde, nahm auch die christliche Kirche die äussere Form der Provinzen und Diöcesen an, welche dieser Fürst dem römischen Reiche gegeben hatte. Jede römische Provinz umfaßte zugleich ein christliches Bisthum, jede Diözese ein Erzbisthum, jede Präfectur ein Patriarchat. Da Rom die Hauptstadt des ganzen Reichs, und der heilige Stuhl dort von dem Apostelfürsten Petrus gegründet war, so wurde auch dessen Bischof das Haupt der ganzen christlichen Kirche. In dieser Gestalt ging sie an die Teutschen über, als sie das römische Reich übern Haufen geworfen hatten.

Durch die allgemeine Umwälzung der alten Dinge während der Völkerwanderung, erhielte die ganze bekannte Erde eine andere Gestalt. Statt der römischen Provinzen und Diözesen, sahe man nun teutsche Gaue und Herzogthümer, statt der Präfecten und Proconsuln, Gaugrafen und Herzoge, und statt eines römischen Reichs mit Im-

1. Tit. I. 5. κατασταση.
2. Apost. Gesch. XX. 28.

peratoren und einem Senate, ein teutsch-christliches, mit Königen und Maifeldern. Bei diesen großen Gährungen und Veränderungen, blieb die christliche Religion in dem innern reinen Geiste ihrer Lehre unerschüttert; ja die Vorsehung schien selbst die teutschen Völkerschaften herbeigeführt zu haben, um sie zu stärken und fester zu gründen; die christliche Kirche aber, als die äußere Form derselben, ließ sich nach Vorschrift des Völker-Apostels Paulus, zu den Gebrechlichkeiten der Menschen herab, und nahm, um wirksamer zu seyn, auch die weltliche Gestalt an. Wie sie sich zuvor nach der Abtheilung des römischen Reichs gemodelt hatte, so jetzt nach jener des Teutschen.

Nachdem der heilige Bonifacius die teutschen Kirchen auf dem linken Rheinufer wieder hergestellt, und neue auf dem rechten gegründet hatte, richtete auch er, wie Paulus, sich nach der weltlichen Verfassung. Die allgemeine oder katholische Kirche wurde also, wie das Kaiserreich in Königreiche, Herzogthümer, Grafschaften und Städte oder Dörfer, so in Primate, Erzbisthümer, Bisthümer, Diakonate und Pfarreien abgetheilt, unter welchen sodann die einzelnen Haus- und Hofkapellen standen. Es liegt außer den Grenzen dieser Geschichte, die nach der weltlichen eingerichtete Kirchenverfassung aller christlichen Nationen angeben zu wollen, wir werden uns daher nur auf die Darstellung der teutschen Kirche beschränken. [1]

Das teutsche Reich machte zu der Zeit nebst dem Kaiserthume noch ein besonderes Königreich aus. Dieses

1. Man findet sie ausführlich und gründlich in des Engländer Bingham Christlichen Alterthümern, einen Auszug davon in Blakmors Christlichen Alterthümern.



war in die großen Herzogthümer von Franken, von Lothringen, von Sachsen, von Baiern und von Schwaben geschieden. Unter denselben standen die Gaue, die Hundreden und Gemeinden. So wurde auch vor und nach des Bonifacius Zeiten die teutsche Kirche gestaltet. Der Erzbischof von Mainz war durch die Verdienste dieses Heiligen Primas von ganz Teutschland und Erzbischof von Franken geworden. Ihm waren, dieser hohen Würde wegen, die Bischöfe von Worms, Speier, Straßburg, Basel, Constanz, Chur, Augsburg, Eichstett, Würzburg, Paderborn, Hildesheim, Halberstadt, Verden, ja endlich sogar Prag und Ollmüz untergeordnet. Das Erzbisthum von Trier erstreckte sich über das Herzogthum von Lothringen. Nach den Bekehrungen des heiligen Lubentius wurden ihm auch noch auf dem rechten Rheinufer der Haynrichgau, Lahngau und Engersgau einverleibt. Unter ihm standen die lothringischen Bisthümer von Mez, Toul und Verdun. Das Erzbisthum von Cölln umfaßte das ripuansche oder uferfränkische Herzogthum bis zur westfälischen Mark. Es hatte die Bisthümer von Minden, Osnabrück, Münster, Lüttich oder Tungern und Utrecht unter sich. Das Erzbisthum von Salzburg begriff, außer Eichstett, das Herzogthum von Baiern und Oesterreich. Ihm waren untergeordnet die Bischöfe von Regensburg, Freisingen, Passau, Brixen, Wien, Chiemsee, Sekau, Gurk und Trient. Die Herzogthümer von Sachsen und Schwaben hatten zu Karls des Großen Zeiten noch keine Erzbischöfe. Ihre Bischöfe waren größtentheils dem von Mainz untergeordnet; allein der Bischof von Constanz hatte in Ersterem große Gewalt, und gleich nach Karl dem Großen

erhielt auch Letzteres zuerst zu Hamburg, dann zu Bremen, endlich zu Magdeburg ein Erzbisthum, welches sein geistliches Gebiet über die nordöstlichen Bisthümer erstreckte. In Böhmen wurde erst unter Kaiser Karl IV. ein Erzbisthum zu Prag errichtet, dem der Erzbischof Gerlach von Mainz seine Metropolitanrechte über dieses Königreich abtrat.

Die diesen Erzbisthümern untergebenen Bisthümer wurden nach den Gauen und Hundreden in Archidiakonate und Decanate abgetheilt. Wir werden jene, welche zu den rheinischen Diöcesen gehören, bei der Geschichte eines jeden rheinischen Bisthums anführen. Unter letztern, den Decanaten nämlich, standen die Pfarreien in Städten und Dörfern, und da jeder Frei- oder Edelhof auch meistens seine Hauskapelle oder seinen Hausaltar hatte, so auch diese unter jenen.

Nebst den Bisthümern und Pfarreien wurden noch eine Menge Klöster und Münster am Rheine gestiftet, zu Reichenau, zu Mas- und Ebermünster, zu Weissenburg und Lorsch, zu Maximin und Prüm, zu Cölln und Kaiserswerth. Sie gehörten eigentlich nicht zur hierarchischen Ordnung. Sie sollten nur neben und unter den Bisthümern als Schulen des Volks oder vielmehr der Geistlichen dienen, welche Unterricht ertheilten. Sie waren meistens nach der Regel des heiligen Benedicts eingerichtet, welchen man als den Patriarchen des occidentalischen Mönchthums ansah. Dieser zufolge haben sie nicht nur die Geistesbildung zum Zwecke gehabt, auch der Anbau des noch wüsten Landes war ihnen anbefohlen. [1] Der Bischof von Metz Chrodogang wendete

1. Regula S. Benedicti.

die Verordnungen des heiligen Benedicts endlich auch auf die Münster der Hochstifter an. Die dem Bischofe zugegebenen Chorherren mußten in einem gemeinschaftlichen Chorhause zusammen leben, und unter Leitung des Schulmeisters oder Scolasters sich den Wissenschaften und geistlichen Verrichtungen ergeben.

Im Kirchenstaate war weder Gut noch Amt erblich. Von dem geringen Landpfarrer, oder der klösterlichen Äbtissin bis zum Pabste wurden alle Kirchenvorsteher entweder von dem Volke, oder der Clerisei, oder dem Könige gewählt. [1] Daher haben wir auch in der Kirchengeschichte der Beispiele eine Menge, daß Leute von der niedrigsten Herkunft sich zu den höchsten geistlichen Würden emporgeschwungen haben. So war der mächtigste Pabst Gregorius VII. eines Zimmermanns, Sixtus V. eines Schweinehirten, der große Kurfürst Willigis eines Rademachers, und der staatskluge Kurfürst Heinrich eines Beckers Sohn. [2] Da der Pabst das geistliche, wie der Kaiser das weltliche Oberhaupt aller christlichen Nationen war, so wurde er auch späterhin, wie dieser von den Kurfürsten, so von den Wahlpriestern aller christlichen Nationen gewählt, welche man Cardinäle nannte. [3]

1. Ursprünglich wählte das christliche Volk, dann die Clerisei, dann die Könige, dann wieder die Kapitel oder die Gemeinde.

2. Wie viele gehalt- und einflußreiche Würden sind durch eine einseitige Säcularisation dem gemeinen Bürger- und Bauernstande entzogen worden!!

3. Wenn die hohen verbundenen Mächte, als sie den Pabst wieder in seine Staaten einsetzten, das alte Recht der christlichen Nationen geltend gemacht, und für jede künftig eine gleiche Zahl von Cardinälen gefordert hätten, so würden wir künftig auch mehr einen allgemein-christlichen, als einen blos römischen Pabst erhalten haben.

Übrigens ging die Verwaltung der Kirche mit jener des Reichs in gleichem Schritte. Wie auf den Gaudingen in der Grafschaft, oder auf dem Maifelde im Reiche bürgerliche Gesetze gegeben wurden, so hier auf den Stadt- und Landkapiteln [1] in den Bisthümern oder auf den Synoden und Concilien in der ganzen Christenheit geistliche; und wie dort der Graf oder Herzog über Leib und Gut richtete, so hier der Bischof über Seele und Seeligkeit. Nach Karls Verordnungen mußte jeder Bischof in seinem Kirchsprengel umherreisen und nachsehen, ob alles nach Vorschrift des Evangeliums und der Kirchengesetze gehalten und verrichtet würde. Diese Untersuchungen hieß man Sendgerichte. [2] Hierauf wurde nach vorgeschriebenen Regeln gefragt: welches Gute geschehen, welche Laster in Übung seyen? Sieben unbescholtene Männer mußten, wie bei den Gaugerichten, die Aussage bestätigen. Sonach folgte die Buße und Strafe. Da das Volk noch sehr der Abgötterei, dem Aberglauben und der Völlerei ergeben war, mußte jeder Christ, oder der einer werden wollte, folgende Formel aussprechen: »Ich »widersage dem Teufel und aller Teufels Gilde, und »allen Teufels Werken und Worten, dem Donner- »(Gott) und Wodan und der Sachsen Othin und »allen den Unholden, die ihre Genossen sind.« [3]

1. Von den vorgelesenen Capiteln also genannt.

2. Synode, Sende.

3. Hier folgt das altteutsche Bruchstück im Originale: »Ek »forsago Diabolâ end allun Diabolgelde, end allun Diaboles »Werkun end Wordun, Thunaer, ende Woden, end Sachsen »Ode, ende allen them Unholdun, the hira Genotas sind.« Ich bin im ersten Buche bei der Beschreibung der Religionsbegriffe der

Bei solchen Sitten und Gesinnungen sollte man sich nicht wundern, wenn die reine Lehre Christi und der Apostel entweder durch Aberglauben entstellt, oder durch Abgötterei gänzlich verwischt worden wäre; allein wir haben nicht nur in den ältesten Urkunden der teutschen Kirche, sondern auch des teutschen Volkes die sprechendsten Beweise, daß wenigstens die apostolische Glaubens- und Sittenlehre mitten unter dieser Barbarei erhalten worden ist. Das älteste Glaubenssymbol, welches als aus der Schule der Apostel hervorgegangen, das Apostolische genannt, und noch jetzt von allen christlichen Kirchen angenommen wird, besteht aus einigen wenigen und einfachen Artikeln, welche den Glauben an einen Gott und allmächtigen Schöpfer, an Jesus Christus und seine Geschichte, an einen heiligen Geist, welcher die Kirche regiert, an ein vergeltendes Gericht und ein ewiges Leben ausdrücken. [1] Dieses einfache Glaubenssymbol findet man auch unter den ältesten Bruchstücken des teutschen Volkes. [2]

alten Rheinbewohner den römischen Geschichtsschreibern gefolgt. Eine vollständige Untersuchung und Darstellung der nordischen Mythologie ist einem Geschichtsschreiber der ganzen teutschen Nation vorbehalten.

1. Das apostolische Glaubensbekenntniß ist auf die deutlichsten durch das ganze Evangelium ausgesprochene, Schrifttexte gegründet. Ohne sie fällt der ganze Glauben zusammen.

2. Ich will davon zwei Originale anführen. Sie lauten:

» Kilaubu in Kot Fader almah-	» Ich gelaubo an Gott allmah-
» ticun Kiscaf Himiles enti Erdu.	» tigen Fatere, Skeffen Himmels
» Enti in Jesum Christ Sun Si-	» und Erdo, Un an sinen Sohn
» nan ainicun, unseran Truhtin, der	» den gewehten Haltare, einigen

Auch von dem Gebete des Herrn, oder dem sogenannten **Vater Unser**, [1] und den gemeinen Geboten Gottes als: **du sollst nicht stehlen, ehebrechen, tödten** 2c. haben wir uralteutsche Bruchstücke; daß aber die Kirche auch jenes erhabene Sittengebot von der **Nächsten- und Feindesliebe** unter die teutschen Völker gebracht, davon haben wir den deutlichsten Beweis an dem Tode und den letzten Worten des teutschen Apostels **Bonifacius**. »Meine lieben Kinder«, sagte er zu den Neubekehrten, welche ihn vertheidigen wollten, »ich

»inupfangen ist fon wihenn Keste,
»Kiporan fona Marian Macadi
»ewikeru, Kimartirt in Kiwalti
»Pilates, mervet Pislacan, Tot,
»enti pigraban, stehic in Wizzi, in
»drittin Take erstoonte fonn Tot-
»ten, stehic in Himil, sitzit zu
»zesunn Cotes Fateres almahtikin,
»ThanaChünftig ist sonen khuieke
»enti Tote. Kilaubu in wihan
»Kest, in wiha Khirighun Catho-
»lica, wihero Kemenitha, Urlaz
»Sunti, Kero Fleisces, ursto
»dahi, mit Lup ewig. amen.

»unsern Herren, der von demo
»heiligen Geist infangen ward,
»von Maria der Magede gebo-
»ren, genothhaftet bi Pontio
»Pilato und bi ihmo an Cruce
»geshlathen, und starb und be-
»graben ward, ze Hello fuor, an
»demo dritten Tage vom Tode
»irstound, ze Himmel fuor, dem
»Size ze Gottes ze zesunen des
»allmahtigen Vaters, dannen
»Chünftigen Zeit . . . . .
. . . .
»illeine die er da allelichun Gesin-
»nungen. Gelaubo ze habann den
»heiligen Gemeinsame, Ablaß der
»Sünden, gelaubo des Fleisches
»Urstende, gelaubo ewigen Lib,
»Amen.

1. Vatter unseer thu pist in Himile, wiht namm dinan, lueme rihe din werde wille din so in Himile so sa in Erdu, Proath unser emezhin Kip uns hiutu. Oblatz uns Sculdi unsero, so wir oblatzen uns Sculdigen enti ni un sih fir lette in Khorunka. Uzz erlost uns ih fona Ubile.

» bitte euch, eure Waffen nicht gegen unsere Feinde zu » wenden; denn die göttliche heilige Schrift erlaubt uns » nicht, Unbild mit Unbild zu vergelten. Sie gebietet » uns vielmehr, das erlittene Böse mit Gutem zu er» wiedern. [1]

Aus diesen Bruchstücken der teutschen Kirchengeschichte erhellet, daß die Kirche, obwohl sie der Theologen und Irrlehrer wegen, viele Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses näher bestimmte, [2] doch immer den apostolischen Glauben und die christliche Sittenlehre unter dem Volke rein erhalten habe. Nur in ihrer äußern hierarchischen Form und dem äußern Gottesdienste richtete sie sich nach den Bedürfnissen der Zeit und den unschuldigen Neigungen der Völker. Wir haben bereits gezeigt, wie sie den Vorschriften, des Völkerlehrers Paulus, gemäß, ihre Verfassung nach der weltlichen Eintheilung der Reiche geordnet habe, eben so gestaltete sie auch nach dem Geiste der Zeiten ihren äußern Gottesdienst. In den ersten christlichen Jahrhunderten erscheint dieser sehr einfach, weil die Kirche selbst noch einfach und arm war. Gebet, Gesang, Abendmal und Weihungen waren fast die einzigen Gebräuche der christlichen Ge-

1. Siehe oben seine Geschichte.

2. Schon an dem nicäischen oder athanasianischen Glaubensbekenntnisse sieht man, wie sehr die einfachen Lehren der Apostel durch Irrthum und Sofisten gelitten hatten. Da ist schon der so einfache Glaubensartikel vom Sohne Gottes mit folgenden Bestimmungen erweitert: Deum de Deo, Deum verum de Deo vero, genitum, non factum, consubstantialem Patri, per quem omnia facta sunt. etc. Wer anders, als die eitlen Metaphysiker und Sofisten brachten die Kirche zu solchen Erklärungen? und wozu dienen sie dem einfachen Glauben des Volks?

meinde. Wie aber die Kirche an äußerem Ansehen und Herrlichkeit Zuwachs erhielte, so auch ihr Gottesdienst an äußerm Glanze und Ceremonie. Diesem zufolge verbesserte der Pabst Gregorius der Große den Kirchengesang. Zum Andenken des großen Sühnopfers am Kreuze, verordnete er neue Gebete und Ceremonien bei der Messe, und andere Weihungen. Er wollte, daß der äußere Gottesdienst zwar prächtig, aber doch Gott würdig und mit Anstand gehalten werden sollte; allein die teutschen Völker, kaum ihrer sinnlichen Begriffe entwöhnt, vermischten damit ihren alten Aberglauben, und so bildete sich jetzt, da sie ihren Wallhalla mit Heldengöttern verdammen mußten, ein großes Allerheiligenfest mit Patronen. Ich halte es für zweckdienlich, hier die Geschichte der Heiligenverehrung einzurücken, weil sie unter den teutschen Völkern erst ausgebildet und der Entstehungsgrund so vieler Kirchen und Kapellen am Rhein wurde.

Nach den Vorschriften des alten und neuen Testaments soll Anbetung nur Gott allein erzeigt werden. Die erste Kirche erkannte zwischen Gott und den Menschen keinen andern Mittler, als Jesus Christus. Indessen haben sich sowohl bei der Verbreitung als der Erhaltung des Christenthums viele Glaubenshelden ausgezeichnet, deren Andenken zu verehren, oder deren Märtyrertod zu feiern, sowohl die Vorsteher als das Volk für Schuldigkeit hielten. Ihre Nahmen wurden in besondere Bücher [1] eingeschrieben, ihre Thaten zur Nachfolge vorgestellt, sie

1. Dypticha Martyrologia: Die große Verehrung, welche man dem fürs Vaterland gebliebenen Körner erwies, gibt den besten Aufschluß hierüber.



selbst nach Maaßgabe ihrer eigenen Verdienste in Klassen abgetheilt. Wir finden daher schon in den Litaneyen der ersten christlichen Jahrhunderte die Chöre der Engel und Erzengel, der Patriarchen und Propheten, der Apostel und Evangelisten, der Bischöfe und Erzbischöfe, der Märtyrer und Bekenner, der Frauen und Jungfrauen genannt.

So kam mit der christlichen Religion auch die heilige Verehrung unter die teutschen Völkerschaften, und erhielt durch dieselbe nach Sitten und Neigungen einen neuen Schwung. Da sie schon in ihren Wäldern dem weiblichen Geschlechte eine vorzügliche Achtung bezeigten, so wurde jetzt Maria die Mutter Christi, unter dem treuherzigen Nahmen unserer lieben Frau, oder einer Himmels-Königin, der Gegenstand ihrer innigsten Verehrung.[1] Neben sie stellten sie die zwölf Apostel und Evangelisten, und jedes rheinische Bisthum rühmte sich, durch deren Jünger unmittelbar gestiftet worden zu seyn. Daher haben auch die rheinischen Hauptkirchen zu Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Trier und Cölln, entweder unsere liebe Frau, oder einen der zwölf Apostel zum Patron erhalten.

Neben diesen vorzüglichen Himmelsfürsten ehrte man späterhin auch das Andenken jener Heiligen, welche sich entweder durch Lehre, oder in Waffen um die teutsche Völkerschaft verdient gemacht haben. Mit dankbarem Gefühle erinnerte man sich der Thaten und Schriften eines heiligen Goar, Suibert, Rhaban, Bonifacius,

1. Die hohe Verehrung der Jungfrau-Mutter ist rein teutsch. Wir finden sie weder in den Evangelien, noch in der ersten Kirchengeschichte.

oder der Fürsten Pipin, Siegbert, Arnulf, Karl u. a. m. Letzterer wird noch bis heute zu Frankfurt als der Erbauer der Stadt und Stifter der Kirche auf einem Altare verehrt.[1]

Da das hochheilige Beispiel des Erlösers und Sohnes Gottes den Kriegs- und Weltleuten, ja selbst den Geistlichen, ein zu erhabenes Muster schien, als daß sie es treu zu befolgen sich zutraueten, so war es natürlich und menschlich, daß jede besondere Klasse, ja jeder einzelne Mensch, sich einen Heiligen aus seinem Stande, oder nach seinen Neigungen zum Vorbilde und Patron wählte, dessen Tugenden er leichter zu erreichen hoffte. Als daher der geistliche und Adelstand sich über das Volk erhoben, suchten beide auch ihre Heiligen geltend zu machen. Diesem zufolge wurden viele Kirchen und Kapellen am Rheine, entweder einem heiligen Bischofe, wie dem Ignatius, Nikolaus, Maternus, oder einem heiligen Kriegsmanne, wie dem Georgius, Viktor, Mauritius, Gereon und Cassius zu Ehren eingeweihet. Die Hauptkirche von Mainz erhielt aber den heiligen Martinus zum Patron, der Bischof und Ritter zugleich war.

Diese fromme Verehrung, welche die höhern Stände ihren Heiligen erwiesen, ging endlich auf die niedern über. Die Bauern und Hirten auf dem flachen Lande, und die Handwerkerzünfte in den Städten, wollten auch ihre Heiligen auf den Altären sehen. So geschah es nun, daß diesen zu Gefallen die heiligen Hirten und Landleute Abraham, Jakob, Wendelin[2] und Rothburg,

1. Auch ist ihm zu Ehren noch die zweite Glocke geweihet. Sie heißt die Karls-Glocke.

2. War Viehhirt zu St. Wendel bei Trier.



oder die heiligen Handwerker, der Zimmermann Joseph, der Goldschmidt Eligius, der Fischer Petrus und der Schuster Crispinus,[1] ebenfalls ihre Kapellen erhielten.

Da man nie geneigter ist, um Hülfe und Rettung anzuflehen, als bei Noth und Krankheiten, so wendete sich das fromme Volk in einem so traurigen Zustande an irgend einen Heiligen, welcher bei solchen Unglücksfällen entweder in seinem Leben Hülfe geleistet, oder bei seinem Tode an dem Theile seines Körpers Martern erduldet hatte, woran man krank lag. So wurde der heilige Goar bei Schiffbrüchen, der heilige Florinus bei Feuersgefahr, der heilige Sebastianus und Rochus bei der Pest, der heilige Wendelin bei der Viehseuche die heilige Appollonia bei Zahn= die heilige Agatha bei Brustschmerzen angerufen. Die Vorsteher der ersten Kirche haben diese Heiligung christlicher Helden und Bekenner nicht verdammt, weil sie, der alleinigen Anbetung Gottes unbeschadet, aus dem frommen, dankbaren Herzen der Gläubigen hervorgegangen war. Da sie aber jetzt unter den teutschen Völkern bis zu einer abgöttischen Verehrung ausartete, so hat schon der heilige Bonifacius dagegen geeifert,[2] und Karl der Große ließ sie auf einem Concilium zu Frankfurt gänzlich verdammen. Diesem Kirchenspruche gemäß mußten die Bischöfe in ihren Kirchsprengeln die Verehrung der Heiligen auf die ursprüngliche Gewohnheit der Kirche zurückführen, die Bilder derselben beschränken, und die Anbetung des allein wahren Gottes gebieten. Allein das fromme Volk konnte die seinem Gemüthe so entsprechenden Vorstellungen nicht

1. Ist zu Trier gemartert worden.
2. Siehe oben seine Briefe.

vergessen. Karl mußte endlich selbst Kirchenpatronen gestatten und die Reliquien heiligen, welche seine Franken geheiligt hatten. Diese Heiligenverehrung artete in den folgenden Jahrhunderten in einen so finstern Aberglauben aus, daß eben das teutsche Volk, welches sie im siebenten und achten Jahrhundert bis zur Ausschweifung begünstigte, dieselbe im sechszehnten bis zur Ausschweifung verdammte. [1]

Nachdem also der äußere Gottesdienst verherrlicht und vervielfältigt war, ordneten die Päbste und Bischöfe eine anhaltende und zugleich wechselnde Liturgie für das ganze Jahr; und es ist wunderbar, mit wie viel Natur- und Menschenkenntniß sie das alles auf Jahrszeiten, wichtige Standes- und Lebens-Momente und die Neigungen der Völker berechnet hatten. Da ich den ganzen Eindruck davon noch selbst erfahren und gefühlt habe, und dieser Geist täglich mehr verschwindet, so will ich hier das Christenjahr wie es sonst, sowohl in religiöser als bürgerlicher Hinsicht abgetheilt, und gefeiert wurde, schildern, weil man ohne diese Darstellung die mittlere Geschichte nicht verstehen kann.

Das christliche Jahr begann eigentlich mit der Sonnenwende im Winter und dem Feste der Geburt Christi. Es war in Jahres- Mondes- Wochen und Tageszeiten abgetheilt, welchen Karl der Große teutsche Nahmen gegeben hat. [2] Vier Festtäge theilten die vier Jahreszei-

1. Viele berühmte Protestanten suchen jetzt wieder das heilige Kreuz und die Verehrung der Heiligen in Aufnahme zu bringen, wie die Schlegel, Schiller, Arndt, Fouqué, Goethe, rc. Letzterer läßt wirklich für die Rochus Kapelle bei Bingen einen heiligen Rochus malen. So wechseln der Menschen Gesinnungen; aber das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit.

2. Siehe unten. Es ist sonderbar daß Karl den Wochentagen

ten;[1] nämlich das Fest der Erscheinung Gottes unter den Menschen oder die Weihnacht, für den Winter; das Fest der Auferstehung und Unsterblichkeit oder Ostern, für den Frühling; das Fest des heiligen Geistes oder Pfingsten, für den Sommer; und das Fest des göttlichen Gerichts der Belohnung und Vergeltung oder Allerheiligen und Allerseelen, für den Herbst. Von den zwölf Monaten im Jahre war fast jeder einem der zwölf Apostel angewiesen. Jede Woche, die sieben Tage der Schöpfung vorstellend, endete, weil Christus da erstanden war, mit dem Sabathe oder Sonntage, als Ruhetag; jeder Tag des Jahres führte den Nahmen oder das Fest eines Heiligen. Die Tage waren in die Morgen- Mittags- Abend- und Nachtstunden[2] abgetheilt; worin die Geistlichen besondere Gebete oder Psalmen absingen mußten. Die Feste selbst wechselten in Trauer oder Freude mit dem Wechsel der Jahreszeiten und der Natur.

Da mit dem Feste der Geburt Christi das christliche Jahr begann, so gingen drei Wochen, welche man die Adventszeit, oder die Zeit der Erwartung, nannte, in Gebet, Reue und Zerknirschung wegen dem Sündenfalle voraus. Wie ehemals die Altväter in der Vorhölle auf diese Zeit warteten, so harrete auch jeder Sünder darauf, als auf die Zeit seiner Erlösung. Und nun erschien das Fest in aller der Herrlichkeit und Demuth, wie es

noch die heidnischen Götternahmen: Sonn- Mond- Diest- Wodans- Donners- Frei- Odenstag, gelassen hat.

1. Quatember, quatuor tempora. Selbst in den protestantischen Kalendern sind alle diese Feste noch angegeben.

2. Matutina, prima, tertia, nona, vesperae, completorium, nocturnae.

den Hirten erschienen ist. Unter dem feierlichen Gesange: Christus ist uns heute geboren! wurde der menschgewordene Gott auf dem Altare mit aller Pracht angebetet und verehrt, aber neben dem Altare das arme Christ-Kindlein im Stalle, zwischen Thieren und Hirten dargestellt, auf daß auch Arme und Kinder ihren göttlichen Bruder finden und lieben möchten.

Die Weihnacht war vorzüglich ein Fest der Kinder. Sie durften sich das göttliche Kind mit seiner Mutter und dem sorgenden Joseph auch zu Hause in Bildern vorstellen.[1] Sie wurden mit neuen Kleidern, Zuckerwerk und andern Spielsachen beschenkt, als wenn dieses alles ihnen der kleine Christ mitgebracht hätte;[2] am dritten Tage nach Weihnachten war ihnen ein eigenes Fest geweihet, was man das Fest der unschuldigen Kinder[3] nannte. So erblühete mit der unschuldigen Freude Religiosität, Gehorsam und Liebe gegen die Eltern in den Herzen der Kleinen fest und wirksam für die Zukunft.

Mit dem ersten Januar begann das bürgerliche Jahr und das christliche vermischte sich jetzt eine Zeit lang mit ihm, um Kirche und Staat im Einklange zu erhalten. Familien und Nachbarn wünschten sich ein glückliches neues Jahr. Man gab sich Geschenke, man bewirthete sich in Häusern und auf Plätzen. Die Bürger und Beamten zogen im festlichen Ornate, und mit Musik begleitet, zu den Höfen ihrer Fürsten oder an die Wohnungen ihrer Obrigkeiten und brachten ihnen ein glückliches neues

1. Man nannte sie die h. Krippgen.

2. Dieses ist auch noch bei den Protestanten üblich.

3. Es ist das Fest der auf Befehl des Herodes ermordeten Kinder.



Jahr oder Prost's neu' Jahr. Bald hierauf folgte das sogenannte drei Königsfest; welches eigenst für Könige und Fürsten bestimmt war. Sie mußten während dem Hochamte, Gold Weihrauch und Myrrhen opfern, und damit knieend zum Altare kommen. An ihren Höfen war Prunk, große Tafel und Festlichkeit; in jeder Familie wurde ein König, entweder durch Stimmen oder das Loos gewählt, welcher den Tag durch im Hause herrschte. Von nun an überließ die Kirche die Winterzeit, wo man ohnehin das Hauß hüten muß, der Freude und dem weltlichen Vergnügen. Es war die sogenannte Faschingszeit. Bei ihrem Anfange, ohngefähr in der Hälfte des Januars, hielt man noch einen mäßigen Genuß ein: wie aber die sogenannte Fastnacht herannahete, wurden Tafel und Gaukelspiel voller und häufiger. Die drei letzten Tage waren alsdann der menschlichen Thorheit preiß gegeben. Schmauß, Schauspiel, Tanz, Musik, Hofnarren, Hanswurste und Mummereien erheiterten alle Menschen bis zur Tollheit.

Aber nun trat ernst und nüchtern der Aschermittwoche ein. Von dem Tanzboden ging das Volk zur Kirche. Der Priester zeichnete ihm mit Asche ein Kreuz auf die Stirn mit den Worten: gedenke Mensch, daß du Staub bist und wieder Staub werden wirst! So wurde der bisher in unschuldiger Freude verirrte Geist wieder an Besonnenheit, Buße und Ewigkeit erinnert. Von nun an hörten die Schmauße und Tänze, die Possen und Gaukelspiele auf, und ernstere Betrachtungen und Beschäftigungen waren die Gegenstände, sowohl des häuslichen als öffentlichen Lebens. Die Menschen, welche noch kurz zuvor in bunten Reihen, unter Musik, die Säle durchtanzt hatten, gingen paarweise gereihet, die Buß-

psalmen singend, nach Kirchen und Kapellen. Die Tische, welche während der Faschingszeit mit allen Arten von Speisen und Getränken üppig besetzt waren, zeigten jetzt nur mäßige Gerichte, und der Ueberfluß wurde den Armen gegeben. Statt der süßen fröhlichen Gesänge beim Schauspiele hörte man nur das klägliche Miserere in den Chören oder eine Strafpredigt von der Kanzel. Eine vierzigtägige Fastenzeit unterbrach die Lust des Volkes. Selbst die Höfe und Palläste der Fürsten nahmen eine andere Gestalt an. Es war keine Prunktafel, keine Galla, keine Lustparthie zu sehen. Die Könige besuchten jetzt mit ihrem Hofstaate die Kirchen. Statt der üppigen Hoffeste hielt man Betstunden, statt der schlüpfrigen Gaukeleien hörte man die ernsten Worte der Prediger und Bischöfe, und statt der prächtigen Kleidung war man in schwarzen Trauerflor gehüllt.

Die Charwoche hindurch stiegen diese Gegenstände des Ernstes und der Trauer auf einen höhern Grad. Der Kirchengesang wurde dumpfer und schauerlicher, die Enthaltsamkeit strenger, kein Altar war geziert, keine Glocke wurde geläutet, keine Trommel oder Pfeiffe, ohne gedämpft und abgespannt zu seyn gehört, und kein Prunkwagen rollte auf den Straßen. Sowohl Fürsten als Unterthanen, Reiche und Arme mußten zu Fuß gehen, und erstere in schwarzen Kleidern erscheinen. Ja selbst die sonst rauschende Soldatenmusik war bei Aufzügen zu einem Todtenmarsche herabgestimmt.

Am Palmsonntage fing die Vorlesung und Vorstellung der Leidensgeschichte Christi an. Nachdem man die Palmen zum Einzuge des Heilandes geweihet hatte, sahe man, sowohl in Kirchen als bei den Umgängen, keine andere Bilder, als die des leidenden Messias, hörte man

keine andere Predigten und Gesänge als solche, welche darauf Bezug hatten. Nachdem man am Grünendonnerstage das Abendmal empfangen hatte, wuschen die Bischöfe ihren Priestern, die Könige und Fürsten zwölf armen Männern die Füße, und bedienten sie selbst an der Tafel. Am Charfreitage wurde in allen Kirchen die Grablegung oder das heilige Grab vorgestellt. Das schauerliche, und nur mit gebrochenem Lichte erleuchtete Gewölbe, die mit schwarzem Tuche behängten Wände, die feierliche, nur zuweilen mit einem Verse aus den Klageliedern des Jeremias unterbrochene Stille, der Ernst und die Andacht auf allen Gesichtern der Wallenden, mußte auf jeden, der die Kirche besuchte, einen tiefen Eindruck machen. Dieser stieg in der Nacht vom Charsamstage auf Ostern zum höchsten Grade, als das Hochwürdige in einem goldenen Kästchen aus dem sogenannten heiligen Grabe von dem Bischofe oder Prälaten auf den Hochaltar getragen wurde. Die Domherren und andern Geistlichen begleiteten dasselbe mit brennenden Kerzen; ein dumpfer schauerlicher Choral wurde dabei abgesungen, alles war hehr und feierlich. Als nun das Kästchen am hohen Altar eröffnet wurde, die Glocke schlug eben zwölf um Mitternacht, erschallte auf einmal mit vollen Stimmen das: Er ist erstanden, und das Alleluja. Die Glocken tönten von Thürmen herab, die Orgel wirbelte durch die Halle der Kirche in frohen Tönen und Modulationen, dreimal wiederholte das ganze Chor das fröhliche Alleluja! Alleluja! Alleluja!

Sobald am Ostertage die Morgensonne blickte, erschien die ganze Welt wieder in einem muntern festlichen Gewande. Die Leute wünschten sich in Häusern und Straßen ein fröhliches Alleluja! Männer und Weiber,

Eltern und Kinder gingen in festlichem Putze umher, und letztere führten Osterlämmlein an seidenen Bändern nach. Die Glocken und Trommeln verkündeten ein frohes Fest. Könige und Fürsten erschienen in glänzender Pracht; ein feierliches Hochamt wurde abgesungen; der Tisch festlich gedeckt und besetzt; und nun strömte das Volk die Feiertage hindurch auf das Feld, die Alten, um mit dem erstandenen Heiland auch die wiedererstandene Natur im Frühling zu bewundern, die Kinder, um in dem frischen Grase gefärbte Ostereier zu suchen.

Von Ostern bis Pfingsten hatten alle Feste ein fröhliches Ansehn. Der Gottesdienst wurde mit Pracht und Musik gefeiert, und die politischen Verhandlungen und Feste damit verbunden. Da sahe man jetzt die großen März- und Maifelder, wo die ganze Nation an den Ufern des Rheins zusammen strömte, um Gesetze zu geben oder ihre Könige zu wählen. Die Huben- und Hayngerichte wurden gehalten, der Gottes- und Landfriede geboten, und die Könige von den Päbsten oder Bischöfen gesalbt und gekrönt. Auch übte sich der Adel in ritterlichen Spielen, das Volk in Freischießen. Nichts wurde unternommen, ohne zuvor den heiligen Geist angerufen, und hernach Gott durch ein, Dich loben wir, gedankt zu haben.

In den ersten Tagen des Maies oder der sogenannten Bittwoche hielt man Bittgänge auf dem Felde, um Gottes Segen für die Feldfrüchte zu erflehen. Mit frohem Gemüthe sah man schon die volle weiße Blüthe an den Bäumen, das frische Grün auf den Feldern, und zwischen den Bitt- und Lobliedern des hoffenden Volks erschallten die Töne der muntern Lerchen und Nachtigallen, die Güte Gottes verkündend. Diese sprach auch jetzt aus

allen Blüthen und Halmen, und aus den Gesichtern der Alten und Jungen. Die ganze wiederbelebte Natur war jetzt der geschmückte Tempel, worin man Gott dankte und um neuen Segen bat. Mit grünen Zweigen und Blumensträußen geziert kamen die Kinder nach Hause und freueten sich um so mehr dieser Bittgänge, weil sie nach dem langen Winter nun wieder in der freien Luft und auf dem Felde athmen konnten.

Nach dem Christi Himmelfahrtstage trat allbereits der Sommer ein, und nun erwartete man die Gaben des heiligen Geistes an dem Pfingstfeste. Gott hatte seinen Segen über die ganze Natur ausgebreitet; der heilige Geist aber seine Gaben über die Herzen der Gläubigen. Dieses Fest galt den Bischöfen, den Fürsten, dem Volke und den Kindern zugleich. Erstere erfleheten die Kraft des heiligen Geistes zur Erleuchtung der Kirche, die Fürsten zur Regierung ihrer Völker, das Volk zum Gedeihen seiner Arbeit, und die Kinder zur Bestätigung und Firmung in dem Glauben; denn während diesem Feste wurden letztere von den Bischöfen gesalbt und gefirmt, und erhielten von ihren Pathen Geschenke als Sinnbilder der Gaben des heiligen Geistes.

Dem Feste der Dreifaltigkeit war nur ein gewöhnlicher Sonntag bestimmt; weil man es als eine menschliche Vermessenheit hielt, das große unbegreifliche Geheimniß durch sinnliche Vorstellungen zu feiern; dagegen setzte man späterhin das Frohnleichnamsfest an, wobei, als an einem blos körperlichen Feste, man auch alle sinnliche Pracht verwendete. In einer großen, herrlichen Prozession trug man als den Leib Christi, die geweihete Hostie in einer prächtigen Monstranz herum. Alles, was die Kirche, die Geistlichkeit, der Hof und das Volk nur

Köstliches hatten, zog da mit. Lange Reihen, von wie Engel geschmückten Kindern, von Geistlichen im festlichen Ornate und mit Kränzen auf den Häuptern, Fahnen von allen Farben und Bilder reich von Gold, Silber und Edelsteinen, in der Mitte unter einem kostbaren Thron-Himmel das Hochwürdigste von dem Bischofe getragen, von Königen, Fürsten und ihrem Hofstaate begleitet, von der Leibwache umgeben, vorher Weihrauch aus Rauchfässern, Blumen aus Körbchen gestreut, an allen Häusern köstliche Teppige, auf allen Plätzen festliche Gestalten und Altäre, rechts und links das nicht mitziehende Volk auf den Knieen und die Köpfe neigend. So betete man den Leib des fleischgewordenen Wortes an.

Nach dem Frohnleichnamsfeste nahete allbereits die Erndte heran. Die Schnitter sangen auf dem Felde, die Garben lagen auf den Aeckern, die Früchte wurden nach den Scheunen gefahren. Der Bauer füllte seine Speicher. Der Weinstock und die Obstgärten versprachen ihm noch einen größern Reichthum; jetzt wollte er sich auch seiner Arbeit und des Segens Gottes erfreuen. Es war die Zeit der W a l l f a h r t e n und K i r c h w e i h- f e s t e oder Kirmessen; und es ist sonderbar, wie man hier Kirchen- und Volksfeste zu vermischen wußte. Das fromme Volk zog entweder gehend und paarweis gereihet, oder in Schiffen mit dem Krucifixe voran, nach jenen schönen einsamen Oertern oder Kapellen, wo ein Wunderbild stand, und verband so Andacht mit einem ländlichen Spaziergange, Gottesdienst mit einem Schmause im Walde. Bei den Kirchweihen wurde am Sonntage zuerst feierlicher Gottesdienst gehalten; dann wechselte die ganze Woche hindurch Schmaus, Tanz, Spiel und Freischießen. Da wurde entweder ein fetter, geputzter Hammel heraus



getanzt, oder mit verbundenen Augen nach einem Hahne geschlagen, oder an einem hohen Kirchweihbaum aufgehängte seidene Tücher, Strümpfe, und zinnerne Teller durch das Loos herausgespielt. Die benachbarten Verwandten und Freunde besuchten einander. Die Kinder trugen Kuchen und Obst nach Hause. Hütten und Kramläden waren errichtet, mit schönen Waaren und Spielsachen angefüllt, und nach dem Feste sah man die Fremden auf Karren und Wagen froh nach Hause fahren.

Nach der Erndte, und dem Mariä Himmelfahrtstag, da die Früchte vom Felde heimgethan waren, gingen die Jagden auf. Zuerst jagte man klein Wildpret, Haasen, Hühner und Wachteln; dann nach St. Aegiedinstag, oder nach dem Feste des heiligen Jägers Hubert zogen die Fürsten und der Adel in Wälder und auf Jagdhäuser, um Großwild zu schießen. Da erschallten die Hörner, da bellten die Hunde, da schrieen die Treiber, bis Hirsche und Schweine in einem engen Kreise herumliefen, und erlegt wurden.

Indessen reiften die Trauben und der Herbst nahete heran. Nun strömte alle Welt in die Weinberge nach Nierstein, Hochheim, Laubenheim, und dem Rheingaue. Jetzt klimmte Klein und Groß mit Körbchen und Butten die Zeilen der Weinstöcke hinauf, um die Trauben zu pflücken. Schon am frühen Morgen hörte man die frohen Lieder der Leser aus dem Nebel schallen, und unten im Thale das Klopfen an den Fässern, in welche der gährende Most gesperrt werden sollte. Das Schauspiel wurde noch schöner, wenn gegen Mittag die Sonne den Nebel überwunden hatte, und der duftige Vorhang fiel. Da wimmelten rechts und links am Rheine hinab, ganze Schaaren von frohen Menschen, welche sangen und

sprangen, indem sie die Trauben ablasen. Um die Bütten und kleinen Feuer waren Gäste und Winzer gelagert, und hatten ein Mittagsmahl auf dem Boden aufgetischt. Am Abend sah man auf allen Wegen mit Most beladene Fässer nach Hause fahren, um welche mit Blumen und Traubenlaub gezierte Mädchen und Bursche hüpften, indessen oben auf dem Fasse ein vermummter Bachus saß, dem Musikanten vorher zogen. Das Ganze endete mit einem frohen Herbstschmause und ländlichen Tanze.

Auch Gott und dem Staate mußte von der Erndte und dem Herbste das schuldige Opfer werden. Für die Kirche wurde jetzt der Zehnte aller Feldfrüchte, für den König und das Reich die Steuer von den Gütern gefordert. Es war die Zeit wo die Stände des Reichs zusammen kamen, um Zinsen, Gilden, Bete und Steuern zu bewilligen. Das Fest Allerheiligen beschloß die Freuden des Herbstes. Wie der Bauer und Winzer den Lohn seiner irdischen Arbeit erhalten hatte, so die, welche im Weinberge des Herrn gearbeitet, den Lohn ihrer Tugenden.

Während dem also die Früchte eingethan, die Keller gefüllt wurden, nahmen die umherliegenden Felder und Berge eine blässere Farbe an. Die Blätter fielen gelb von den Bäumen, der Abendrauch der Ortschaften zog sich gedrückt in die Thäler, die dickeren Nebel ballten sich zu Regenwolken zusammen, die Wiesen wurden mit Reif überzogen, und das kalte Bild des Winters stellte sich ein. Nun zog alles wieder in die Städte und Dörfer und suchte warme Zimmer und Obdach. Der Allerheiligen Tag war das letzte frohe Fest des Jahres. Der auf ihn folgende Allerseelen Tag, wo für die Abgestorbenen gebetet, und an den Tod gedacht wurde, gab den Sitten



und Gebräuchen wieder einen ernstern Anstrich. Die Altäre wurden mit schwarzen Tüchern behänget und ein Katafalk in die Mitte des Chores gestellt. Die Verwandten knieeten auf den mit Blumen bestreueten Gräbern ihrer Verstorbenen und der Kirchhof wurde der Ort der öffentlichen Andacht. Dieser Ernst in den Gesinnungen und Gefühlen wurde in der darauf folgenden Adventszeit bis zum Ende des Jahres fortgesetzt, wo dann mit der Geburt Christi ein neues Jahr aus der Ewigkeit hervortrat.

So wechselte das christliche Jahr in Arbeit und Ruhe, Freude und Ernst, in politischen und religiösen Festen nach dem Gange der Jahreszeiten. Diesem Geiste des häuslichen und öffentlichen Lebens entsprach auch die Gestalt der Kapellen und Kirchen. Jene hatten nur ein Gewölbe und meistens nur einen Altar; diese aber mehrere und in einer mannichfaltigen Zusammensetzung. [1] Vor ohngefähr dreißig Jahren hat mir ein in der Geschichte und Baukunst des Mittelalters unterrichteter Mönch behaupten wollen, daß die sogenannten gothischen Kirchen durch ihre Form und Gestaltung das Bild oder Symbol der allgemeinen Kirchen-, und Reichsverfassung haben vorstellen sollen. Da ich beide so eben geschildert habe, so halte ich es nicht für unpassend die Ideen dieses Alterthumsforschers hier mitzutheilen.

Eine jede Dom- oder Cathedral-Kirche hatte als Symbol der christlichen Gemeinde die Form eines Kreuzes; wovon der östliche Balken, als nach Sonnen Auf-

1. Die Beweise von dem, was hier über Kirchenbau gesagt wird, findet man noch in den am Rheine hin bestehenden gothischen Kirchen. Siehe auch Merians Topographie.

gang gerichtet, das Heiligthum umfaßte, der westliche den Haupteingang, der nördliche und südliche die Nebeneingänge eröffnete. [1] Das Ganze der Kirche war in drei Hauptregionen abgetheilt, nämlich in den unterirdischen Theil, oder die Todtengruft als Symbol der leidenden Kirche, den mittleren oder das Schiff, als Symbol der streitenden Kirche, und den obern Theil oder das Gewölbe als Symbol der triumphirenden Kirche. [2]

An der äußern Form des Gebäudes waren besonders die Eingänge und die Thüren merkwürdig. Die Hauptthüre oder das große Portal eröffnete sich auf der westlichen Seite. Es war das Symbol des Einganges in das zeitliche und ewige Leben. Deßwegen war es auch mit drei Gestellen oder Bilderreihen umgeben, wovon die äußerste die Schöpfungsgeschichte und die Geschichte des alten, die mittlere die Geschichte des neuen Testaments, und die innere die künftige Offenbarung, oder Apokalypse vorstellen sollte. Die Bildsäulen der Patriarchen, Propheten, Apostel und Evangelisten umgaben sie, und eine Menge von Engelsgestalten mit Harfen und Rauchfässern verherrlichten die Wunder Gottes und der Religion. [3] Ueber dem Haupteingange erhob sich das große Dreieck als Symbol der heiligen Dreifaltigkeit, auf dessen Spitze der himmlische Vater saß, und den Sohn und heiligen Geist herab sendete. In

1. Diese Form hatten fast alle rheinische Hauptkirchen.

2. So waren die St. Simeonskirche zu Trier und die St. Johanneskirche zu Worms in drei aufeinander gewölbte Regionen abgetheilt.

3. Siehe die Portale zu Straßburg und Worms.



der Mitte des Dreiecks war meistens die große Fenster-rose angebracht mit schöner Glasmahlerei als Symbol der göttlichen Vorsehung oder Erleuchtung. [1] Die Seiten- und Nebenthüren galten als Symbole des Eintritts und der Bekehrung aller Völker der Erde von Süden und Norden, von Osten und Westen.

Neben dem Haupteingange erhoben sich rechts und links die zwei Hauptthürme. Der zur rechten war das Symbol der kirchlichen oder geistlichen, der zur linken das der bürgerlichen oder weltlichen Rangordnung in dem heiligen Reiche Gottes. Jeder Thurm hatte vier oder auch fünf Geschosse oder Stockwerke mit einer Menge von Säulen und Säulchen aufgeführt. Von diesem war an dem rechten Thurme das unterste Geschoss das Symbol der Pfarrer, das zweite das der Dechanten und Archidiakonen, das dritte jenes der Bischöfe, das vierte und fünfte jenes der Erzbischöfe und Primaten. Die Spitze des Thurms war das Symbol des Pabstes. Der linke Thurm galt als das weltliche Seitenstück des rechten. Sein unterstes Geschoss war das Symbol der Schultheißen, das zweite der Cent- und Gaugrafen, das dritte der Herzoge, das vierte der Könige, die Spitze das Symbol des Kaisers. [2]

Noch viel merkwürdiger, als die Erklärung der äußern Form, ist jene der innern. Die hohe Kuppel, welche

1. Die Fensterrosen zu Straßburg und St. Denis sind die schönsten und künstlichsten.

2. Am Münster zu Straßburg ist nur Einer dieser Thürme fertig geworden; am Dome zu Cölln nicht einmal der Eine. So groß war die Idee.

sich in der Mitte der Kreuzbalken erhebt,[1] war das Symbol der Schöpfung oder des Weltalls. Der diesem auf dem Boden entsprechende Platz, diente zur Predigt und Verkündigung des Wortes Gottes oder der Gesetze. Der hohe Altar war das Symbol der Erlösung. Auf ihm stand ein Crucifix mit sechs Leuchtern. In seinem Tabernakel wurde das Heiligste des neuen Bundes aufbewahrt. Zu seiner rechten stand der Lesepult für das Evangelium, zur linken jener für die apostolischen Sendschreiben. Der hohe Chor war das Symbol der Heiligung oder Erleuchtung durch den heiligen Geist. In ihm her standen die Sitze und Chorstühle für die Stellvertreter und Väter der Kirche und des Reichs. Sie waren das Symbol des allgemeinen Willens, Gesetzes und Glaubens der ganzen Christenheit.

Die einzelnen sich entweder um den hohen Chor oder rechts und links längst dem Schiffe hin schlingenden Kapellen und Altäre galten als das Symbol der besonderen christlichen Gemeinden oder Nationen. Der in den drei Kreuzbalken enthaltene Boden war der Sammelplatz für alle, aus allen Welttheilen kommende Völker.

Hier haben wir also das Bild des von dem kleinen Hausaltare oder der kleinen Hauskapelle zur allgemeinen Kirche aufsteigenden geistlichen Gebäudes, wie wir das vom einzelnen Freihofe bis zum teutsch-römischen Reiche aufstrebende weltliche geschildert haben. Ich will eben nicht sagen, daß es in allen seinen Theilen vollkommen,

1. Siehe die zu St. Gereon in Cölln und die der Abteikirche zu Seeligenstadt.

wie im Ganzen vollendet gewesen sey. Viel weniger will ich behaupten, daß es unserm Zeitalter als Muster aufgestellt, oder zu seiner Wiederherstellung irgend ein Versuch gemacht werden sollte. Es ist jetzt baufällig oder gar verfallen, und wird, ohne neue Wunder Gottes nicht wieder in seiner alten Form aufgerichtet werden. Allein man müßte alle Urkunden und noch bestehende Alterthümer, ja die Geschichte selbst abläugnen, wenn man es nicht, seiner oft finstern und grotesken Gestaltung ohngeachtet, als das in seiner Art einzige, ja vielleicht größte Werk des menschlichen Geistes ansehen wollte.

Die schwerste Aufgabe bei seiner Gründung war diese, wie man die Kirchengewalt neben die Reichsgewalt stellen sollte, daß jede nach ihrer Natur auf die andere wirken, aber keine die andere überwältigen könne. Die Päbste Gregorius und Hadrianus und selbst der heilige Bonifacius haben den Bischöfen und Priestern alle dem geistlichen Stande nicht geziemende weltliche Aemter und Verrichtungen untersagt; Karl der Große hatte die Kirchen und Klöster mit Gütern und Vorrechten begabt, auch wohl der gemeinen Gerichtsbarkeit der Grafen entzogen, aber in Reichssachen dem Kaiser und Könige als obersten Richter und Regenten unterworfen. In seinen Kapitularien verbot er den Geistlichen die ungebührliche Einmischung in weltliche Händel, und schrieb ihnen einen geistlichen Lebenswandel vor.[1] Auf daß die

1. Besonderes Capitul. a 769. Capit. II. a. 811. Inquirendum etiam, si ille seculum dimissum habeat, qui quotidie possessiones suas augere quolibet modo qualibet arte non cessat etc. Kein Pabst oder Bischof konnte so streng und kräftig gegen die Ausschweifungen der Geistlichen sprechen, als es Karl in seinen Kapitularien und Reden that.

Kirche und der Staat in christlichem Einklange erhalten würden, ließ er sogar die weltlichen Fürsten Theil an den Concilien von Mainz und Frankfurt nehmen. Dieser Beschränkungen und Verordnungen ohngeachtet, blieben die Geistlichen doch immer noch mächtig genug im Reiche durch ihren Einfluß und ihre Reichthümer. Sie waren die Lehrer des Volkes und selbst der Fürsten; sie verwalteten die Stellen der Kanzler und Geheimschreiber; sie gaben ihre Stimmen vor andern Fürsten auf den Reichstagen. Sie, die allein Kenntniß und Wissenschaften besaßen, betrieben die Staatsgeschäfte. Durch sie wollte daher auch Karl auf die Bildung seiner Völker wirken.

Um gleich die zarte Jugend an ein geistigeres Bestreben zu gewöhnen, legte er bei allen Klöstern und Kirchen, welche er stiftete, Volksschulen an, und verpflichtete die Geistlichen, darin einen guten Unterricht zu ertheilen. Sie mußten das Lesen, Schreiben, die Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie lehren. Er selbst besuchte öfter diese Schulen, fragte und examinirte, ließ sich die Aufgaben reichen, und wußte adeliche und bürgerliche Kinder ohne Unterschied zu belohnen und zu bestrafen. Dieser Geist der Thätigkeit erweckte Eifer, der Eifer wirkte auf Fürsten, Bischöfe und Weiber.

Von den Schulen und dem Hofe verbreitete Karl der Große auch die Bildung auf das flache Land und in die Städte. Er schrieb den Verwaltern seiner Königshöfe eigene Gesetze über die Wirthschaft vor. Beinahe alle Arten von Getreide mußten da gesäet, das schönste und seltenste Obst gepflanzt werden.[1] Handwerker, Künstler

1. Z. B. Kirschen, Aepfel, Birnen, Nüsse, Mandeln, Pfirsichen ꝛc. Capit. de villis.

sammelte er um sie her, und sie wurden die Lehrmeister der benachbarten Städte und Dörfer. Diesem Beispiele folgten bald die Klöster und die Kirchen. Schon der heilige Benedict hat seinen Mönchen den Garten- und Feldbau anbefohlen. Die Klöster Schwarzach, Murbach, Masmünster und Weissenburg baueten den Elsaß und Schwaben, das Kloster Lorsch die Bergstraße, St. Alban die Anhöhen bei Mainz, St. Maximin jene bei Trier, und Seeligenstadt den Odenwald an. In den Städten Straßburg, Mainz, Trier, Cölln, Worms, Speier, Frankfurt ꝛc. arbeiteten eine Menge der Künstler und Handwerker, welche entweder von den Römern übrig geblieben oder um die Königshöfe angesiedelt waren. Eben diesen Städten bewilligte Karl Jahrmärkte oder Messen, um ihre Waaren leichter vertauschen zu können. Das Fuhrwesen und die Schiffahrt auf dem Rheine, dem Maine, und der Mosel, erleichterte er durch Brücken, Wege, und die Zersprengung der Felsen am Binger Loche. Um endlich diesen Anstalten noch mehr Leben und Betriebsamkeit zu geben, wollte er den Rhein durch die Altmühl mit der Donau verbinden, wodurch die Erzeugnisse seiner und fremder Völker von Süden nach Norden gebracht werden könnten.

Der Kunstfleiß in Handwerkern und Gewerben wurde durch die Freigebigkeit und Prachtliebe des Kaisers zur schönen Bildnerei erhoben. Es sind uns zwar aus den Zeiten der Karlinger wenige Gemählde oder sonstige Gebilde übrig geblieben, indessen beweiset doch Karls Kaiser-Ornat, mit welchen noch bis auf Franz II. seine Nachfolger bei der Krönung geschmückt wurden, [1] und das

1. Auf dem Römer zu Frankfurt ist noch das Bild Kaiser Leopolds II. in diesem Ornate, von Hickel treu und nach dem Leben gemahlt, zu sehen.

Evangelienbuch, welches Adela Karls Schwester an die Abtei von St. Maximin geschenkt hatte,[1] daß die bildenden Künste schon nach Veredlung strebten. Von den Fortschritten, welche die Baukunst unter Karl dem Großen gemacht hatte, haben wir noch größere Denkmäler zu Mainz, Ingelheim und Achen aufzuweisen. Die in diesen Orten noch bestehenden Bruchstücke von Gebäuden, Pallästen, Säulen, Gesimsen, Thürmen und Kapitälern sind eben so sprechende Beweise seiner Prachtliebe als seines Baugeistes.[2] Man sagt sogar, er habe viele dieser Gebäude nach den Vorschriften des Vitruvi's entweder errichten oder verschönern lassen.

Bei dieser Beförderung der bildenden Künste dachte er auch auf die Verbesserung der Musik. Als er im Jahre 787 nach Rom gegangen war, und mit dem Pabste das Osterfest feierte, entstand unter den Sängern der Römer und Franken ein Streit, indem diese behaupteten, besser und schöner zu singen, als jene. Die Römer sagten: sie sängen die Kirchenlieder nach der einfachen Weise, wie sie der Pabst Gregorius gelehrt habe, dagegen hätten die Franken den ursprünglichen reinen Gesang durch Zusätze

1. Siehe die Abbildung davon in Hontheims Historia trevirensi.

2. Von der Pracht des Grabmales der Fastrade redete Brauer und Johannes. Ein Bruchstück davon sieht man am Eingange in den Doms-Kreuzgang zu Mainz. Dort findet man auch im Museum die Kapitäle vom Pallaste zu Ingelheim. In letzterem Orte selbst ist noch eine marmorne Säule eingemauert. Das Bild der Ruinen vom Pallaste findet man in Schöpflins Abhandlung darüber in den Actis acad. palat. Die Säulen und andere Denkmäler von Achen sind wieder aus dem Pariser Museum in diese Stadt zurückgebracht worden.

und Abänderungen verdorben. Der Streit stieg auf beiden Seiten zu einer solchen Erbitterung, daß Karl ihn durch einen Machtspruch beilegen mußte. »Sagt mir doch,« so fragte er seine Franken, »ist die lebendige »Quelle besser und reiner als die kleinen Bächlein, »die sich schon weit verlaufen haben?« Alle antworteten hierauf: daß die Quelle reiner sey, indem die von ihr auslaufenden Gewässer, je weiter sie sich von ihrem Ursprunge entfernten, je mehr durch Zusätze von ihrer Reinheit verlieren müßten. »Nun« sagte Karl zu den Franken, »so kehrt also zu der Quelle des heiligen Gre-»gorius zurück; denn ihr habt seine Kirchengesänge offen-»bar verstümmelt, indem ihr anders singt, als seine »Schüler.« Der Pabst Hadrian gab sodann dem fränkischen Könige, auf dessen Bitte, zwei der besten Sänger aus des heiligen Gregorius Schule, den Benedikt und Theodor, mit; und verehrte ihm noch nebst diesen, die Sammlung der Antiphonen des Heiligen, so wie dieser sie nach römischer Art, nämlich mit Buchstabenzeichen, aufgeschrieben hatte. Karl errichtete nach seiner Rückkunft zwei Hauptsingschulen zu Metz und Soissons, wovon geschickte Lehrer nach Worms und Mainz ausgegangen sind. In den Domkirchen beider Städte fand man noch vor dem Revolutionskriege alte Choralbücher, von welchen behauptet wurde, daß sie auf Weisung dieses Kaisers verfertigt worden wären. [1] Auch bei der Schule zu St. Alban mußten die Jünglinge nach den Vorschriften des heiligen Gregorius singen lernen. Sie machten darin

1. Eines derselben habe ich selbst noch gesehen. Es ist aber während der Belagerung mit der Dom-Bibliothek zu Mainz verbrannt.

merkliche Fortschritte, nur konnten die Teutschen, wie der Geschichtschreiber sagt, die Triller oder die zusammenhängenden und wieder abgestoßenen Töne nicht gehörig hervorbringen, indem ihre noch rauhe ungebildete Stimme die feinen Biegungen eher zerschmetterte, als rein ausdrückte. [1]

Um allen diesen Anstalten zur Bildung seiner Völker einen Mittelpunkt zu geben, wovon sie aus streben sollten, stiftete er an seinem Hofe eine Art von Akademie, woran die geistreichsten und gelehrtesten Männer seines Reichs, ein Alchuin, Warnafried, Richolf, Eginhard, Engelbert, und andere Theil nahmen. Von diesen sammelte Ansegis die verschiedenen teutschen Gesetze und Capitularien. Diese wurden die Vorschrift der kirchlichen, politischen und gewerblichen Verfassung. Hierauf gab Karl den Tags- und Jahrszeiten, wie den Winden, teutsche Nahmen. [2] Er selbst sammelte die teutschen Helden- und Volkslieder. Rhaban und Ottfried mußten die teutsche Sprache verbessern, und Ersterer schrieb

1. Excepto quod tremulas vel vinnulas, sive collisibiles voces in cantu non poterant perfecte exprimere franci naturali voce barbarica frangentes in gutture voces, quam potius exprimentes.

2. Die Nahmen der Tage blieben noch nach heidnischen Gottheiten genannt, als: Sonntag, Mondtag, Dienstag, Wodanstag oder Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Othinstag. Die Nahmen der Monate bezogen sich auf die Jahreszeiten und ländlichen Geschäfte, als: Winter- Hornung- Lenz- Oster- Wonne- Brach- Heu- Erndte- Herbst- Wein- Wind- und Heiligen Monat. Die der Winde waren, Ost, Nord, West, Süd, mit den Zwischenwinden, Ostsüd, Südost rc.

später ein Compendium der Wissenschaften.[1] Eginhard und Nidhard waren Geschichtschreiber, Engelbert und Ottfried Dichter. Karl selbst übte sich in teutschen Aufsätzen und Gedichten, um seinem Volk in allem Vorbild zu seyn.

Nichts gibt einer Sprache mehr Wohllaut, und den feinern Gefühlen mehr Eindrang in das menschliche Gemüth, als die Dichtkunst. Wir haben von dieser Zeit her freilich keine Gedichte mehr, denn Karls Sammlung ist selbst verloren gegangen; allein eine Menge von Sagen und Mährchen, welche in der rheinischen Geschichte und Sitte ihren Grund haben. Darunter zähle ich die Nibelungen, den Hörnensiegfried, den Rosengarten, das Roß Bayard, die schöne Melusine, die Genofeva, den ewigen Juden, die Thaten Rolands, die Liebesgeschichte von Eginhard und Emma, den Dulin von Mainz, den Schwanenthurm, den Mäusethurm und den Rheineke Fuchs.[2] Wenn diese Helden- und Spottgedichte, wie die Homerischen, auch erst nachher vollendet wurden, so beweisen doch die darin vorkommenden Orte und Personen, daß sie am Rheine erfunden waren. Es wird daher nicht überflüssig seyn, hier einige Bemerkungen über die teutsche Sprache und Volkslieder einzurücken.

Als die Römer an den Rhein kamen, fanden sie die diesseits wohnenden Völker noch auf der ersten Stufe der

1. Siehe dessen Schriften.

2. Zu diesem Spottgedichte gab vermuthlich der listige Graf Rheinhard oder Reigner Anlaß. Daher auch noch das französische Wort Renard. Vielleicht findet man jetzt in den Heidelberger Handschriften deren mehrere.

bürgerlichen Bildung. Ihre Sprache glich daher der Einfalt ihrer Bedürfnisse. Wir haben durch die römischen und griechischen Geschichtschreiber kaum einige teutsche Wörter, und diese entstellt erhalten,[1] obwohl sie schon von teutschen Gesetzen und Bardenliedern reden. Erst unter der fränkischen Herrschaft, und besonders der Karlinger, erhalten wir darüber einigen Aufschluß. Vermuthlich hatten die alten Heermänner (Germanier) nur für solche Gegenstände Wörter, welche einem jeden in die Augen fallen und die einfachsten Verrichtungen des Leibes und Geistes ausdrücken sollten. Die meisten Hauptwörter blieben daher einsylbig und mit einem oder zwei Mitlautern geendigt.[2]

Auch die Bei-, Vor- und Bindewörter tragen noch diese einsylbige Einfalt,[3] und selbst die Zeitwörter haben wenigstens eine einsylbige Wurzel. Da aber die Abänderungen der Zeit auch Abänderungen in den Sylben nöthig machten, so unterschied man sie entweder durch einen Vor- oder nachgesetzten Beiklang,[4] oder man veränderte auch nur den ursprünglichen Selbstlauter in der vergangenen Zeit.[5]

1. Z. B. Hertha statt Erde, Mannus statt Mann, Rhenus statt Rhein, Nicaris statt Neckar, Adciburgium statt Aeschenburg &c.

2. Z. B. Mann, Frau, Magd, Knecht, Haus, Hof, Stuhl, Tisch, Schwert, Spieß, Sonn, Mond, Stern, Berg, Fluß, Herz &c.

3. Z. B. stark, keck, froh, streng, wild, groß, klein, dick, rund, zu, mit, nach, vor, und &c.

4. Z. B. liebte, geliebt, lebte, gelebt &c.

5. Z B. gehe, ging, stehe, stand, hebe, hob &c.

Bei Wörtern, welche eine Eigenschaft oder einen schon abgezogenen Begriff andeuten sollten, setzte man bei den Hauptwörtern die Sylbe heit, keit, thum, schaft, ung ꝛc.,[1] bei den Beiwörtern die Sylbe lich, ig, sam, bar ꝛc.[2] hinzu. Die Wörter, deren Gegenstände man erst von den Römern hatte kennen lernen, nahm man auch von der römischen oder lateinischen Sprache auf.[3] Indessen ist es doch auffallend, daß man in der teutschen Sprache so viele lateinische Wörter von den natürlichsten und gemeinsten Dingen und Verrichtungen antrifft,[4] da sie doch wieder so reich an eigenen Wörtern ist, welche schon einen hohen Grad von Verstandes- und Gemüthsbildung voraussetzen.[5] Man könnte sogar behaupten, daß, außer der griechischen, sich in keiner andern Sprache philosophische und poetische Gegenstände so bestimmt ausdrücken lassen, als in der teutschen. Es ist daher zu vermuthen, daß viele teutsche Wörter entweder durch den langen Gebrauch der lateinischen Sprache unter den Römern verdrängt, oder auch durch Uebung im Nachdenken erst später hervorgebracht wurden.[6]

1. Klarheit, Empfindlichkeit, Reichthum, Grafschaft, Innung ꝛc.

2. Z. B. friedlich, ewig, mannbar, ehrsam ꝛc.

3. Z. B. Tiger, Löwe, Körper, Pallast, Kette, Kammer ꝛc.

4. Z. B. Nasus, Nase, Auris, Ohr, Barba, Bart, Dens, Zahn, Oculus, Auge, Ego, Ich, habere, haben, stare, stehen ꝛc.

5. Z. B. Verstand, Vernunft, Witz, Begriff, Gemüth, Empfindung, Bild, Gewissen, Geist, Seele, Kunst, Lied, Saite, Pfeife, Weben, Spinnen, Tanzen ꝛc.

6. Viele alte teutsche Wörter sind jetzt außer Uebung gekommen, z. B. Selte, Recken, Bold, statt Glück, Held, Leib ꝛc.

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen über die geschichtliche Bildung der teutschen Sprache, wird es wahrscheinlich, daß die alten Bardenlieder, wovon Tacitus spricht, jenen noch einfältigen Poesien geglichen haben, welche man in den Büchern des Moses oder bei den Arabern antrifft. Liebe, Krieg, Schmaus, Jagd, Götter und Helden waren die Gegenstände ihres Gesanges, und dieser erklang in einsylbigen harten oder lieblicher gebildeten weichen Worten stark und kräftig in dem Herzen der Heermänner. Ossian und die nordischen Sagen, welche wir jetzt in Uebersetzungen erhalten, mögen darüber einigen Aufschluß geben. So kamen sie auf Karl den Großen und Ottfried, als beide die Sprache verbessern und ordnen wollten.

Wenn man die Bruchstücke, welche Schilter gesammelt hat, mit einander vergleicht, so ergibt es sich, daß man zu der Zeit weder über die Auswahl noch die Aussprache der Wörter feste Vorschriften hatte. Ein Theil der teutschen Völker hatte schwankendere, ein anderer bestimmtere Ausdrücke in Uebung gebracht. Ein Theil sprach, wie heute noch, die Wörter hart und mit vielen, der andere zart und mit weniger Mitlautern aus. So finden wir einen großen Unterschied, sowohl im Schreiben als Aussprechen, zwischen Chlodwig und Lui, Heinrich und Heinri, Mägdthild und Mähthilde, Adelheid und Adeleide, freundlich und freundli, empfangen und emfahen ꝛc. Der Wohllaut der lateinischen Sprache durch ihre Endungen mit Selbstlautern brachte die teutschen Sprachverbesserer vermuthlich dahin, daß sie den einsylbigen, mit mehreren Mitlautern geendigten Wörtern oder Namen, als Ott, Hatt, Wonn, Lieb, Sonn, Werth ꝛc. noch einen Selbstlauter beisetzten, woraus dann die besser

lautenden Nahmen Otto, Hatto, Wonne, Liebe, Sonne, Werthe ꝛc. wurden.

Besonders erhielten die weiblichen teutschen Nahmen einen süßen Wohlklang, als Bilehilde, Brunehilde, Swanehilde, Rosemunde, Rosewiethe, Adelaide, Kunegunde ꝛc. Ob davon die Liebe der Männer oder das Zartgefühl der Weiber die Ursache war, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen; vielleicht beides zugleich. Bald fing man auch an, durch Veränderung oder Weglassung von Mitlautern die Aussprache sanfter zu machen; wie Hessen statt Chatten, emfahen statt empfangen, Ida statt Eticha, entlahen statt entlassen ꝛc.

Indessen hatte man über alle diese Fügungen noch keine bestimmte Regeln. Da man vor Karl dem Großen in der teutschen Sprache weder gelesen noch geschrieben hatte, so mußten diejenigen in große Verlegenheit kommen, welche darin die ersten Versuche machten. Daher findet man in den alten teutschen Bruchstücken noch ein unbestimmtes Gemisch von Wörtern, Buchstaben, Schreibarten und Sätzen. Dieses mußte am Rheine um so auffallender gewesen seyn, weil dieser Fluß lange als die Grenze von Gallien und Teutschland, und folglich der lateinischen und teutschen Sprache angesehen wurde. Als Beweis davon können uns zwei der ältesten Bruchstücke dienen.

» In Godes Minna und durch tes Christianes Folches und unsre Bedhero Gehaltnise fon thesemo Dage framordes so fram so wie Got Gewizin und die Mahd fürgibit, so halt ich diesen meinen Bruoder;

Pro Don amur et pro christian poplo et nostro commun salvement dist di en avant, in quant Deus savir et podir mi dunat, si salvarai en scit meon fradre Karlo. «

An diesem Bruderschwure sieht man, daß sich zu der Zeit die christliche oder fränkische Welt in die lateinische und teutsche Sprache getheilt habe. Aus jener ist hernach die portugiesische, spanische, französische, italienische und zum Theil auch die ungarische und englische, aus dieser die holländische, dänische, schwedische und wieder zum Theil die englische hervorgegangen. Viele lateinische Wörter mögen dadurch in die teutsche, viele teutsche in die lateinische aufgenommen worden seyn, wie zum Beispiel Nase, Ohr, haben, stehen ꝛc. von Nasus, Auris, habere, stare etc., und wieder Forêt, Guerre, Epéron etc. von Forst, Wehr, Sporn ꝛc.

An dem andern Bruchstücke bemerkt man deutlich, daß die ersten Sprachverbesserer oder Dichter einen gewissen Wohllaut, entweder durch Weglassung von Mitlautern, oder Zusatz von Selbstlautern, haben hervorbringen wollen. Hier folgt es:

» Ludewig ther Schnello
Des Wisdomes Vollo
Or Oestrichi richtet all
so frankono Konig sall
Themo sie immer heili
In solide gemeine. «

Diese ersten Versuche, die teutsche Sprache durch die Dichtkunst zu verbessern, gelangen jetzt um so mehr, weil an den Arbeiten der kaiserlichen Hof-Akademie selbst Karls Gattinnen und Töchter oder andere edle Frauen Theil nahmen. Da dieser rastlose Fürst auch mitten in dem Kreise seiner Familie und Freunde auf die Bildung seiner Völker bedacht war, müssen wir ihn auch bis in seine Palläste von Ingelheim, Worms und Frankfurt begleiten, und von seinem häuslichen Leben eine kurze Schilderung

geben, weil dieses auf sein öffentliches keinen geringen Einfluß hatte.

Seine Kinder, sagt Eginhard, hielt er für gut, so zu erziehen, daß sowohl die Söhne als die Töchter in allen freien Künsten, deren er sich selbst sehr befleißigte, unterwiesen wurden. Erstere ließ er, sobald es ihr Alter gestattete, nach der Franken Art, das Streitroß tummeln, und in Waffen und Waidwerk sich üben; die Töchter aber mußten sich ans Wolleweben gewöhnen, auch den Rocken und die Spindel fleißig handhaben, damit sie nicht im Müßiggange dahin lebten, und zu jeder Wohlanständigkeit gebildet wären. Er hatte, ohnerachtet seiner häufigen Kriegs- und Friedensgeschäfte, einen so teutschen Sinn für Freundschaft und Häuslichkeit, daß er daheim niemals zur Tafel ging, oder anderwärts eine Reise unternahm, ohne von seinen Kindern und Freunden begleitet zu seyn. Auf Reisen ritten ihm die Söhne meistens zur Seite; die Töchter aber folgten ihm, von einer ausgesuchten Leibwache umgeben, nach. Da diese Fräulein sehr schön von Angesicht waren, und von ihm ganz besonders geliebt wurden, so mag man sich nicht wundern, wenn er keine derselben, weder irgend einem der Seinigen, noch der auswärtigen Fürsten gern zur Ehe gab: vielmehr hat er alle bis an seinen Tod bei sich im Hause behalten, unter dem Vorgeben, daß er des Zusammenlebens mit ihnen nicht entbehren könne; worüber denn auch er, der sonst so glücklich, des Mißgeschicks Bösartigkeit erfahren, welches er indessen verhehlte, als ob von ihnen nie eines Fleckens Argwohn entstanden oder böser Leumund ruchbar geworden.

Diese letztere Stelle scheint besonders Karls zwei Gemahlinnen, Hildegard und Fastrade, und seine

zwei Töchter, Bertha und Emma zu betreffen. Von der Erstern erzählen die Jahrbücher des Klosters zu Kempten, was sie gestiftet, folgende Sage. Karls Nebenbruder, mit Nahmen Taland, welchen sein Vater Pipin mit einer Beischläferin gezeugt hatte, entbrannte mit heftiger Liebe gegen Hildegarden, und, da der König während des Sachsenkrieges abwesend war, erklärte er öfter und dringend der edlen Frau seine strafbare Leidenschaft. Sie wies ihn anfänglich mit sanften, dann mit harten Worten ab; aber weder Belehrung noch Drohung konnte seine Zudringlichkeit mildern. Da schien die Königin endlich seiner Bitte nachzugeben. Sie bestellte ihn in ein heimliches Gemach, wo beide weder gehört noch entdeckt werden konnten. Taland konnte kaum die Stunde erwarten, wo er seine Leidenschaft zu befriedigen hoffte. Er trat mit seiner geliebten Hildegard in das Gemach; aber kaum war er weiter vorgedrungen, als diese sich schnell zurückzog, die Thüre verschloß, und ihn so mit Gefangenschaft und bei schlechter Speise seine Unzucht büßen ließ.

Als Karl von seinem Feldzuge zurückkehrte, bat der Wollüstling die Königin inständig, ihn doch des Gefängnisses zu entlassen, weil er sonst in Gefahr stünde, wegen seines Verbrechens das Leben zu verlieren. Die gute Fürstin bewilligte ihm die Bitte. Er aber, statt darob Reue und Dankbarkeit zu äußern, ging dem Könige entgegen, und beschuldigte die Königin des Lasters, dessen er sich so freventlich schuldig gemacht hatte. Karl liebte Hildegarden ausnehmend; seine Liebe verwandelte sich aber in Eifersucht und Rache, als er von ihr so schändliche Verbrechen hören mußte. Er gab sogleich den Befehl: daß man ihr erst die lüsternen Augen ausstechen, dann sie hinrichten solle.

Ein so grausames Urtheil erfüllte die Ritter und Hofleute, welche Hildegardens Güte und Züchtigkeit kannten, mit Entsetzen und Mitleid. Einer darunter, welcher sie vorzüglich schätzte, faßte den Entschluß, es koste, was es wolle, sie zu retten. Er schlich sich bewaffnet und gerüstet zu dem Orte, wo das Urtheil vollzogen werden sollte, und da die Henker eben zu der grausamen Hinrichtung Hand anlegen wollten, sprang er mit seinen Reisigen aus dem Hinterhalte hervor und befreiete die unschuldig Verdammte. Damit aber der König befriedigt werden möchte, ließ er einem Hunde die Augen ausstechen, und dieselben als einen Beweis des vollzogenen Urtheils nach Hofe bringen. Nach der Befreiung entflohe die Königin nach Rom, wo sie verborgen lebte, und, der Kräuter und Arzeneien kundig, Armen und Kranken mit ihrer Kunst Beistand und Hülfe leistete. Taland aber fing an zu erblinden, und fühlte nun die Strafe, welche der edlen Fürstin zugedacht war. Als Karl im Jahre 773 nach Rom ging, zog auch der blinde Heuchler mit ihm, in der Hoffnung, daß er in einer so weltberühmten Stadt vielleicht Heilung finden möchte. Er befragte die geschicktesten Aerzte, er brauchte die vorgeschriebenen Heilmittel, aber alles fruchtlos. Da rieth man ihm die Kunst der unbekannten Frau an; und er eilte zu ihr, um Hülfe zu erbitten. Hildegard erkannte sogleich ihren schändlichen Feind und Verleumder. Nichts destoweniger war sie so großmüthig und glücklich, daß sie ihm nicht nur das Gesicht, sondern auch Verzeihung gab. Kaum hatten der König und der Pabst die wunderbare Heilung gehört, als sie sogleich begierig wurden, die sonderbare Frau zu sehen, welche sie bewirkt hatte. Sie erschien auch vor beiden; und Karl fuhr in Erstaunen zusammen, als er

seine todtgeglaubte Gattin wieder erblickte. Hildegard erzählte hierauf die ganze Geschichte ihrer Unschuld, ihrer Rettung und Flucht. Karl drückte sie mit Thränen der Reue und Freude an seine Brust und verdammte seinen schändlichen Bruder sogleich zum Tode; aber die Königin, welche diesem das Gesicht wiedergegeben hatte, verschaffte ihm auch des Kaisers Gnade. Der Pabst, eine solche Großmuth bewundernd, segnete das glückliche Paar, und nannte beide die Großen. Nach ihrer Rückkunft aus Italien stiftete sie das Kloster zu Kempten, um Gott für den wunderbaren Beweis ihrer Unschuld zu danken.

Nicht so heilig und gut, wie Hildegard, war des Kaisers dritte Gemahlin Fastrade. Ihre Geschichte gibt einen neuen Beweis, daß gute und fromme Weiber, selbst von großen Männern, nicht so geliebt werden, als listige und gefallsüchtige. Mit ausnehmender Schönheit begabt und in den Künsten der Buhlerei geübt, hat sie ihrem Gatten bei Hofe manchen Verdruß, im Reiche gefährlichen Aufruhr bewirkt. Nichtsdestoweniger wußte sie durch ihre Reize sein Herz so gewaltig an sich zu fesseln, daß er auch noch nach ihrem Tode ihre schon faulende Leiche nicht von sich lassen wollte. Man kann sich leicht vorstellen, daß der Geruch und die Ausdünstung eines in Moder übergehenden Körpers den Bischöfen und Hofleuten nicht angenehm war, welche der Geschäfte und des Dienstes wegen um die Person des Kaisers seyn mußten. Sie sollen daher alle nur mögliche Trost- und Ueberredungskünste angewendet haben, um ihren traurenden Herrn zur Bestattung derselben zu bewegen. Da ihnen dieses aber nicht gelingen wollte, nahmen sie ihre Zuflucht zu List und Aberglauben, welcher bei einem Liebenden um so mehr Eingang findet, als seine Einbildung ohne das schon erhö-

het ist. Sie schrieben die natürliche Neigung Karls gegen den Körper seiner geliebten Gattin unnatürlichen Zauberkünsten zu, und bewogen endlich den Kaiser entweder durch Schaam oder Aberglauben dahin, daß er die Verstorbene von sich entfernen ließ.

Daher entstand das Mährchen: Karl habe erst, nachdem der Erzbischof von Mainz einen in ihre Haare geflochtenen Ring entdeckt und heimlich weggenommen hätte, erlaubt, daß man Fastradens Leichnam von Frankfurt, wo sie 794 verschieden war, nach Mainz führen dürfe. Sie wurde in die Abtei zu St. Alban begraben und der Kaiser ließ ihr da ein herrliches Grabmal errichten. Davon wurde nach der Zerstörung desselben noch ein Stein gerettet, und links beim Eingange in den Kreuzgang des Doms eingemauert. Dieser ist, wie seine Innschrift, sehr schlecht.[1] Vermuthlich war er nur die Decke ihres Grabes. Aber das Grabmal selbst soll, wie der trierische Geschichtschreiber Brauer berichtet, von weißem Marmor mit Gold und Bildsäulen geziert und mit folgender Innschrift errichtet gewesen seyn.

Eingescharrt ruhet allhier Fastradens welkende Leiche,
Welche der schreckliche Tod, da sie noch blühte, gemäht.
Selbst eine Fürstin war sie mit dem mächtigsten Fürsten vermählet.

1. Man kann sie jetzt noch lesen. Sie lautet:

Fastradana pia Caroli conjunx vocitata. Christo delecta facet hoc sub marmore tecta. Anno septingentesimo quarto, quem numerum metro claudere musa negat. Rex pie, quem gessit virgo, licet hic cinerescit spiritus haeres sit patriae, quae tristia nescit.

Aber als himmlische Braut ist sie jetzt edler noch.
Uns ist von ihr der bessere Theil, der König geblieben.
Ihm geb' der gütige Gott längeres Leben, als ihr. [1]

Auf die Art hatte Karl Fastraden zur Erde bestatten lassen, allein er faßte nun, wie das Mährchen sagt, eine solche Liebe zu dem Erzbischof von Mainz, welcher den Zauberring zu sich gesteckt hatte, daß er nicht mehr ohne dessen Umgang seyn konnte. Dieser unnatürlichen unchristlichen Zauberei zu entgehen, warf endlich der Erzbischof den Ring in die Gewässer zu Achen, und glaubte damit dem Teufelsspiele ein Ende zu machen; aber Karl fühlte sich jetzt auch zu diesen Bädern hingezogen, so daß er dort einen Pallast anlegen und eine Stadt gründen ließ, wo er bis zu seinem Tode mit Liebe verweilte. Ein solches Mährchen war in einem Zeitalter, worin man an Liebestränke und Zaubereien glaubte, leicht unter das Volk zu bringen. Das natürliche und geschichtliche davon aber ist: daß Karl nach dem Tode seiner geliebten Fastrade alle die Orte vermied, welche ihm eine traurige Rückerinnerung an ihren Verlust verursachen konnten. Er verließ daher die Palläste von Ingelheim, Mainz, Worms und Frankfurt, worin er zuvor so glückliche Stunden mit ihr verlebt hatte, und ließ sich fern von denselben einen neuen zu Achen erbauen, wo die Bäder und andere Gegenstände seinem Alter Stärke und Zerstreuung gaben.

1. Inclita Fastradae Reginae hic membra quiescunt,
de medio quam mors rigida flore tulit.
Nobilis ipsa viro conjuncta et jure potenti est:
sed modo coelesti nobilior thalamo.
Pars illi melior Carolus rex ipse remansit,
Cui tradet mitis tempora longa Deus.

Daher finden wir ihn auch nach dem Tode der Fastrade beständig in Achen. Sein Ehrgeiz trat an die Stelle der Liebe. Mit fast orientalischer Pracht lebte und starb er in dieser neuen Kaiserstadt. Soviel von den Liebesgeschichten seiner Weiber, nun auch noch Etwas von seinen Töchtern.

Es war ganz natürlich, daß diese jungen Fürstinnen beständig an dem Hofe des liebenden Vaters zurückgehalten, und, von einer artigen Gesellschaft gebildeter Männer umgeben, ihr Herz lieber an einen geistreichen Dichter oder Geschichtschreiber hingaben, der ihre Liebe erwiedern oder ihre Schönheit besingen konnte, als an einen rohen Fürsten oder Krieger, von welchem sie nichts als Schlachtruf und Jagdgeschrei hörten. Der Umgang mit gebildeten Männern wurde noch gefährlicher für zarte Weiberseelen, weil damit zugleich der Unterricht verbunden war. Die Lehrstunden wurden von keinem Fremden gestört; das heimliche Zusammenseyn sogar Pflicht; mit den Kenntnissen des Lehrers schlich sich zugleich das Gefühl seiner Vortrefflichkeiten in das Herz, und die wechselseitige Hochachtung, welche anfänglich den Unterricht begleitete, verwandelte sich nach und nach in die glühendste Liebe. So geschahe es dann, daß, wie die Heloise in einem ähnlichen Falle sagt, statt in die Bücher zu sehen, verstohlene Blicke gewechselt; statt der Sittensprüche, Liebeserklärungen vorgebracht, und statt Lehren, Küsse ertheilt wurden. Von der Bertha ist es gewiß, daß sie mit dem Engelbert heimlich verbunden, den berühmten Geschichtschreiber und Staatsmann Neidhart erzeugt habe. Emma war die in so vielen Romanen und Schauspielen besungene Geliebte des Eginhard selbst. Sie zu schonen, mag er vielleicht über Karls Töchter so geheimnißvoll

geschrieben, und ihr hernach, um das Geheimniß seiner Liebe zu decken, den süßen Nahmen Imme oder Biene gegeben haben. Indessen bleibt es doch immer auffallend, daß er in Karls Lebensbeschreibung, worin er alle Weiber, Kebsweiber und Kinder desselben mit Nahmen nennt, dieser allein nicht gedenkt. Auch in den Briefen, welche er nach ihrem Tode an seinen Freund, den Abt Lupold, geschrieben, und worin er ihren Verlust so sehr beklagt hat, finden wir keine Spur, daß sie Karls Tochter gewesen sey. Da aber beider Liebenden Gebeine noch in Seligenstadt aufbewahrt und verehrt werden, und die Verwandtschaft sowohl in den Jahrbüchern dieses Klosters, als auch in jenen von Lorsch behauptet wird, so will ich die Sage davon, wie ich sie dort in Schriften und alten Bildern gefunden habe, anführen.[1]

Eginhard wurde von Karl dem Großen an den Hof gerufen, und, wie er von sich selbst sagt, dort auf Befehl des Kaisers erzogen. Es scheint, daß er einer von des Fürsten Lieblingen war, und in geheimen Staats- und Hausgeschäften von ihm gebraucht wurde. Diesem zufolge übertrug ihm auch der Kaiser die Geistesbildung seiner Tochter Emma. Die Lehrstunden verwandelten sich aber unter den jungen Leuten in Schäferstunden, und die täglichen Besuche, welche des Unterrichts wegen gestattet waren, zuletzt in nächtliche, wo man die Liebe kostete. Wenn man nun bedenkt, daß, wie die Sage geht, diese Lehrstunden meistens in dem Pallaste zu Ingelheim vorgenommen wurden, wo die schöne Natur auch ohnedies zu Liebe begeistert, so wird es einen jeden

1. Der gründliche Geschichtschreiber, Herr Pfarrer Dahl, wird darüber eine eigene Abhandlung liefern.



Kenner des menschlichen Herzens nicht befremden, daß zwischen Eginhard und Emma nach und nach das innigste Liebesverständniß entstanden sey.

Der herankommende Winter mochte die heimlichen Zusammenkünfte noch wünschenswerther gemacht haben. Man konnte sich nicht mehr so oft in den Gärten oder bei den Spaziergängen finden; die Zeit der Lehrstunden war beschränkt und auch einem fremden Besuche leichter ausgesetzt; man dachte daher auf andere Mittel, die heimliche Liebe zu pflegen, und Emma's Verblendung ging so weit, daß sie dem Geliebten bei Nachtzeit den Zugang in ihr Schlafzimmer gestattete.

So lagen sie einmal in Liebe versunken, einander in den Armen, und merkten nicht, daß während der Nacht ein dicker Schnee gefallen war. Sie erschracken daher höchlich, als sie bei dem Abschiede den ganzen Schloßhof damit bedeckt fanden, wodurch Eginhard zu seiner Wohnung zurückgehen mußte. Die Furcht, durch die männlichen Fußtapfen, welche nächtlicher Weile aus der Frauen Zimmer gekommen seyn würden, entdeckt zu werden, brachte die beiden Liebenden in die größte Verlegenheit. Sie sannen und dachten allen Mitteln nach, wodurch sie ihr kühnes Unternehmen verbergen könnten. In dieser Angst nahm die entschlossene Kaiserstochter ihren Geliebten auf den zarten Rücken und trug ihn also durch den Schloßhof nach seiner Wohnung.

Zum Unglück war Karl der Große durch Staatsgeschäfte noch wach erhalten, und sahe von seinem Fenster herab die seltsame Gruppe der beiden Liebenden durch den Hof wallen. Bei dem Scheine der Sterne und des Schnees erkannte er seine Tochter. Wüthend wollte er sogleich das Verbrechen mit dem Tode strafen, allein bald

besänftigte ihn wieder väterliche Liebe und Besonnenheit. Am andern Tage ließ er ein Pfalzgericht ansagen, wobei auch Eginhard als Schreiber und Richter zugegen seyn mußte; und trug demselben die Frage vor: »Was derjenige für eine Strafe verdiene, welcher des Kaisers »Tochter geschändet und nächtlicher Weile verführt habe.« Diese verfängliche Frage setzte die Richter und Hofleute in große Verlegenheit, denn sie vermutheten irgend ein am Hofe selbst begangenes Verbrechen. Sie zögerten und schwankten daher mit ihrem Urtheile, und überließen es am Ende dem Kaiser und Vater, hierin selbst zu sprechen. Als nun auch die Reihe zur Abstimmung an Eginhard kam, und er aus der Frage sein eigenes Verbrechen erkannte, sprach er fest, aber bescheiden: Er ist des Todes schuldig.

Der Kaiser gerührt durch die Reue seines Lieblings und die verzweifelte Lage seiner Tochter, ließ das Gericht auseinander gehen, und verbannte heimlich beide Liebenden von seinem Hofe.

Getröstet durch eine so edelmüthige Behandlung, und gestärkt durch eine ausserordentliche Liebe waren die beiden Vertriebenen auch noch in ihrem Elende glücklich. Dort, wo man an dem schönen Ufer des Mains die reizenden Gebirge des Freigerichts erblickt, ließen sie sich häuslich nieder und trieben eine kleine Wirthschaft für Reisende und Schiffer. Nachdem sie eine lange Zeit in häuslicher Liebe und Glückseligkeit zugebracht hatten, verirrte sich Karl der Große auf der Jagd zu ihrer Hütte, und bat sich von ihnen ein kleines Imbs aus. Die beiden Liebenden erkannten sogleich den königlichen Vater, ihm aber blieben sie durch die entstellten Gesichtszüge und die gemeine schlechte Kleidung verborgen. Während dem also der



Kaiser sich mit seinem Gefolge unterhielt, waren Eginhard und Emma zur Küche gegangen, und letztere kochte ihm mit vieler Geschicklichkeit seine Lieblingsspeise. Als nun der Tisch säuberlich gedeckt und die Schüsseln aufgetragen waren, setzten sich die hohen Gäste darum her, um sich gütlich zu thun. Wie sehr aber erstaunte der Kaiser als er auf dem ländlichen Tische einer armen Landwirthin ein königliches Gericht fand. Durch diesen sonderbaren Fall aufmerksam gemacht, erkannte er endlich in ihr seine verbannte Tochter. Emma und Eginhard warfen sich ihm zu Füßen, und im höchsten Gefühle der Vaterfreude rief er aus: Selig sey die Stadt genannt, wo ich Emma wieder fand.

Der Kaiser schenkte hierauf beiden Liebenden viele Güter um den Ort ihres Aufenthalts und bis zum Spessart und Odenwald hinauf. Sie lebten da noch eine Zeitlang glücklich, aber ihr Kind konnten sie nicht am Leben erhalten. Nach dem frühen Tode der Emma stiftete Eginhard an dem Orte ihres Aufenthalts ein Kloster, und schenkte demselben, was er von Karl erhalten hatte. Noch sieht man dort in der Kirche ein herrliches Grab, worin die Asche beider Liebenden ruhet. Den Sarg aber, worin sie anfänglich beigesetzt waren, hat der Graf von Erpach erhalten, weil dieser den Eginhard unter seine Ahnen zählt.

Aus diesen Familiensagen sieht man, daß Karl der Große in seinem Hause nicht die Strenge und Ordnung eingehalten habe, wie in seinem Heerbanne und seinem Reiche. Uebrigens lebte er unter seiner Familie und seinen Freunden sehr mäßig und angenehm. Sowohl seine gewöhnliche Keidung als Gastmäler waren nach fränkischer Art, einfach und prunklos. Jene bestand größtentheils aus den Werken seiner Töchter, diese aus den Erzeug-

nissen seiner Meierhöfe. Er hatte einen großen, starken Körper und Kopf; ein einnehmendes und zugleich Ehrfurcht gebietendes Angesicht. Er brachte sein Alter auf zwei und siebenzig Jahre. Er starb zu Achen im Jahre 814, und wurde dort mit kaiserlicher Pracht begraben.

So war Karls des Großen öffentliches, so sein häusliches Leben. Die Geschichtschreiber haben seine Regierung und seinen Charakter entweder zu viel erhoben, oder zu viel herabgesetzt. Einige stellen ihn unter die Zahl der größten Fürsten, ja der Heiligen, andere unter jene der größten Tirannen. Wenn man seine Ruhm- und Eroberungssucht, sein unwürdiges Betragen gegen seinen Bruder und den König der Longobarden, seine häuslichen Unordnungen und Liebesgeschichten betrachtet, so wird freilich der Glanz seiner Thaten sehr verdunkelt. Wenn man aber auf der andern Seite überlegt, daß dieser Fürst, unter einem noch halb wilden Volke geboren und erzogen, ohne Bildung, ohne Unterricht, ohne Vorarbeit, aus eigenem Antriebe und Verstande, der wiedergebornen Welt Gesetze, Verfassung, Künste, Wissenschaften und Religion gegeben, und ein Reich gestiftet habe, welches, wie Montesquieu sagt, selbst in seiner Abartung noch die Form der besten Verfassung in sich trug; so wird man bekennen müssen, daß dieser Fürst eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte war. Die Reiche des Nebukadnezar, Cyrus, Alexander, Cäsar und Mohamed sind aus zertrümmerten, entnervten Völkern hervorgegangen, und haben sich auch wieder in Zertrümmerung und Entnervung aufgelößt; aber Karls des Großen heiliges römische Reich war auf aufblühende teutsche Stämme, und eine aufblühende neue Religion

gegründet; darum hat es sich auch bis auf unsere Zeiten, mit veränderten Formen, unter dem Nahmen der Christenheit oder des heiligen römischen Reichs, erhalten. Nur eine alles zerstörende Anarchie, oder ein alles fressender Despotismus konnte es in unsern Zeiten erschüttern, indem man wähnte, es auf seine ersten Grundsätze zurückzuführen.

Karls des Großen Staatsgebäude war groß, kühn und herrlich angelegt, aber es bedurfte eines Geistes, wie des seinigen, um es auszuführen. Was der seltsame Fürst in teutschem Sinne entworfen hatte, vollendeten nach seinem Tode die Päbste im römischen. Der heilige Bonifacius hatte schon durch die Verbindung, welche er in Rom anknüpfte, dem römischen Hofe die Fäden in die Hand gegeben, wodurch dieser das karolingische Gebäude nach seinem Nutzen hinleiten konnte. Bald hierauf verbreitete dessen Nachfolger auf dem heiligen Stuhle zu Mainz, der Erzbischof Richulf, jene Dekretalen unter den teutschen Völkern, welche die päbstliche Gewalt über die kaiserliche erheben sollten. So wurde das heilige teutsch-römische Reich, was Karl der Große vom Rheine her gründen wollte, ein lateinisch-römisches, was die Könige der Erde bändigte. Karl sahe am Ende seines Lebens selbst ein, daß der ungeheure Staatskörper, den er mit so viel Mühe erobert, aus so vielen Völkern gebildet hatte, nicht wohl von einem Herrscher unmittelbar geleitet werden könne; er theilte daher das große Reich durch sein Testament unter seine Söhne, und nur Einer davon sollte Oberherr und Kaiser seyn. Sie starben aber vor ihm alle, bis auf Einen, und dieser war nicht fähig, das Ganze zu erhalten.

In ruhigern Zeiten würde Karls Sohn und Nachfolger, **Ludwig** der Milde, ein vortrefflicher Regent gewesen seyn, aber unter den noch rohen und kriegerischen Franken, erscheint er als ein schwacher Fürst. Was sein Vater durch die Kraft seines Geistes zusammen gehalten hatte, wollte er durch Liebe und Wohlthaten verbinden. Seinen bedrückten Unterthanen gab er Schutz und Erstattung, den Geistlichen und Kirchen schenkte er Güter, den Grafen und Herzogen Lehen, seinen Söhnen Königreiche, allein da er, wie sein Vetter Nithard so richtig sagt, keinem etwas abschlagen konnte, hat er das Reichsgut in Privatgut verwandelt, und das gemeine Wesen zu Grunde gerichtet.

Die nachtheiligste Aeußerung seiner Güte war zuverlässig die, daß er sein Reich schon bei Lebzeiten unter seine drei Söhne vertheilte, und dadurch den Grund zur künftigen Verwirrung im Staate und seiner Familie legte. Er wollte dem Beispiele seines Vaters nachfolgen, und gab seinem ältesten Sohne Lothar Italien mit der Kaiserwürde, Pipin sollte Aquitanien oder Gallien, Ludwig Baiern oder Teutschland erhalten. Er glaubte dadurch sowohl die Brüder als die Nationen zu beruhigen, da aber die Prinzen ihre künftige Bestimmung als ein Recht ansahen, wovon sie sogleich Gebrauch machen könnten, gab es schon Aufstände, Verhetzungen und Eifersucht, ehe die wirkliche Regierung an sie gekommen war.

Dieses Uebel vermehrte sich, als Irmengard, die Kaiserin und Mutter der aufrührischen Söhne, dahin starb. Ludwig, mehr Hausvater als Fürst, lebte zu fromm, als daß er sich über diesen Verlust mit einem Kebsweibe hätte trösten können. Seine Freunde und Hofleute riethen ihm daher, sich eine andere Gemahlin

beizulegen. Er hielt sich damal gerade zu Ingelheim auf, dessen reizende Lage ohnehin das Herz zu Liebe stimmt. Die ersten Fürsten des Reichs kamen zu diesem Pallaste und brachten ihre Töchter mit. Jede davon entwickelte vor den Augen des Kaisers die Schönheit ihrer Gestalt, oder die Vortrefflichkeit ihres Geistes, oder die Hoheit ihrer Geburt, in Hoffnung, sein Herz an sich zu fesseln. Ludwig aber, nachdem er sie alle, wie Thegan sagt, beschauet hatte, wählte Guta, die Tochter Welfs von Baiern, welche für das schönste Fräulein in Teutschland gehalten wurde.

Gleich nach geschehener Erklärung wurde das Beilager in dem Pallaste zu Ingelheim mit königlicher Pracht und herrlichen Festen gefeiert, und Ludwig fühlte sich glücklich an der Seite seiner schönen Gattin und in dem Genusse der schönen Natur. Nicht so waren bei dem Feste die Gemüther seiner Söhne und der Fürsten gestimmt, deren Töchter sich durch die Wahl Guta's zurückgesetzt glaubten. Jene befürchteten, durch einen jüngern Bruder die ihnen schon zugetheilten Länder, diese durch eine neue Gebieterin die Gunst des Kaisers zu verlieren. Bald zeigte sich auch die Gewalt, welche die schöne Kaiserin über das Herz ihres Gemahls erworben hatte. Sie vermochte nämlich Ludwigen, daß er seinen Vetter und ersten Staatsbeamten, den Wala, von sich, nach Corvey, entfernte, und an dessen Stelle Bernarden, den Herzog von Septimanien, ihren Günstling, setzte. Dieser Beamtenwechsel vermehrte schon den Gram der Mißvergnügten, er stieg aber bis zu einer Empörung, als Guta ihrem Gemahl zu Frankfurt einen Sohn, Karl den Kahlen, zur Welt brachte, und der Kaiser diesen auf einem Reichstage zu Worms mit Ländern beschenkte,

welche er schon an seine andern Söhne vergeben hatte. Die bisher noch zurückgehaltene Verschwörung brach endlich im Jahre 830 zu Compiegne aus, und der vertriebene Wala stellte sich an ihre Spitze. Dieser beleidigte Prälat beschuldigte die schöne Kaiserin eines sträflichen Umgangs mit Bernard, ihrem Günstlinge, und erklärte ihren Sohn als einen von diesem dem Kaiser zugebrachten Bastart. Was dieser Anklage noch mehr Gewicht gab, war, daß Bernard gleich bei dem Ausbruche der Empörung die Flucht ergriffen hatte. Guta und ihr Sohn Karl wurden daher gefangen genommen, und in ein Kloster gesteckt, die Brüder der Kaiserin, Bernard und Rudolf geschoren, der Bruder des entflohenen Bernards geblendet, und die beschimpfte Kaiserin sollte gar noch selbst ihren Gatten bereden, die Krone niederzulegen und in ein Kloster zu gehen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß Fürsten, welche so schlechte Söhne waren auch gegen einander selbst schlechte Brüder gewesen seyen. Kaum war der Kaiser seiner Würde beraubt, als Pipin und Ludwig Lotharn beneideten, welcher jetzt damit prangen wollte. Sie versöhnten sich mit dem Vater, und erhoben ihn wieder auf den kaiserlichen Thron, welchen sie ihrem Bruder nicht gönnten. Dieses gute Benehmen dauerte aber nur so lange, als der Kaiser das Werkzeug ihrer Eifersucht war. Sobald er nur einige Versuche machen wollte, seiner Würde die verlorne Kraft wiederzugeben oder seinen jüngsten Sohn zu begünstigen, kündigten sie ihm sogleich den Gehorsam wieder auf, und rückten mit großen Heeren vor, um ihn noch einmal vom Throne zu stoßen. Ludwig der teutsche König kam von Baiern hergezogen, und besetzte mit seinen Truppen das rechte Rheinufer von

Lampertheim bis gegen Worms über; der Kaiser aber befahl den Markgrafen des rheinfränkischen Herzogthums, dem Hatto von Worms, dem Poppo vom Grabfeld und dem Gebhard vom Lahngau den Heerbann aufzubieten, um seinem Sohne den Uebergang über den Rhein zu verwehren. Er kam endlich selbst nach Mainz, und lagerte sein Heer dieser Stadt gegenüber in den Ebenen von Tribur.

Ludwig der Teutsche wagte es vor der Hand nicht, sich mit dem aufgebrachten und von seinen Grafen umgebenen Vater in ein Treffen einzulassen. Er wollte erst den Aufbruch seines Bruders Pipin abwarten, welcher von Gallien aus dem kaiserlichen Heere in den Rücken fallen sollte. Er zog sich daher wieder nach Baiern zurück, bis dieser über die Vogesen gekommen war, alsdann aber rückte er in schnellen Schritten durch Schwaben über den Rhein vor, und vereinigte sich mit ihm auf der Ebene von Rufach.

Als der Kaiser hörte, daß auch seine andern Söhne gegen ihn die Waffen ergriffen hatten, ließ er sein Heer nach dem Elsaß marschieren, um ihre Vereinigung zu verhindern. Zum Unglücke fand er sie schon gegen sich gerüstet, und da er sie mit dem Schwerte in der Hand bestrafen wollte, verließen ihn seine Truppen, und überlieferten ihn den Händen der unnatürlichen Söhne. Der Ort, wo diese schändliche Verrätherei vorging, wurde noch lange das Lügenfeld genannt.

Bald nach diesem abscheulichen Auftritte führte Lothar den unglücklichen Vater nach Soissons in das Kloster von St. Metard, und wollte ihn zum Mönchsleben bereden, indem er ihn weis machte, seine geliebte Gattin habe bereits schon den Schleier angenommen. Da aber der

Kaiser in diese Schlinge nicht eingehen wollte, steckte er sich hinter die Geistlichen, und diese mußten ihn zu einer schändlichen Kirchenbuße bereiten, wodurch er alle sein Ansehen verlieren sollte. Dreißig Bischöfe und eine große Menge von Mönchen und andern Kirchendienern führten den Sohn und Nachfolger Karls des Großen, wie ein Opferthier, in die Kirche. Von Reue und Kummer zugleich gedrückt, mußte er sein Schwert und Wehrgehänge ablegen, in einen Bußsack gehüllt sich vor dem Altar zur Erde legen, und öffentlich in Gegenwart seiner Unterthanen bekennen: Daß er sein Amt schlecht verwaltet, der Kirche Aergerniß gegeben, seinen Vetter Bernhard ermordet, das Volk zum Meineide verführt, ja sogar, daß er sich gegen seine unnatürlichen Söhne vertheidigt habe. Während dieser schändlichen Handlung sangen die Priester Psalmen, und Lothar saß auf einem Throne, um triumphirender Zuschauer der Demüthigung seines Vaters zu seyn. Hierauf wurde der gedemüthigte Kaiser in eine Klosterzelle gesteckt, wo er ohne Weib, ohne Kind, ohne Trost, und sogar ohne Bedienung, durch Fasten und Beten darum sich kasteien mußte, weil er sein Leben hindurch Wohlthaten geübt hatte.

Durch diese grausame Handlung glaubte Lothar den Vater als Kaiser geächtet, und sich den Kaiserthron für immer gesichert zu haben, sie machte aber einen ganz entgegengesetzten Eindruck auf das Volk und seine Brüder. Jenes bewog sie zum Mitleid und Unwillen, diese erfüllte sie mit Reue und Eifersucht. Ludwig der Teutsche schickte sogleich Boten an Lothar, um des Vaters Befreiung zu erwirken, da aber seine Vorstellungen nicht erhört wurden, kam er mit seinen Teutschen selbst nach Frankreich, um den grausamen Bruder zu bestrafen. Mit Freude



und Wohlgefallen sahe das Volk diesen Entschluß Ludwigs an, und die alten Freunde des Kaisers traten unter sein Heer, um ihn zu befördern. Lothar wurde von allen verlassen, welche noch Treue und Gerechtigkeit im Herzen trugen, der Kaiser seinen Händen entrissen und nach Diedenhofen geführt, wo er mit der Freiheit zugleich seine geliebte Gemahlin, seinen Sohn Karl, und die Krone wieder erhielt.

Indessen war Pipin, der König von Aquitanien gestorben, und der Kaiser erhielt dadurch eine schicklichere Gelegenheit, den Sohn seiner Guta auszustatten. Er machte daher eine neue Theilung des Reichs, wodurch Lothar und Karl die größten Stücke erhielten, Ludwig aber, der doch den Vater gerettet hatte, sich nur mit seinem alten Erbe in Baiern begnügen sollte. Dieser Beschluß brachte letztern zu einem neuen Aufruhr. Eifersüchtig über die Vortheile seiner Brüder, und im Gefühle, mit Undank belohnt worden zu seyn, griff er zu den Waffen und drang bis an den Rhein vor; der Vater aber, von den Sachsen unterstützt, zog ihm entgegen, und trieb ihn zweimal in sein Land zurück.

Dieses war aber auch der letzte Feldzug, den er gegen seine Kinder unternehmen mußte. Durch Alter und Kummer zugleich gedrückt, mußte er sich in einem Schiffe von Frankfurt nach Ingelheim bringen lassen, wo er die schönsten Tage seines Lebens verlebt hatte. Hier hoffte er in der guten Luft neue Kräfte zu erhalten, allein den 20. Juni 840 starb er auf einer unter dem Pallaste liegenden Insel in den Armen seines Halbbruders Drago. Seine letzten Worte waren: Ich verzeihe meinem Sohne von Herzen, doch wissen soll Ludwig, daß er mein graues Haupt mit Kummer zur Grube gebracht. So

wurde Ingelheim, was Karl der Große zum Sitze der Weltbeherrscher erbauet hatte, der Schauplatz der schändlichen Demüthigung seiner Nachfolger.

Die Söhne, welche unnatürlich ihre Waffen gegen einen Vater ergriffen hatten, rüsteten sich nun gegeneinander selbst, da dieser todt war. Lothar glaubte, als Erstgeborner, die Kaiserwürde geerbt zu haben, und wollte seine Brüder, Ludwig und Karl, nur als Unterkönige anerkennen; diese aber boten ihre Leute auf und widersetzten sich seinen Ansprüchen. Also wurde jetzt der Bruderkrieg am Rheine fortgesetzt, wo der Vaterkrieg kaum aufgehört hatte. Lothar ging sogleich auf Worms los und trieb die dortige Besatzung über den Rhein. Hierauf wollte er auch Frankfurt bestürmen, wohin Ludwig seinen Sitz verlegt hatte; da er aber diese Stadt stark befestigt und seinen Bruder wacker gerüstet fand, schloß er mit ihm einen Waffenstillstand, und zog über den Rhein zurück, um seinen andern Bruder in Westfranken zu bekriegen. Damit er jedoch gegen alle Angriffe Ludwigs gesichert, und sein Rücken gedeckt seyn möge, vertraute er die Rheingrenze seinem Freunde, dem Erzbischof von Mainz, Otgar, und dem Grafen von Metz, Adalbert, an, und ernannte letztern zum Herzog von Ostfranken.

Indessen hatte Ludwig die teutschen Völker gewonnen, und bedrohete das geschwächte Heer, womit Adalbert den Rhein vertheidigen sollte. Lothar mußte daher Westfranken verlassen, um Ostfranken zu schützen. Mit Hülfe Otgars und Adalberts ging er bei Worms über den Rhein und gewann durch List und Versprechungen viele der diesseitigen Völker wieder, welche ihm sein Bruder abtrünnig gemacht hatte. Ludwig war dadurch gezwungen, sich nach

Baiern zurückzuziehen, und Lothar stellte sich mit seinem Heere zwischen die Brüder, um ihre Vereinigung zu verhindern.

Da durch diese Verlegung der Truppen ein großer Theil seines Heeres nach Westfranken gezogen, und die Linie, welche Adalbert an dem Rheine zu vertheidigen hatte, geschwächt war, brach Ludwig wieder aus Baiern hervor und rückte in Schwaben ein. Auf diese Nachricht ging ihm Adalbert sogleich entgegen, um ihn vom Rheine abzuhalten. Bei dem sogenannten Ries kam es zu einem hartnäckigen Treffen, worin dieser geschlagen und erschlagen wurde. Nach dem Siege zog Ludwig ungehindert über den Rhein nach Westfranken, und vereinigte sich mit seinem Bruder Karl. Da aber Lothar von seinen Ansprüchen nicht abstehen wollte, lieferten ihm die Brüder am 25. Tage des Brachmonats im Jahre 814 bei Fontenai jene blutige Schlacht, worin er, wie einige Geschichtschreiber behaupten, 40000 Mann verloren haben soll.

Flüchtig mußte nun der stolze Fürst sich nach Achen zurückziehen, während dem sein Freund der Erzbischof von Mainz die siegenden Brüder zu trennen versuchte. Durch dessen Hülfe kam er auch wieder nach Mainz und Worms zurück, und wollte seinen Anhang in Teutschland verstärken; Karl aber und Ludwig zogen ihre Heere im Elsaß zusammen, und schwuren sich einander zu Straßburg neue Brudertreue und wechselseitige Unterstützung. [1]

1. Ich will davon das Original, als eines der ältesten teutschen Bruchstücke anführen.

Die Franken.

In Godes Minna, in durch tes Christianes Folches in unserer Bedhero Gehaltnißi fon thesemo Dage frammordes so fram so mir Got gewizzen indi Mahd furgibit so hald ich diesen minan

Nach diesem geschlossenen Bündnisse zogen beide mit ihrem Heere gen Worms und belustigten sich da, weil der Winter sehr hart war, mit Ritterspielen; alsdann rückten sie im Frühjahr zu Wasser und zu Lande gegen die Mosel vor, wo Lothar Otgarn, den Erzbischof von Mainz, und statt des bei dem Ries gebliebenen Adalbert, den Grafen Hatto zurückgelassen hatte, um ihnen den Uebergang zu verwehren. Indessen aber war Karl über den Hundsrück, Ludwig über den Haynrich vorgerückt, und beide hatten sich bei Coblenz vereinigt. Der Erzbischof und Hatto konnten sich gegen eine solche überlegene Macht nicht halten; sie ergriffen die Flucht und zogen nach Sinzig, wo Lothar gelagert war. In diesen verzweifelten Umständen suchten sie ihren Herrn zum Frieden zu bewegen. So kamen endlich im Jahre 843 zuerst zu Coblenz, dann, als da neue Irrungen entstanden waren, zu Verdun die Gesandten der drei feindseligen Brüder zusammen, und schlossen jenen merkwürdigen Vertrag, wodurch Teutschland von Gallien oder Frankreich bis auf unsere Zeit getrennt blieb. Lothar erhielt die Kaiserwürde, Italien, und diesseits der Alpen die Länder zwischen der Rhone, Saone, der Maas und der Schelde, welche nun von ihm Lothringen genannt wurden. Karl bekam, da Pipin gestorben war, Gallien, und Ludwig

Bruodher so so man mit rehtu sinan Broudher scal inti Uthaz er mig so so anduo indi mit Lutherem nino theinen thing an gegango zhe minan Wellon imo — ce Schadhen werhen.

Hierauf die Schwaben.

Obo Karl then Eid then er sinemo Bruodher Ludhuwige gesuor geleistit inde Ludhuwig min Herro then er mir gesuor forbrichit ob ih ina we arwendeme mag noh ih noch thero thimhes arwenden mag imo the follusti widhar Karl ne wirdhit.



Teutschland diesseits des Rheins, und jenseits noch den Speier- Worms- und Nahegau.

Nach der Theilung des Verduner Vertrags verlegte Ludwig, welcher jetzt als erster teutscher König, der Teutsche genannt wird, seinen Sitz nach Frankfurt am Main, und verschönerte diese Stadt mit neuen Gebäuden, einer Domkirche, und seinem Hofstaate. Auch brachte er nach dem Tode Lothars einen großen Theil von Lothringen wieder zum teutschen Reiche; allein er mußte nun die nämliche Undankbarkeit an seinen Söhnen erfahren, welche er gegen seinen Vater geübt hatte. Karlmann, Ludwig II. und Karl der Dicke dachten auf eine neue Reichstheilung in Teutschland und erregten gegen ihn Verschwörungen, welche ihm und seinem Reiche gefährlich werden konnten. Zweimal mußte sie der Vater nach Tribur bescheiden, um den Zwist beizulegen; allein jedesmal waren die Friedensunterhandlungen fruchtlos geblieben. Mehr verführt von den Großen, als selbst Verführer, kamen sie endlich nach Frankfurt, um sich mit dem Vater auszusöhnen. Die fuldischen Jahrbücher sagen, sie wären durch Ludwigs Vorwürfe und die Beschwörungen des Erzbischofs von Mainz, Lindebert, so in Furcht getrieben worden, daß sie sich vom Teufel besessen glaubten. Derselbe wurde ihnen auch in der Hofkapelle ausgetrieben, und als Karl sich dabei besonders krampfhaft gebehrdete, und sechs Männer, welche ihn packen wollten, zurückschlug, sagte der Vater: » Siehst du nun, mein Sohn, mit welchem Fürsten » du dich verbunden hast, boshafte Anschläge gegen deinen » Vater zu schmieden? Siehst du nun, wie alle Teufels- » künste zuletzt an Tag kommen? Bekenne dein Verbrechen, » so wird dir Gott verzeihen, wie ich dir vergebe. « Bei diesen Worten bekannte der Prinz, in Gegenwart des

Volks, daß er vom Teufel zum Ungehorsam verführt worden sey und erhielt Verzeihung.

Das Glück oder vielmehr das Unglück wollte es endlich, daß die ganze fränkische Monarchie auf eben diesen Karl den Dicken kam, welchem Geistes- und Körperschwäche die Kraft zu regieren versagten. Er überließ das Reich den Einfällen der Normänner, und die Reichsgeschäfte dem Bischof Leutwart. Jene waren, nachdem sie die rheinischen Städte verwüstet und den Erzbischof von Mainz erschlagen hatten, bis nach Worms vorgedrungen. Dieser machte sich durch seine Verwaltung bei den Großen verhaßt. Er wurde der Untreue, der Verschwendung, und sogar eines unerlaubten Umgangs mit der Kaiserin Richardis beschuldigt, und Karl hatte die Niederträchtigkeit, die Anklage gegen seine Gattin dem versammelten Volke öffentlich vorzutragen.

Man kann sich leicht vorstellen, was für einen Eindruck dieses Betragen, sowohl auf die angeklagte Fürstin als auf das versammelte Volk machen mußte. Jene erklärte mit weiblichem Stolze: daß man Hebammen, oder sonst ehrliche Frauen herbeibringen möge, welche ihre Jungfrauschaft untersuchen sollten, denn mit diesem Manne wollte sie ferner nicht wohnen. Sollte aber dieser ihr Antrag verworfen werden, so sey sie erbötig, ihre Unschuld durch einen Zweikampf oder gar die Feuerprobe zu erweisen. Sie ließ sich hierauf von ihm scheiden, und baute das Kloster zu Andlau, wo sie in Einsamkeit ihr Leben beschloß. Das Volk aber verachtete seinen Kaiser um so mehr, weil er sich selbst geschändet hatte. Der gedemüthigte Fürst mußte seinen Liebling, den Bischof Leutwart vom Hofe entfernen, und dieser entfloh zu Arnulf, dem Herzog in Baiern, und beredete ihn,



die durch Karl den Dicken verächtlich gewordene Kaiserkrone für sich nachzusuchen. Arnulf hatte sich bei den Einfällen der Normänner rühmlich ausgezeichnet und sie vom Rheine zurückgeschlagen, Leutwart, und bald hernach Hatto der Erzbischof von Mainz, waren seine Freunde, die Großen aus dem saalfränkischen Geschlecht unterstützten ihn. Der Kaiser wollte so eben zu Ingelheim seinem natürlichen Sohne Bernhard die Krone aufsetzen, aber die Verschwornen beriefen das Volk und die Fürsten im Jahre 887 nach Tribur. Karl der Dicke wurde auf dieser Reichsversammlung des Thrones entsetzt, und Arnulf, als ein Sprößling der Karlinger darauf erhoben.

Zum Unglücke regierte dieser tapfere Fürst nicht lange genug, um dem zerrütteten Reiche wieder die gehörige Kraft geben zu können. Nach einer zweijährigen Regierung starb er, und hinterließ einen minderjährigen Sohn, Ludwig das Kind, unter welchem Hatto, der Erzbischof von Mainz, und Otto, der Herzog von Sachsen, das Reich verwalteten. Ehe wir aber erzählen was unter diesen letzten Karlingern am Rheine vorgefallen, und wie nach seinem Tode die Krone an andere Geschlechter gekommen, wird es nöthig seyn, zuvor die Veränderungen anzugeben, welche die Zwietracht oder Schwäche der Karlinger in der fränkischen Monarchie hervorgebracht haben.

Nachdem Karl der Große die Welt verlassen, und seine Enkel zu Verdun sein Erbe getheilt hatten, bestand das Reich teutscher Nation aus vier großen Herzogthümern, welche deren Stammvölker umfaßten. Das erste und Hauptherzogthum war jenes der Franken. Es erstreckte sich von der Saar und den Ardennen längst dem Rheine und Maine hin, und enthielt den wahren fränkischen Boden, auf welchem auch der teutsche König

gewählt und gekrönt werden mußte.[1] Es war in das Saalfränkische und Uferfränkische oder ripuarische abgetheilt. Jenes lief an dem Maine hinauf bis nach Thüringen, dieses am Rheine hinunter bis nach den Niederlanden. Nach dem Pabste waren die rheinfränkischen Erzbischöfe die ersten Prälaten in der Kirche; nach dem Kaiser die rheinfränkischen Herzoge die ersten Beamten im Reiche. Ihr Geschlecht wurde deßwegen auch das Salische genannt. Das zweite Herzogthum war jenes von Allemanien oder Schwaben. Es lag zwischen den Vogesen, dem Nekar, der Donau und dem Lech, und lief längst dem Oberrhein von der Schweiz bis schier zum Nekkar hin. Seine Herzoge stammten ebenfalls von einem der ältesten Geschlechter der fränkischen Monarchie, den Etichonen. Das dritte war das Herzogthum von Baiern, durch welches die Donau strömte, und das vom obern Main bis zu den italienischen Alpen seine Gränzen hatte. Ehemals wurde es durch eigene Könige und Herzoge aus dem Geschlechte der Agilolfinger regiert, welche der Franken Herrschaft mit Stolz ertrugen, bis Karl der Große den letztern derselben, Tassilo, seines Ungehorsams wegen, nach dem Kloster Lorch verbannt, und das Herzogthum an Grafen übergeben hatte. Unter diesen kam es zuerst an Ludwig den Teutschen und Karlmann, durch diesen an seinen natürlichen Sohn Arnulf. Das letzte war endlich das Herzogthum von Sachsen. Es erstreckte sich von den Niederlanden bis an die Weser und Elbe. Seine Fürsten und Völker

1. Daher noch die bis auf unsere Zeit übliche Gewohnheit, daß die Stadt Achen zur Krönung den Grund nach Frankfurt bringen mußte.

hatten unter Wittekind über dreißig Jahre gegen Karl den Großen gestritten; bis dieser sie gänzlich bezwungen und dem Reiche einverleibt hatte. Das fränkisch-ottonische Geschlecht erhielt das Herzogthum.

Zu diesen ächtteutschen Herzogthümern zählte man noch jene, welche entweder durch Eroberungen, oder Colonien dazu gekommen waren. Davon lag jenseits das Lothringische, welches unter Arnulf von Frankreich abgelößt wurde, und seine Gaue längst der Mosel herab bis an den Rhein ausdehnte. Jenseits der Elbe und der Donau aber lagen die Mark- oder Grenzländer, welche den Slaven abgenommen wurden.

Diese großen Herzogthümer waren noch jetzt, wie zu den Zeiten Karls des Großen, in Gaue und Hundreden abgetheilt; allein die Reichsverfassung hatte durch die bisherigen Bürgerkriege und schwachen Regierungen schon wichtige Veränderungen erlitten. Die Karlinger hatten nämlich während ihrer Streitigkeiten das Reichsgut an geistliche und weltliche Vasallen verschenkt, um sie für ihre Partei zu gewinnen. Die Herzogthümer und die Grafschaften gaben sie nur solchen Leuten, welche dem bürgerlichen Könige dienten, und diese machten sie in ihrer Familie erblich. Die Bischöfe und Aebte waren ihre Kanzler und Rathgeber geworden, und erhielten von ihnen ähnliche Schenkungen für ihre Kirchen und Klöster. Die gemeinen Freien oder Landwehrigen, der Verwirrung und des Druckes müde, entzogen sich unter irgend einem Vorwande dem Heerbanne, oder trugen ihr Stammgut einer Kirche als Lehen auf, um nur Schutz zu finden. Dadurch bekam die ganze Verfassung eine andere Richtung. Die Lehen- und Dienstleute erhoben jetzt ihr Ansehen über die Freien und Landwehrigen, und schon im Coblenzer Ver-

trag vom Jahre 850 wurden sie als die vorzüglichsten Stützen und Stände des Reichs angesehen. Der Heerbann kam außer Achtung und Uebung, und die Kriegsgewalt wurde nur im Lehendienste gesucht. Der Grafen Gewalt ging entweder durch Schenkungen an die Kirchen, oder durch Erbschaft an die Familien über; und statt der alten Gaugrafen erschienen allbereits Stammgrafen und Vögte. Auf den März- und Maifeldern wurden die Stimmen des gemeinen Volkes durch das Waffengeklirr der Mächtigen unterdrückt, und die Reichskrone war auf dem Haupte schwacher Fürsten ein Spielwerk der Parteien oder Empörer geworden. In diesen Zeiten der Verwirrung müssen wir den Grund der Landeshoheit der rheinischen Staaten suchen.

Die Bisthümer am Rheine waren schon zu der Römer Zeiten gestiftet, und durch Constantin's Verordnungen nicht ohne weltlichen Einfluß geblieben. Die Merwinger, besonders Dagobert, haben die Kathedralkirchen und Klöster am Rheine mit großen Gütern beschenkt, und selbige von der gemeinen Gerichtsbarkeit der Grafen befreiet. Diese Vorrechte wurden von den Karlingern nicht nur bestätigt, sondern noch vermehrt. In den Stiftungs- und Schenkungsurkunden derselben, wovon man in den Sammlungen des Klosters Lorsch, oder in den Werken eines Schöpflin's, Schannat's, Hontheims, Würdtweins und Gudenus ꝛc. eine Menge findet, heißt es ganz ausdrücklich: daß weder ein Graf, noch ein anderer königlicher Beamter seine Gerichtsbarkeit über dieselben ausüben, oder Gefälle von ihren Gütern heben sollte, indem sie gänzlich davon befreiet wären.«

Diese königlichen oder fürstlichen Schenkungen half das von den weltlichen Herren gedrückte Volk vermehren.

Da während der bürgerlichen Kriege kein einzelner Bürger oder Wehre mehr auf seinem Stammgute sicher war, so gab er es um so lieber unter den Schutz einer Kirche, weil er als geistlicher Vasall oder Dienstmann, durch Kirchenbann geschützt, in Gottesfrieden leben konnte. Haufenweise liefen jetzt die Wehren zu den Altären, und trugen ihre Allodien den Heiligen als Lehen auf. Nur allein in den Urkunden des Klosters Lorsch finden wir über viertausend freie Wehren, welche sich dieser Kirche ergeben hatten.

Diesem zufolge können wir annehmen, daß schon unter den Karlingern die Erzbisthümer von Mainz, Trier und Cölln; die Bisthümer von Worms, Speier und Straßburg, und die Abteien von Niedermünster, Marmünster, Weissenburg, Lorsch, Prüm, Maximin, Murbach 2c. königliche Rechte ausgeübt haben. Die Gewalt der Geistlichen wuchs so schnell heran, daß der Erzbischof von Mainz, Hatto, unter dieser Dynastie mit Otto von Sachsen Reichsverwalter wurde.

Von den weltlichen Fürsten und Grafen läßt sich nicht so bestimmt angeben, wann und wie sie die Reichsgewalt in ihren Familien erblich gemacht haben. Die Stifter und Klöster hatten gleich ihre Archive und Urkundenschreiber; aber die weltlichen Herrn verließen sich auf den Besitzstand und die Waffen. Indessen ist es nicht nur wahrscheinlich, sondern auch urkundlich gewiß, daß sie mit den Bischöfen und Aebten fast gleiche Schritte zur Landeshoheit gemacht haben. Der gelehrte Schöpflin zählt in seinem erläuterten Elsaß sieben Grafen und vier und zwanzig Dynasten, welche schon unter den Karlingern dort ansässig waren; und wenn die Verzeichnisse der ersten Turniere, welche Heinrich I. im Jahre 938, also gleich nach dieser

Zeit angeordnet haben soll, ihre Richtigkeit hätten, so fänden wir über funfzig Dynasten und Stammgrafen von dem Rhein her, welche ihre Würde und Gewalt nicht mehr als königliche Beamten in irgend einem Gaue, sondern als Besitzer und Erbherren zu behaupten suchten. Die großen Herzogthümer wurden zwar noch, wie zuvor, von den Königen vergeben, allein sie gingen doch meistens von dem Vater auf den Sohn über. Unter den zu der Zeit mächtigen Familien beherrschte jene des Eticho, welche schon im Jahre 690 unter den Merwingern Herzog in Schwaben war, den Oberrhein im Breisgau, und dem Elsaß. Das salische Haus hatte das fränkische Herzogthum und mehrere Gaue desselben am Mittelrheine bereits in seiner Familie erblich gemacht; und die Nachkommen der Grafen von Teusterband an dem Unterrheine mehrere Fürstenthümer besessen. In den Herzogthümern von Baiern und Sachsen herrschten nach Abgang des Taßilo und Wittekind zuerst das karlingische und babenbergische, dann das welfische und ottonische Geschlecht. Von und aus diesen großen Fürstenhäusern wurden jetzt, da die Karlinger mit Ludwig dem Kinde ausgestorben waren, die teutschen Könige und römischen Kaiser gewählt.

Ich habe in diesem Buche meinen Lesern die Hauptzüge eines großen Reichs- und Kirchengebäudes vorgezeichnet, welches ursprünglich auf die Rechte der Bürger und Völker gegründet war. Ich habe aber auch zugleich die Hauptursachen und Mängel angegeben, wodurch es mit der Zeit untergraben werden mußte. In unsern Zeiten waren zwei Fälle möglich, worin ein ähnliches,

aber geläuterteres: Gebäude aufgeführt werden konnte; einmal durch die Hände Napoleons bei dem Frieden von Tilsit, das anderemal von den verbundenen Mächten bei dem Kongresse zu Wien. Bei beiden Gelegenheiten habe ich meine Gedanken darüber mitgetheilt, sie sind aber, wie so vieler andern ihre, in dem Geiste der Zeit verschwunden. [1] Ich ziehe mich daher wieder in die Grenzen der so belehrenden Geschichte zurück, eingedenk des alten Sprichworts: Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden.

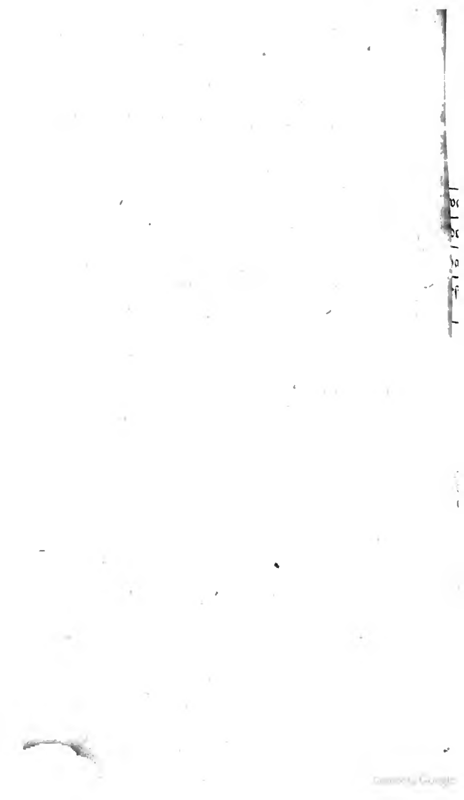
1. Siehe Staatsrelationen V. Band Seite 51 ꝛc. und VIII. Band Seite 126 ꝛc. Man vergleiche damit de Pradt Congres de Vienne.

Drittes Buch.

Geschichte des Rheins

unter dem

salischen Geschlechte.



eiblin 24(.)

Erbin v

ahngau,

, 879.

, 902.

vaben, 949.

au, 948.

volf.

Uto, Gaben.

Hernstein, 1036.

un

10

Mathilde.

Hern

. . .

Von

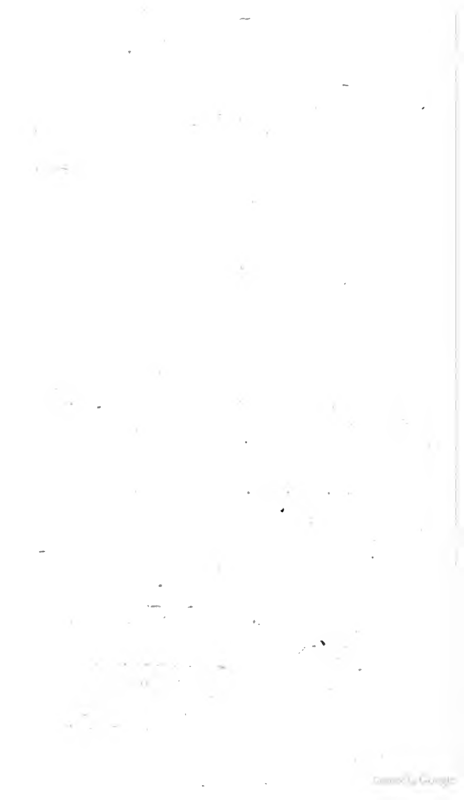
einrich von

Ludwigenellenbogen,

in 1102.

1039

Kaiser, 12



Geschichte des Rheins

unter dem

salischen Geschlechte.

Nach Abgang der Karlinger erhoben sich zwei Geschlechter oder Fürstenhäuser am Rheine, welche nicht nur die Länder dieses Flusses rühmlich beherrscht, sondern die Kaiserkrone selbst getragen haben; das etichonische nämlich und das salische. Sie werden noch bis auf heute als die Wurzeln der ersten Fürstenstämme in Teutschland angesehen; denn die Oestreicher, die Braunschweiger, die Baadner, die Hessen, die Nassauer, die Zollner, die Solmser und die Wittgensteiner rühmen sich von beiden abzustammen.

Das salische Geschlecht ist zuverlässig eines der ältesten der fränkischen Monarchie, und scheint, selbst seinem Nahmen nach, wie das Karlingische und Etichonische, mit ihr entstanden zu seyn. Schon unter deu Merwingern kommen einige Herzoge und Grafen unter dem Namen Warin, Warnacher oder Werner vor, welche nicht unwahrscheinlich dazu gehören. Auch wird der Graf

Warin vom Lobdengau, welcher mit dem Grafen Kankor den Leib des heiligen Nazarius feierlich nach Lorsch trug, und der heilige Rupert, welcher ein Herzog von Bingen und Pfalzgraf gewesen seyn soll, darunter gezählt. Es würde mich zu weit führen, wenn ich alle die gewagten Hypothesen der Geschlechts- und Alterthumsforscher über den Ursprung und die Folge dieses alten fürstlichen Stammes umständlich, oder auch beurkundet, anführen wollte. Ich habe daher das Wahrscheinlichste davon in beiliegender Tabelle zusammengesetzt. Unter den Merwingern erscheint es noch undeutlich, und nur nach einigen Würden und Nahmen errathen; unter den Karlingern schon mächtig und groß; nach ihnen selbst auf dem Kaiserthrone. Ein Zweig davon hat seinen Sitz zu Worms, der damaligen Hauptstadt von Ostfranken aufgeschlagen, der andere sich zu Weilburg an der Lahn festgegründet. Von diesem müssen wir zuerst reden, weil er sich schon unter den Karlingern rühmlich hervorgethan hat.

Während der hartnäckigen und blutigen Kriege, welche Kaiser Karl über dreißig Jahr gegen die Sachsen führte, wurde die Lahn eine vorzügliche Vertheidigungslinie der fränkischen Monarchie. Als er im Jahre 778 gegen die Sarazenen in Spanien gezogen war, brach das unruhige Volk bis an den Rhein und die Lahn verwüstend vor, weil beide Flüsse jetzt ohne Heer und Vertheidigung waren.[1] Die rheinischen Grafen schlugen zwar den wilden Sachsenschwarm wieder zurück; allein er bedrohte doch noch immer diese Grenze des Reichs. Damit also dieselbe künftig nicht mehr den schnellen Einfällen des unruhigen Volkes ausgesetzt seyn mögte, befestigte Karl die Lahn

1. Siehe das vorige Buch.

und ihre Umgebungen mit vielen Schlössern und Bollwerken, und vertraute ihre Vertheidigung einem gewissen Gero oder Gerhard an, welcher von einigen Geschlechtsforschern für einen Salier gehalten wird. Durch diese Anstalten Karls des Großen, oder doch bald hernach, sind wahrscheinlich die Städte und Schlösser von Kassel, Marburg, Karlsmund, Wittekindenstein, Utenstein, Solms, Weilburg, Limburg, Laurenburg, Ostlager, Westlager, Friedeslager, Heersfeld, Gotteslager [1] und andere angelegt worden, welche später die Sitze der salisch-fürstlichen Häuser wurden.

Unter Karls des Großen Nachfolger, Ludwig dem Frommen, finden wir einen andern Gerhard oder Gebhard als Grafen vom Lahngaue, welcher von diesem im Jahre 879 gegen seine aufrührischen Söhne aufgeboten wurde. Man kann nicht sagen, ob er bei Colmar auf dem Lügenfelde dem Kaiser treu geblieben, oder zu den Söhnen übergegangen sey. [2] So viel ist aber gewiß, daß dessen Söhne Uto, Bertholf, Beringer und Waldo die Partei gegen Ludwig den Teutschen ergriffen haben, und darum nach Frankreich flüchtig gehen mußten. Dafür wurden sie aber nach dessen Tode von Ludwig II. oder dem jüngern mit Gütern und Herrlichkeiten belehnt; denn gleich nach ihrer Rückkunft finden wir sie und ihre Nachkömmlinge nicht nur wieder im Besitze der beiden Lahngaue, sondern auch als Grafen mehrerer rheinischer Gaue, sogar als Herzoge von Franken und Schwaben und endlich selbst auf dem Kaiserthrone.

1. Das heutige Wittgenstein, Idstein, Aslar, Wetzlar, Fritzlar und Goßlar.

2. Späterhin kommt er als Abgesandter Ludwigs des Teutschen an Lothar vor, um die Befreiung des Kaisers zu erwirken.

– Graf Uto hatte vier Söhne, wovon Konrad im obern, Eberhard im niedern Lahngau, Gebhard im obern Rheingaue und der Wetterau Grafen, und Rudolf Bischof von Würzburg wurden. Diese halfen Arnulfen, gegen Karl den Dicken, auf den Kaiserthron erheben, dafür erhielten sie auch seine ganze Gnade. Konrad wurde unter ihm Herzog in Franken, Gebhards Sohn Hermann unter Heinrich I. Herzog in Schwaben, Rudolf Bischof von Würzburg, und Hatto, ihr Freund, Erzbischof von Mainz und Verwalter von zwölf reichen oder fürstlichen Abteien. Eine solche Macht, welche die Salier unter dem Kaiser Arnulf erworben hatten, erregte die Eifersucht vieler Großen in Franken. Kein Fürstenhaus war aber mehr gegen sie aufgebracht, als jenes der Babenberger oder Bamberger, welches zu der Zeit die Markgrafschaft von Thüringen oder Ostfranken verwaltete, und sein in derselben errichtetes Stammschloß von Bawa, der Gemahlin Hugo's I., Bawenberg oder Bamberg nannte. Vermuthlich stammte dieses Haus von dem andern mächtigen Geschlechte der fränkischen Monarchie, den Etichonen oder dem Adelbard her, welcher unter Ludwig dem Frommen so großen Einfluß hatte. Wir werden von dessen Zweigen, den Habsburgern, den Welfen und Zähringern weiter unten reden; hier soll nur der Streit der Babenberger mit den Saliern angeführt werden.

Die Ursache des Hasses beider Familien suchen viele Geschichtschreiber in dem Kriege nach, welchen der Markgraf von Thüringen, Poppo, zu der Zeit gegen die Slaven führte, und zu welchem er den Bischof von Würzburg Arno zu bereden wußte. Während des Feldzuges hatte sich dieser Prälat zu weit vorgewagt. Die Feinde

überfielen ihn, da er gerade Messe las, und ermordeten ihn am Altare. Hierüber kam Klage bei dem Kaiser. Der Markgraf wurde beschuldigt, daß er den Bischof nicht genug unterstützt habe. Er wurde seines Amtes entsetzt und selbiges an den Grafen Konrad, das erledigte Bisthum von Würzburg aber an dessen Bruder Rudolf übergeben.

Kurz nach diesen Vorfällen starb der Kaiser Arnulf, und Hatto, der Erzbischof von Mainz und Freund der Salier, verwaltete statt dessen Sohn, Ludwig dem Kinde, das Reich. Der bisher zurückgehaltene Haß der babenbergischen Brüder, Heinrich, Adelhard und Adelbert brach nun in eine offene Fehde aus. Sie fielen mit verwüstender Rache in die nahen Länder des Bischofs von Würzburg ein; die Salier aber zogen mit einem starken Heere ihrem bedrängten Bruder zu Hülfe, und lieferten ihren Feinden eine so mörderische Schlacht, daß Graf Heinrich von dieser, Graf Eberhard von jener Seite auf dem Platze blieben; Graf Adelhard aber gefangen, und als Reichsfeind von den Saliern enthauptet wurde.

Durch diesen blutigen Feldzug wurde die Macht der Babenberger zwar gebrochen; allein Adelbert, welcher von den drei babenbergischen Brüdern noch allein übrig geblieben war, dachte auf fernere Rache. Er sammelte bald wieder ein beträchtliches Heer an dem obern Maine und bedrohete damit die Länder seiner Feinde; zugleich brachte er die Grafen vom Bliesgau, den Gerhard und Matfried gegen sie auf, damit sie denselben auf der linken Rheinseite in den Rücken fallen möchten. Um seine Angriffe noch mehr zu verlarven, machte er längst dem Maine herab, bald rechts, bald links, Bewegungen,

wodurch die Salier ihre Truppen vertheilen mußten. Demzufolge schickte der Graf Konrad seinen Sohn, gleiches Nahmens, gegen die Grafen vom Bliesgau, und dieser vertrieb sie von der Mosel und aus Trier, wo sie bereits die Kirchen von St. Maximin und zu unserer lieben Frauen verwüstet hatten. Konrad selbst lagerte sich bei Friedslar in Hessen, Gebhard aber, dessen Bruder, beschützte die Wetterau. Da auf diese Weise die Macht der Salier getheilt war, überfiel Adelbert den Grafen Konrad bei Friedslar, schlug dessen zwei ersten Treffen zurück, weil sie schändlich die Flucht ergriffen, hierauf rückte er mit seinem siegenden Heere gegen seinen Feind selbst vor, welcher den dritten Haufen angeführt hatte. Umsonst führte der tapfere Konrad seine fliehenden Truppen zur Schlacht zurück, umsonst schrie er ihnen zu: daß sie sich für ihre Weiber, Kinder und Länder schlagen sollten. Die Feigen flohen. Wüthend stürzte er sich nun mit seinen wenigen Tapfern dem eindringenden Feinde entgegen. Er wurde von ihrer Anzahl umringt, geschlagen, und mußte mit dem Degen in der Faust auf dem Kampfplatze sein Leben lassen. Nach dem unglücklichen Treffen kam seine Gattin Glismuth mit seinen Kindern selbst auf das Schlachtfeld. Sie zog den blutigen, mit Wunden bedeckten Leichnam unter den Erschlagenen hervor, wusch ihn mit Thränen und anderem Wasser rein ab, und trug ihn nach Weilburg in die Gruft ihrer Väter.

Indeß also Konrads Wittwe mit ihren Kindern ihren Gatten begrube, hatte Adelbert des in der ersten Schlacht gefallenen Grafen Eberhard's Wittwe Wiltrude mit ihren Kindern und dem Bischofe von Würzburg aus Franken gejagt. Diese Gewaltthaten erregten endlich den Zorn des Erzbischofs Hatto, des Freundes der Sa-

lier. Er bot als Reichsverweser den Heerbann auf, und forderte den babenbergischen Grafen, als einen Friedensstörer vor ein kaiserliches Gericht nach Tribur. Adelbert sahe nun ein, daß er gegen die vereinte Macht der Salier und des Reichs im offenen Felde nicht mehr halten konnte. Er zog sich daher nach seiner festen Burg Theres oder Bamberg zurück, und trotzte der Acht und dem Banne. [1]

Indeß war Hatto mit den Saliern und dem jungen König ihm nachgefolgt, und da er sahe, daß der entschlossene Graf nicht mit Gewalt zu bezwingen sey, that er es mit List. Er ging nämlich vor Bamberg und ließ dem Belagerten bedeuten: daß er ihn unverletzt wieder in seine feste Burg zurückbringen würde, wenn er ihm nur auf die königliche Vorladung folgen würde. Adelbert, dem erzbischöflichen Worte trauend, zog mit Hatto aus der Festung, dieser aber wußte ihn, unter dem Vorwande, daß sie zuvor noch ein Frühstück nehmen wollten, wieder zurückzuführen; und als er hierauf mit ihm das zweitemal ausgezogen war, ließ er ihn im Namen des Königs ergreifen, und vor dem gesammten Heerbanne das Haupt abschlagen.

Durch die Unterdrückung des bambergischen Hauses wurde nun das salische das mächtigste in Franken und endlich in dem Reiche selbst. Als nach dem bald erfolgten Tode Ludwigs des Kindes, 911, kein Karlinger mehr vorhanden war, theilten sich die Großen des Reichs in ihrer Wahl zwischen Konrad dem Herzog in Franken,

1. Soweit Regino ein gleichzeitiger, das Folgende wird erst von spätern Geschichtschreibern, vielleicht aus Haß gegen Hatto erzählt.

und Otto, den Herzog von Sachsen; dieser aber trat Alters wegen zurück, und so wurde jener auf den Thron Karls des Großen erhoben. Das gute Vernehmen zwischen den Franken und den Sachsen dauerte aber nur so lange, als der erlauchte Greis Otto lebte. Nach seinem Tode wollte Konrad, um die Macht Heinrich's, welcher dem Vater im Herzogthum von Sachsen gefolgt war, zu brechen, jenen Theil von Hessen wieder mit Franken vereinigen, welchen Otto, der Nähe wegen, bisher verwaltet hatte. Der muthige Heinrich griff aber zu den Waffen, und behauptete sich darin gegen die Heere des Kaisers und dessen Bruders, Eberhards, des Herzogs von Franken. Durch diesen Zwist wurde der alte Haß der Sachsen gegen die Franken wieder aufgeblasen, welcher seit den Siegen Karls des Großen nur unter der Asche geglimmt hatte.

Da Konrad die Gefahr voraus sahe, welche daraus dem Reiche erwachsen könnte, weil er keine männlichen Nachkommen hinterließ, berief er kurz vor seinem Tode die Großen des Reichs nach Weilburg an sein Sterbebett und ermahnte sie, wenn er verschieden seyn würde, Heinrichen von Sachsen zu seinem Nachfolger zu wählen. Seinen ältern Bruder Eberhard ließ er heimlich zu sich kommen, und sagte ihm folgende, von ächter Vaterlandsliebe beseelte Worte: »Liebster Bruder! du siehest nun, »daß der liebe Gott mich bald von diesem irdischen Reiche »in das himmlische abrufen wird, ohne mir einen Sohn »geschenkt zu haben, der meine Krone erben könnte. Du »hättest zwar als mein nächster Anverwandte die gerechtesten »Ansprüche darauf. Wir Franken sind auch mächtig, »haben Städte Volk und Waffen, und würden wohl »einem Königsthrone Glanz geben; allein an Glück und »Weisheit übertrifft uns Heinrich. Auf ihm beruhet jetzt

» des Reiches Wohl. Ich habe dich daher, um dir keinen
» Verdruß zu machen, wie du es wünschtest, heimlich zu
» mir rufen lassen, und scheide vertrauend auf dich, du
» werdest Teutschlands Heil nach meinem Rathe befördern.
» Nimm diese Kleinodien, Lanze und Schwert, Geschmeide
» und die Krone der alten Könige; und bringe sie Heinrich
» dem Sachsen, daß er dein Freund im Frieden herrsche.
» Melde ihm, daß Konrad sterbend allen Fürsten ihn zum
» Könige empfohlen habe.«

Dieses waren die letzten Worte Konrad's. Eberhard versprach ihm mit weinenden Augen, seine Bitte zu erfüllen. Sobald er die Leiche seines verewigten Bruders mit gehörigem Trauergepränge in das Grab ihrer Väter zu Weilburg beigesetzt hatte, schickte er die Reichsinsignien seinem Nebenbuhler Heinrich, da dieser eben im Vogelfangen begriffen war.[1] Er berief hierauf seine Franken nach Friedslar, und ließ Heinrich in Gegenwart der Sachsen zum Könige ausrufen. Man muß gestehen, daß dieses Opfer, was Eberhard dem gefährdeten Vaterlande brachte, mehr Ruhm verdient, als Heinrichs vorige Siege über ihn. Darum soll es in dieser rheinischen Geschichte den teutschen Fürsten als Beispiel dastehen, wie man seinen Nutzen und seinen Ehrgeitz dem gemeinen Besten unterwerfen müsse. Heinrich wußte auch den Edelmuth Eberhards in seiner ganzen Größe zu würdigen. Er wurde dessen Freund, und durch diese Verbindung gelang es ihm, seine heimischen Feinde, Arnulf den Herzog von Baiern, und Burkard den Herzog von Schwaben, und seine äußern, die Slaven und Hun-

1. Daher er auch der Vogler oder Finkler genannt wurde.

garn, zu bändigen. Lothringen wurde wieder mit den rheinischen Ländern verbunden und die Ruhe im Reiche hergestellt. Für diese von den Saliern ihm geleisteten Dienste gab er nach dem Tode Burkard's dem salischen Grafen Hermann das Herzogthum von Schwaben. Allein sein Sohn und Nachfolger Otto lohnte Eberhards Freundschaft nicht mit dem Danke, welchen sie doch gewiß verdient hatte. Stolz auf den festen Besitz des Thrones, besetzte er die in dessen Herzogthum ledig gewordenen Stellen, ohne auf die fränkischen Geschlechter zu achten, mit seinen Kreaturen, den Sachsen, und diese, auf ihren König trotzend, wollten die dem Eberhard zuständige herzogliche Gewalt nicht anerkennen, unter dem Vorwande, daß sie unmittelbar unter dem Könige stünden.

Unter diesen eingedrungenen Sachsen zeichnete sich besonders ein gewisser Bruning aus, welchem Otto den Theil von Franken zu verwalten gab, welcher an die sächsische Grenze stieß, und daher auch das sächsische Hessen genannt wurde. Er kündigte dem Eberhard förmlich den Gehorsam auf und erklärte ihm ohne Rückhalt, daß seine Grafschaft nicht zu Franken sondern zu Sachsen gehöre. Da Otto dieses ordnungswidrige Betragen nicht selbst rügen wollte, rückte Eberhard, als Herzog von Franken, in Bruning's Grafschaft mit gewaffneter Hand vor, und bestrafte den Ungehorsam des sächsischen Herrn mit Zerstörung seiner Burg Elvershausen. Der Herzog glaubte dadurch die Rechte seines Amtes behauptet zu haben, Otto aber sahe das kühne Unternehmen als einen Friedensbruch, als eine Beleidigung der Majestät an. Er verdammte Eberharden zu einer harten Buße an Pferden und Vieh, seine Anhäuger aber zum Hundetragen, einer unter den Teutschen schimpflichen Strafe, vermöge welcher

der Verbrecher einen räudigen Hund von einem Gaue zum andern tragen mußte.

Eine so unnatürliche Härte gegen einen Fürsten, dem das sächsische Haus doch die Krone zu verdanken hatte, erweckte jenen blutigen und gefährlichen Streit zwischen den Franken und Sachsen, welcher die Geschichte des Rheins so merkwürdig macht, und das teutsche Reich bis auf unsere Zeiten in zwei feindliche Parteien getheilt hat. Die Franken glaubten durch die schimpfliche Behandlung ihres Herzogs und seiner Edlen selbst beschimpft zu seyn, und Eberhard wartete nur auf eine Gelegenheit, sich an Otto rächen zu können. Diese gab ihm die Eifersucht und der Zwist des sächsischen Hauses selbst. Heinrich I. hatte nämlich, noch ehe er zum Throne gekommen war, bereits schon zwei Gemahlinnen geehligt, und von beiden Söhne erhalten. Die erste davon war **Hatburg**, Erweins von Thüringen Tochter, mit welcher er den Grafen **Thankmar** gezeugt hatte, die andere **Mathilde**, welche von dem alten Geschlechte Wittekind's abstammte, und die Mutter der Prinzen **Heinrich**, **Otto** und **Bruno** wurde. Man kann nicht mit Gewißheit sagen, ob es Liebe oder Staatsabsicht war, daß er seine erste Gemahlin verließ und letztere ehligte. Er und sein Vater Otto gaben an, die Ehe mit Hatburg könne darum nicht bestehen, weil sie zuvor schon das Gelübde der Keuschheit abgelegt habe. Dieses scheint aber nur ein Vorwand gewesen zu seyn, und schon die Art und Lage, worin Heinrich Mathilden zum ersten Male sahe, gibt deutlich an Tag, daß mehr Liebe und Ehrgeiz ihn zur Trennung von seiner ersten Gattin bewogen habe, als jenes Gelübde. Nachdem nämlich sein Vater Otto Mathilden ihm als künftige Braut bestimmt hatte, zog er nach dem Kloster, worin sie unter

der Aufsicht der Aebtissin zur weiblichen Tugend gebildet wurde. Heinrich wollte sich ihr nicht gleich zu erkennen geben, und schlich sich unter einer schlechten Kleidung heimlich in das Bethaus, wo die Fräulein ihre Psalmen sangen. Mathilde kniete unter ihnen mit allen Reizen jugendlicher Schönheit und Frommheit geschmückt, und doch in schüchterne Sittsamkeit zurückgezogen. Ihr schönes Haar war über der Stirn getheilt, und mit gleichen Streifen hinten zusammengewunden, in einen Schleier gehüllt, welcher bis zur Schulter hing. Ihren weißen Busen deckte züchtig ein Kragen, welchen am schönen Halse goldene Knöpfe zusammenbanden. Unter ihm umschlang ein Mieder den zarten Leib, an dem der lange Schlepprock befestigt war. Ihre Hände hatte sie vor der Brust andächtig zusammengelegt; ihr Kopf neigte sich ehrerbietig zur Erde, und ihr holdes Auge erhob sich nur dann, wenn sie zu Gott betend gegen den Altar blickte.

In dieser Stellung sah Heinrich zum ersten Male Mathilden und ergab sich ihr sogleich von ganzem Herzen. Was ihm die betende Braut versprochen hatte, hielt ihm auch die liebende Gattin und Hausfrau. Sie wurde seine Freundin, seine Rathgeberin, seine Pflegerin. Sie begleitete ihn in das Getümmel der Schlachten, und zu dem Prunke des Hofes. Sie erzog ihre Kinder zu fürstlichen Tugenden, und auf dem Sterbebette dankte er ihr noch für ihre Treue und Liebe. »Empfange unsern Dank, sagte er, »für alle die mir erwiesene Güte, daß du mich »bei den Uebereilungen des Zorns zu besänftigen suchtest, »und mich ermahntest, den Bedrängten Barmherzigkeit »zu erweisen!«

Mathilde hatte eine große Vorliebe für ihre Kinder, besonders für den Prinzen Heinrich. Sie wollte ihn

auch zum Throne erhoben haben; weil er, als ihr Gatte König geworden war, zur Welt kam; er mußte aber dem Otto nachstehen, der als Erstgeborner zum Könige gewählt wurde. Diese sonderbaren Verhältnisse der sächsischen Familie, und die daraus entstandenen Zwistigkeiten unter den Weibern und Brüdern, gaben jetzt dem Herzog Eberhard die schicklichste Gelegenheit zur Ausübung seiner Rache.

Durch die Vermählung Heinrichs mit Mathilden waren Hatburg und ihr Sohn Thankmar vorzüglich gekränkt. Sie wurde einem andern und geliebtern Weibe nachgesetzt, und ihr Sohn verlor die Ansprüche auf Sachsen und den Kaiserthron. Indeß schienen beide ihr Schicksal mit Gedult zu ertragen; Thankmar forderte von seinem stolzen und glücklichern Halbbruder Otto weiter nichts, als die durch den Tod Siegfried's ledige Grafschaft von Merseburg, welche ihm erblich zugefallen war. Otto würde durch die Bewilligung eines so billigen Begehrens den gefährlichen Zwist in seiner Familie verhütet haben; allein er versagte dem Thankmar die erledigte Grafschaft, und gab sie Gero, dem Markgrafen von Ostsachsen. Thankmar sahe diesen Beschluß seines Bruders als den deutlichsten Beweis seines unnatürlichen Hasses, und Eberhard als die schicklichste Gelegenheit zur Bestrafung seines Undanks, an. Beide vereinigten ihre Macht und griffen zu den Waffen. Thankmar nahm die wichtige Festung Ehresburg hinweg, indeß Eberhard, welcher ihn unterstützte, sich des festen Ortes Belicke[1] bemächtigte, und darin den Bruder Otto's, Heinrichen, gefangen nahm.

1. Vielleicht das jetzige Belicke im Herzogthum Westfalen.

Auf diese Nachricht rüstete der König sogleich ein großes Heer in Sachsen aus, und rückte damit vor Ehresburg. Die Besatzung, durch den schnellen Ueberfall in Furcht gebracht, übergab die Festung, ohne eine lange Belagerung auszuhalten. Der von allen verlassene Thankmar mußte in eine Kirche flüchten, und unter dem Schutze des Heiligthums seine Sicherheit suchen. Allein Otto's Söldner schossen auf ihn durch die Fenster mit Pfeilen und Wurfspießen, und der unglückliche Prinz fiel unter dem Stiche einer auf ihn geschleuderten Lanze.

Nun waren durch dessen Tod zwar die ihm angehörigen Sachsen zur Ruhe gebracht; allein Eberhard stand noch mit seinen treuen Franken unter den Waffen, und drohete den Krieg fortzusetzen. In diesen Umständen sahe sich Otto um einen Vermittler um, welcher ihm den beleidigten Herzog unterwerfen könnte. Er glaubte ihn in dem Erzbischof von Mainz, Friedrich, zu finden, welcher im Jahre 937, nach dem Tode Hildeberts, den heiligen Stuhl erhalten hatte. Die Geschichtschreiber stimmen über den Charakter dieses Prälaten nicht überein. Jene, welche dem Eberhard zugethan waren, schildern ihn als einen frommen, friedliebenden, tugendhaften Geistlichen; aber die von der sächsischen Partei, als einen listigen, heuchlerischen Priester, der unter der Larve der Andacht und Frömmigkeit Aufruhr und bürgerlichen Krieg angezettelt habe. Wenn man blos die Thatsachen, welche beide erzählen, zu Rathe zieht, so ergibt sich, daß er zwar viele Klugheit und Verstellungskunst besaß, allein dieselben nur darum gegen Otto angewendet habe, weil dieser sich gegen Eberharden undankbar, und gegen ihn selbst wortbrüchich gezeigt hatte. Dem sey nun, wie ihm wolle, genug Otto schickte diesen Friedrich an den Eber-

hard, um ihn zum Frieden zu bewegen. Der kluge Erzbischof entledigte sich des Auftrags mit dem glücklichsten Erfolg. Er versprach dem aufgebrachten Herzog in des Königs Nahmen Vergebung und Gnade, wenn er seine Waffen niederlegen würde, und dieser verließ sich auch auf das gegebene Wort und unterwarf sich. Otto aber band sich nicht an den Vertrag, welchen der Erzbischof abgeschlossen hatte, und schickte Eberharden, zur Strafe seines Aufruhrs, eine Zeitlang als einen Verwiesenen nach Hildesheim.

Otto glaubte dadurch sein königliches Ansehn befestigt, und ein abschreckendes Beispiel von Strenge gegeben zu haben, allein seine Treulosigkeit war die Ursach einer Empörung am Rhein, welche ihn und sein sächsisches Haus um den Thron hätte bringen können. Der Erzbischof Friedrich war aufgebracht, weil Otto so wenig sein Wort geehrt hatte. Eberhard wartete nur auf seine Befreiung, um wieder die Waffen zu ergreifen. Schon zuvor hatte er den von ihm zu Belicke gefangenen Bruder des Königs, den Prinzen Heinrich, auf seine Seite gebracht, weil er ihm als Prinzen gebornen seine Rechte zur Krone zu unterstüzen versprach, und dessen Mutter Mathilde war vermuthlich dagegen nicht abgeneigt. Giselbert, der Herzog von Lothringen, Otto's Schwager und Friedrich's Vetter, wurde durch ähnliche Versprechungen gewonnen. Mit dem Könige von Frankreich wurden Unterhandlungen angefangen, daß dieser mit einem Heere in Elsaß einfallen sollte, um die Bewegungen der Verschwornen zu unterstützen. Am untern Rhein hatten die Herzoge von Franken und Lothringen ihre Heeresmacht beisammen; am obern Rhein gehörte Breisach dem Herzoge Eberhard [1], und er belegte

1. Durch seine Großmutter Uta.

die Veste mit Truppen. Durch dieses mächtige Bündniß glaubte dieser seiner Sache schon gewiß zu seyn. Im Ausbruche seiner Freuden nahm er seine Gattin auf den Schooß, drückte sie an sein Herz, und sagte: »freue dich nur immer, meine Liebste, an dem Busen des Grafen Eberhard! bald wirst du in ihm einen König umarmen.«

Eine so gefährliche Verschwörung mußte Otto gleich bei ihrem Ausbruche ersticken, wenn sie nicht das ganze Reich ergreifen sollte. Er waffnete daher sogleich seine Sachsen, und rückte an den Rhein vor. Bei Xanten ging der Vortrapp über. Dieser fand aber schon die verbundenen Herzoge gegen sich gerüstet und schlagfertig, ehe noch das Hauptheer über den Fluß gesetzt war. In dieser gefährlichen Lage dachten die Tapfern: daß es schändlich wäre, zu fliehen, oder sich zu ergeben. Ihnen blieb jetzt keine andere Wahl, als zu siegen, oder zu sterben. So ermuthigt stürzten sie sich in die zahlreichen Schaaren der Feinde. Als Otto dies kühne Gefecht vom jenseitigen Ufer sahe, sprang er vom Pferde, stekte die heilige Lanze, welche sein Vater zu Worms vom Könige von Burgund erhalten hatte, in die Erde; warf sich davor nieder, und betete, wie Moses einst auf dem Berge für den Sieg der Seinen. Diese fochten wie Verzweifelte. Die Herzoge flohen vor den wenigen Tapfern, deren Wahlspruch: Sieg, oder Tod! war.

Diesen heldenmüthigen Anfang ließ Otto nicht unbenuzt. Er verfolgte die Herzoge längst der Mosel hin bis nach Lothringen, und nahm ihre festen Pläze weg. Indeß aber war der König von Frankreich ins Elsaß eingedrungen, um sich mit den Verschwornen in Breisach zu vereinigen, und die Sachsen vom Rheine abzuschneiden. Otto verließ daher Lothringen, und zog seine Truppen an den

Oberrhein, wo er Breisach belagerte. Durch diese Wendung des Krieges erhielten die Herzoge wieder ein offenes Feld an dem untern Rheine. Sie sammelten bei Andernach ein muthiges Heer, womit sie Sachsen bedrohten. Friedrich, der Erzbischof von Mainz, und Ruthard, der Bischof von Straßburg, verließen das Heer des Königs vor Breisach. Von so vielen Seiten bedroht, von so vielen Fürsten verlassen, schien Otto verloren, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Saalfränkische Familie jezt eben so zu entzweien, wie Eberhard die sächsische entzweit hatte.

Hermann war, wie wir bereits gemeldet, vom Könige Heinrich, nach dem Tode Burkard's, zum Herzog in Schwaben ernannt worden. Erklärte sich dieser jezt für seinen Vetter Eberhard gegen den König; so war dessen Heer am obern Rheine vernichtet, und er der Krone verlustig. Aber dieser und sein Bruder Uto waren schon lange gegen den Herzog von Franken aufgebracht, weil dessen Knechte des letzteren Sohn, den jungen Grafen Gebhard, bei der Belagerung von Belike, ermordet hatten. Beide wußte jezt Otto zu gewinnen. Sie verließen die Partei ihres Vetters, und gingen zu den Sachsen über.

Unter diesen, dem Könige folgenden salischen Grafen, zeichneten sich besonders zwei Konrade aus, welche den König gegen die Verschwörung ihres Vetters retteten. Der eine war Graf vom Lahngau, und wegen seiner verwachsenen Gestalt von seinem Vater der Kurzbold gegenannt. Die Geschichtschreiber schildern ihn als einen verschlagenen und tapfern Fürsten, der es sogar mit Riesen und Löwen aufgenommen habe. Er haßte seine Familie, die Aepfel und die Weiber, weswegen er auch unver-

heirathet blieb, und von seinen Gütern die schöne Kirche zu Limburg an der Lahn gründete, wo man noch sein Horn, seine Waffen, sein Trinkgeschirr und sein Grab findet. Der andere war ein in Staats und Kriegsgeschäften zugleich geübter Herr, darob man ihn auch den Weisen nannte.[1] Er hatte die königliche Armee durch seinen Rath und Anhang unterstüzt und vermehrt. Beide waren jezt die Häupter derselben gegen den Herzog Eberhard, als dieser mit Giselbert bei Andernach über den Rhein gegangen war, um tiefer in Teutschland einzudringen. Da Otto an dem obern Rheine mit den Verbundenen beschäftigt war, schickte er den salischen Grafen Hermann, welcher Herzog in Schwaben war, an den untern, um dort deren Bewegungen zu beobachten. Konrad der Kurzbold und Uto hatten den Vortrapp angeführt, und erfuhren von einem vertriebenen Geistlichen, daß Eberhard und Giselbert bei der Ankunft des königlichen Heeres bereits den größten Theil ihrer Truppen wieder über den Rhein geschickt hätten; mit den noch übrigen aber gutes Muths auf dem rechten Ufer die in Teutschland gemachte Beute verzehrten. Auf diese Kundschaft rückten sie sogleich raschen Schrittes auf die Herzoge an, überfielen sie in ihrem Lager, und drangen so unversehens und gewaltig auf sie ein, daß sie, gänzlich geschlagen, die Flucht ergreifen mußten. Giselbert, der Herzog von Lothringen, ertrank bei diesem Gefechte im Rheine, als er sich in einem Kahne retten wollte, und Eberhard wurde während desselben von seinem eignen Vetter dem Kurzbold erstochen.

1. Viele Geschichtschreiber verwechseln Beide, daher sie oft für einen gehalten werden.

Von nun an erhob sich der lahngauische Zweig der Salier mächtig am Rheine. Der durch ihn gerettete König Otto gab seine Tochter Ludgardis Konrad dem Weisen, und damit die erledigten Herzogthümer von Franken und Lothringen. Hermann war schon unter Heinrich I. Herzog in Schwaben geworden. Konrad der Kurzbold herrschte geehrt und mächtig im Lahngau und in Hessen, und Uto erhielt die Grafschaften des obern Rheingaues, der Wetterau und der Königshundrede für sich und seine Nachkommen erblich. Der Erzbischof Friedrich und der Prinz Heinrich wurden nach Sachsen verwiesen, und letzterer bald hierauf durch das Herzogthum in Baiern gewonnen; Otto aber, nun auf seinem Throne in Teutschland befestigt, zog nach Italien, um einen neuen zu erwerben.

Während der Zeit nämlich, wo sich der teutsche König mit dem salischen Geschlechte am Rheine herumschlug, erbte die burgundische Prinzessin Adelheid, durch ihren ersten Gemahl Lothar, das lombardische Reich. Diese Fürstin, mit eben so viel Schönheit des Körpers, als des Geistes und nun auch noch mit einer Königskrone geschmükt, wurde bald der Gegenstand einer allgemeinen Bewerbung der mächtigsten Fürsten. Unter diesen war Berengar, der Markgraf von Jvrea, der zudringlichste, weil er schon lange nach dem Besitze von Italien gestrebt hatte. Er bat um ihre Hand für seinen Sohn Adelbert; Adelheid aber verabscheute diesen Jüngling wegen seiner bösen Gemüthsart, noch mehr aber dessen Mutter Willa, welche mit allen Lastern ihres Geschlechts noch eine ungemeine Herrschsucht besaß, und darum im Verdachte stand, als habe sie Lotharn vergiftet. Da Berengar durch Bitten und Schmeicheleien bei der jungen Wittwe nichts ausrichten konnte, gebrauchte er Gewalt. Er ließ sie in ein festes

Schloß am Gardensee einsperren. Sie wurde ihres königlichen Schmukes beraubt, durch Hunger und Schimpfworte gequält, geschlagen und endlich mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht in die vorgeschlagene Ehe willigen würde. Allein alle diese Mißhandlungen vermehrten nur ihren Abscheu gegen den Adelbert. Sie war nicht zu bewegen, ihm ihre Hand zu geben.

In einem so verzweifelten Zustande lag sie schon mehrere Monate ohne Hülfe, ohne Trost, ohne Hoffnung; als ihr Freund, der Bruder Martin, die dicke Mauer des Gefängnisses heimlich durchbrach, und sie in Mannskleidern verborgen, über den See brachte. Bei Tage in Höhlen, bei Nacht in Wälder versteckt, führte er sie, als einen schönen Knaben, durch hundertfältige Gefahren und Nachstellungen nach Canossa zu Azzo, einem Freund ihres Hauses. Dort war sie zwar gerettet und verborgen, allein Azzo zu schwach, um den Gewaltthaten Berengar's begegnen zu können. Er rieth ihr daher, den König der Teutschen um Hülfe anzuflehen; und dieser, durch eine schöne Frau und eine neue Krone zugleich gelockt, kam mit einem tüchtigen Heere herangezogen, befreite sie, und erhielt von ihr, da er nun auch Wittwer geworden war, zum Lohne ihre Hand, den Thron von Italien, und durch diesen auch zu Rom die Kaiserkrone.

So sehr diese Verbindung die Macht und den Glanz Otto's erhoben hatte; so mißvergnügt war darüber sein Sohn Ludolf, welcher durch Ida, die Tochter des salischen Herzogs Hermann, nun auch dessen Herzogthum in Schwaben erhalten hatte. Dieser befürchtete, wenn Adelheid seinem Vater einen Sohn gebähren würde, seine Ansprüche auf die Krone zu verlieren. Er verließ daher das königliche Heer in Italien, und ging nach Teutschland, um

seine Parthei aufrecht zu halten. Ihm folgten bald der Erzbischof von Mainz Friedrich, und Konrad der Weise Herzog in Franken und Lothringen. Ersterer konnte nämlich dem Kaiser nicht vergessen, wie treulos er gegen ihn und den Eberhard gehandelt hatte; und letzterer führte jetzt eine ähnliche Klage gegen ihn, weil er dem Berengar nicht vergeben wollte, den er doch durch sein gegebenes Wort zur Unterwürfigkeit gebracht hatte. So entstand eine neue Verschwörung gegen den Kaiser, und sie war um so gefährlicher, je geheimer sie gehalten wurde.

Indeß konnte Otto aus den Zurüstungen, welche an dem Rheine gemacht wurden, wahrnehmen, daß sie wohl gegen ihn gerichtet seyn möchten. Er besuchte daher, um der Sache mehr auf den Grund zu kommen, die rheinischen Städte, und als er in denselben, besonders in Mainz, nicht so empfangen wurde, wie es seiner hohen Würde zuständig gewesen wäre, berief er den Erzbischof Friedrich aus der Zelle, wo er seiner Gewohnheit nach in Gesellschaft von Einsiedlern unter strengen Bußübungen sich zu dem Osterfeste vorbereitete, zu sich an den Hof, um ihn näher beobachten zu können, und gebot ihm, die seinem Amte zustehenden Dienste zu verrichten.

Friedrich, obwohl er von der Welt abgeschieden schien, war dessenohngeachtet ein zu feiner Menschen- und Weltkenner, um nicht aus dem Betragen des Kaisers zu bemerken, daß dieser von der Verschwörung unterrichtet sey. Er beredete daher Ludolfen und Konraden nach Hofe zu kommen, um den Verdacht des Kaisers von sich abzulehnen. Die Herzoge folgten auch dem Rathe ihres Freundes, des klugen Erzbischofs. Sie suchten ihr bisheriges Betragen und ihre Zurüstungen zu entschuldigen; allein Otto setzte jetzt ihrer Verstellung die seinige

entgegen. Er schenkte ihnen, obwohl sie ihre Zurüstungen nicht läugnen konnten, durch einen förmlichen Vertrag den Frieden und seine Gnade.

Dieses gute Vernehmen war aber nur des Scheines wegen hergestellt, weil Otto, wie Wittekind sagt, sich jetzt nach Ort und Umständen richten mußte; als er aber, fährt dieser Geschichtschreiber fort, bei der Ankunft seiner Freunde und des sächsischen Heeres sich zum Widerstande mächtig genug glaubte, vernichtete er den Vertrag, den er, nach seiner Meinung, gezwungen habe eingehen müßen, und erklärte seinem Sohne und Tochtermanne: daß sie entweder die Urheber der Verschwörung angeben, oder die Strafe der Acht über sich ergehen lassen müßten. Der Erzbischof Friedrich berief sich zwar auf die Verträge, die er bisher in des Königs Nahmen und des Friedens wegen abgeschlossen habe; aber Otto ging nach einer fruchtlos zu Friedslar versuchten Verhandlung nach Sachsen, um dort, wie Wittekind sagt, den am Rhein verlornen König wieder zu finden.

Von nun an war an einen friedlichen Vergleich nicht mehr zu denken. Die Verschwornen rüsteten sich ohne fernere Verstellung, und Friedrich zog sich in das feste Breisach zurück, wo er bei jeder Gefahr seine Sicherheit gefunden hatte. Otto aber rückte schnell mit einem starken Heere gegen Mainz, welches der Sitz und die Schutzwehre der Verschwörung war. Die Belagerung der Stadt wurde sogleich mit aller Thätigkeit unternommen. Entschlossene Krieger rückten gegen die Thürme und Mauern vor, die Gräben wurden ausgefüllt, Steine und brennende Pfeile auf die Häuser geschleudert, und Sturmleitern angestellt, auf welchen die vordern Haufen die Mauern erstiegen, aber wieder zurück geworfen

wurden. So gingen sechzig Tage in beständigen Anfällen und Ausfällen dahin, als die Herzoge ankamen, und den Kaiser um Verzeihung baten. Sie entschuldigten sich damit, daß ihre Fehde nur gegen Heinrich, den Herzog in Baiern, gerichtet sey, welcher Ludolf's Länder angefallen habe. Als aber Otto auf der Auslieferung ihrer Rathgeber und Freunde bestand, zerschlug sich die Aussöhnung aufs neue. Ludolf zog nach Baiern, wo es ihm glückte, Regensburg wegzunehmen; Otto aber und sein Bruder Heinrich mußten die Belagerung von Mainz aufheben, um Baiern zu retten. Nachdem sie noch über ein Jahr in diesem Lande den Krieg fortgesetzt hatten, unterwarfen sich Ludolf und Konrad. Auch Friedrich der Erzbischof von Mainz wollte seine Unschuld mit einem Eide bekräftigen, allein der Kaiser nahm den Fürsten ihre Herzogthümer in Schwaben und Lothringen, und gab jenes dem Tochtermanne seines Bruders Heinrich, dem Burkard, dieses seinem andern Bruder Bruno, dem Erzbischof von Cölln; dem Erzbischof von Mainz aber sagte er: »von euch nehme ich »keinen Schwur an, als den, daß ihr mir künftig mit »eurer Weisheit zur Wiederherstellung der Ruhe und des »gemeinen Wesens beistehet.«

Durch den Krieg mit den Saliern lernten die Kaiser aus dem sächsischen Hause, wie gefährlich die Gewalt der großen Herzoge, sowohl ihnen, als dem Reiche werden könne. Sie versuchten daher, dieselbe durch Erhebung der Geistlichen, der Pfalzgrafen und des Volkes zu brechen. Demzufolge vermochte schon Heinrich I., von den noch freien Wehren auf dem flachen Lande den neunten Mann aus jeder Hundrede in die Städte zu ziehen, und beschenkte diese mit besondern Freiheiten und Vorrechten. Für die Wehren, welche ihre Stammgüter befestigt

und bisher als Ritter in dem Heerbanne gedient hatten, soll er Turniere oder wenigstens öffentliche Kampfspiele eingeführt haben, um sie wieder an den Reichsdienst zu gewöhnen. Er und sein Nachfolger Otto ernannten in einem jeden großen Herzogthume, oder auf den Grenzen, Pfalz- und Markgrafen, wovon erstere, gleich den alten Sendgrafen die richterliche-, letztere die Kriegsgewalt auf den Marken mit den Herzogen theilen sollten. Endlich beschenkten sie die Kirchen mit großen Gütern und Herrlichkeiten. Die Bisthümer aber besetzten sie mit ihren Verwandten und Creaturen,[1] und übergaben denselben einen großen Theil der Staatsverwaltung, sowohl in den Grafschaften, als in den Städten, wo der bischöfliche Stuhl war.

Diese Anstalten hatten anfänglich den erwünschten Erfolg. Die widerspenstigen Herzoge wurden im Gehorsame erhalten, oder ihrer Würde entsetzt; die Grafen und Ritter wurden unter die Fahnen des Heerbannes versammelt; die Bischöfe brachten einen friedlichen Geist in die Gaue, und die Städte erhoben wieder die Rechte und die Gewalt des gemeinen Volkes. Indeß konnten solche Mittel das Uebel nicht von Grund aus heilen. Das Lehenwesen und die Anarchie waren schon unter den Karlingern so tief gewurzelt, daß die Erhebung der Bischöfe, der Pfalzgrafen, der Ritter und Städte mehr dazu beitrug, die Landeshoheit der Stände zu begründen, als zu beschränken. Die Bischöfe

1. Der Erzbischof von Cölln, Bruno, war ein Bruder, der Erzbischoff von Mainz, Wilhelm, ein natürlicher Sohn Otto's I. Willigis von Mainz, Hildebold von Worms, Balderich von Speier und Otto von Straßburg waren Räthe, Kanzler und Freunde der Kaiser.

und Erzbischöfe am Rheine suchten die Gewalt, welche die Kaiser ihnen anvertraut hatten, zum Vortheile ihrer Kirchen zu benutzen, und letztere befestigten die Kurwürde und das Erzkanzleramt an ihre Stühle. Die Pfalzgrafen am Rheine bemühten sich zwar, das Ansehen der Herzoge zu schmälern, allein sie brachten das, was diesen abgenommen wurde, nun auf ihre Familien, und damit auch die vierte Kurwürde des Reichs. Die Ritter am Rheine machten bald einen eigenen Stand aus, welcher nur unmittelbar unter dem Reiche stehen wollte, und die Städte erschlichen sich durch ihre Ergebenheit an den kaiserlichen Thron solche Vorrechte und Freiheiten, daß sie, wie die Fürsten, nach einer gänzlichen Unabhängigkeit streben konnten.

Nach dem Tode Otto's des Großen vermehrten sich die Fortschritte zur ständischen Landeshoheit um so schneller, weil unter seinen Nachfolgern aus dem sächsischen Hause, Otto II., III. und Heinrich II., das Reich meistens durch deren Weiber und die rheinischen Bischöfe verwaltet wurde. Bruno, ein Bruder Otto's I. war Erzbischof von Cölln und Verwalter von Lothringen geworden; Adelbert, der Bruder der Kaiserin Kunigunde bemächtigte sich des Erzstifts von Trier mit gewaffneter Hand; und Poppo, dessen Nachfolger, erhielt von Heinrich II. Coblenz und den königlichen Pallast. Friedrich, der Erzbischof von Mainz, hatte, wie wir bereits angeführt haben, schon dem großen Otto zu schaffen gemacht. Seine Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle waren Wilhelm, ein natürlicher Sohn dieses Kaisers, und Willigis, der Hofkaplan und Erzkanzler, beide am Rheine und in dem Reiche mächtig. Zu Worms hatte der Bischof Burkhard Gesetze gegeben; zu Speier und zu Straßburg

Balderich und Otto der Kaiser Gnade und Vertrauen. Unter der Leitung dieser rheinischen Bischöfe regierten nach dem Tode Otto's des Großen Mathilde dessen Schwester, Adelheid dessen Gemahlin, Theophania die Gattin Otto's II. und Kunigunde die Gattin Heinrichs II., das Reich. Die Erstere war Aebtissin zu Quedlinburg und von Otto II. bei seiner Abwesenheit als Reichsverwesern ernannt. Sie glaubte durch ihre Milde die Reichsfürsten eben so beherrschen zu können, wie ihre Klosterfrauen. Adelheid hatte schon bei ihres Gemahls Lebzeiten einen wichtigen Einfluß auf die Staatsgeschäfte; nach seinem Tode eiferte sie mit der Theophania um die Herrschaft. Kunigunde, eine geborne Luxenburgerin, war fromm und züchtig, und liebte den geistlichen Stand vorzüglich, weßwegen sie auch von dem weltlichen gehaßt, und des Ehebruchs beschuldigt wurde. Da sie aber ihre Keuschheit selbst durch die Feuerprobe bestätigt hatte, stellten sie die Geistlichen dem Volke als eine Heilige vor.

Unter diesen rheinischen Bischöfen und königlichen Frauen hatten jetzt Willigis, der Erzbischof von Mainz, und Theophania den größten Einfluß auf die Bildung der Sitten und die Verwaltung des Reichs. Jener war durch seine Verdienste von dem niedern Stande eines Handwerkers [1] zum ersten geistlichen Fürstenthum im Reiche emporgestiegen. Was er für sein Erzstift gethan, werden wir in der Geschichte von Mainz besonders anführen, aber als Erzbischof und Erzkanzler war er des sächsischen Hauses Stütze und des Reichs Friedensstifter. Nach dem

1. Er soll eines Rademachers oder Wagners Sohn aus dem Dorfe Stromingen gewesen seyn.

frühen Tode Otto's II. erhielt er dessen minderjährigem Sohne Otto III. den Thron, obwohl sich ihm Heinrich, der Herzog in Baiern, und die Erzbischöfe von Trier und Cölln entgegen gesetzt hatten. Er selbst führte ihn nach Achen, um ihn dort von dem Legaten des Pabstes salben und krönen zu lassen. Er wurde hierauf der erste Rathgeber und Freund des sächsischen Hauses, und ließ dem jungen Prinzen in allen, seinem hohen Stande zukommenden Wissenschaften Unterricht ertheilen.

Unter dem Beistande dieses klugen Erzbischofs von Mainz regierte, während der Minderjährigkeit Otto's III., Theophania das Reich. Sie war die Tochter Romano's, des Kaisers vom Orient, und die Gattin Otto's II., des Kaisers vom Occident. Reich an Verstande und reizend von Angesicht, [1] zog sie, mit aller Pracht und Kunst Griechenlands umgeben, in den rheinischen Städten umher, und theilte kostbare Geschenke aus. Wenn man die Sitten, welche damals an dem Hofe von Constantinopel üblich waren, in Erwägung zieht, so muß die Ankunft dieser Frau an dem Rheine ein eben so seltenes als reizendes Schauspiel gewesen seyn. Sie saß gemeiniglich auf einem stolzen Pferde, welches mit köstlichem Sattelzeuge und Federn geschmückt wurde. Ihr Haar war um den Hinterkopf niedlich gewunden, und in ein goldnes Netz versteckt, aus dem einige braune Locken auf die blendend weiße Stirn rollten. Zwischen denselben flimmerten Perlen und Edelsteine, deren Glanz aber von den feurigen Augen verdunkelt wurde, die aus dem schönen griechischen Gesichte stralten. Vom Busen bis zu den Sandalen ihres

1. Ingenio fecunda et vultu elegantissimo, sagt die sächsische Chronik.

seinen Fußes floß in großen Falten ein langes Kleid. Ueber dasselbe trug sie bis zu den Knieen eine Tunika, mit Perlen und Edelsteinen gestickt und unter der Brust mit einem kostbaren Gürtel gebunden. Die ganze schöne Gestalt war in einen großen Mantel eingehüllt, welcher auf der Schulter mit einem köstlichen Krappen befestigt, und an den Enden mit goldenen Quasten behängt, Würde und Majestät verbreitete. So erschien Theophania, wie eine Göttin, in den Städten und Pfalzen des Rheins, und brachte unter sie die griechischen Künste und Gefälligkeiten. Ihr Geist beschränkte sich nicht allein auf die Zimmer der Frauen; sie war mit ihrer Schwiegermutter Adelheid Reichsverweserin und Rathgeberin ihres Gatten geworden. Wenn es die Noth erforderte, zog sie sogar in das Feld, und führte mit männlichem Muthe das Heft der Regierung. [1]

Unter der Leitung so geistreicher Fürstinnen und so kluger Bischöfe schienen die rheinischen Länder und Sitten eine andere Gestalt zu erhalten. Die gebildeteren und geschmeidigen geistlichen Fürsten gewannen ihre Gunst, und ließen sich ihre weltliche Gewalt durch Schenkungen vermehren; die weltlichen Fürsten und Ritter suchten durch sie Aemter bei Hofe und in dem Reiche. Die rheinischen Städte, schon durch Heinrich I. begünstigt, legten sich auf neue Künste und Gewerbe und strebten nach republikanischer Unabhängigkeit. Die rheinischen Kirchen und Palläste wurden entweder verschönert, oder mit neuer Pracht erbauet. Mönche und Nonnen schrieben Geschichte und Gedichte in lateinischer und griechischer Sprache, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die bizantinischen Kunstwerke,

1. Regnum filio custodia servabat virili, sagt Ditmar.

welche wir noch am Rheine finden, auf Betrieb der Kaiserin Theophania verfertigt wurden.

An dem Hofe des Kaisers wurden, nach griechischer Art, neue Aemter und Gesellschaften eingeführt. In letzteren versammelten sich die edelsten Männer und Weiber zu geistreichen Beschäftigungen, und Theophania belebte sie, wie eine andere Aspasia, mit sokratischen Gesprächen. Diese müssen sehr unterhaltend gewesen seyn, indem sogar der ernsthafte Gerbert, nachheriger Pabst Silvester II., dadurch bezaubert wurde. »Da mir diese gemüthlichen »Gesichter«, sagt er, »diese sokratischen Unterhal»tungen entgegen kamen, vergaß ich allen Kummer, »und mich schmerzte nicht mehr der Gedanke meiner Aus»wanderung.« Die königlichen Frauen liebten auch vorzüglich die schönen Rheingegenden, und hielten sich meistens in den rheinischen Städten und Pallästen auf. Adelheid hatte sich Selz zu ihrem Wittwensitze gewählt; Theophania hielt ihren Hof zu Frankfurt, zu Mainz, zu Worms und zu Cölln, und verschönerte, oder beschenkte diese Städte. Kunigunde war, als eine geborne Luxemburgerin, den Städten Trier und Coblenz zugethan. Die zwei ersteren Kaiserinnen wollten auch noch nach ihrem Tode an dem Rheine ruhen, jene wurde zu Selz, diese zu Cölln begraben; aber der Adelheid Grabmal hat jener Fluß, das der Theophania aber die Zeit vernichtet.

Die geistlichen Geschichtschreiber dieser Zeit loben die Regierung der sächsischen Kaiser und ihrer Frauen ungemein. Sie erheben letztere zu großen Fürstinnen und Heiligen, und nennen Otto III. gar ein Weltwunder; dagegen sagen die Chroniken der Städte, daß sie die teutschen Sitten durch fremde verdunkelt, und das Reichsgut durch Schenkungen geschmälert hätten. Den

Verlust der Teutschen in Italien unter Otto II. schreiben sie der Vorliebe Theophania's gegen ihre Landsleute, die Griechen, und den Tod Otto's III. seiner Liebe gegen fremde Weiber zu. »Es hatte nämlich, sagt Münster, Kaiser Otto eine Gemahlin, Maria aus Arragonien, ein geiles, unreines und doch unfruchtbares Weib, welche ganz und gar mannsüchtig war. Sie führte mit sich heimlich in ihr Frauen Zimmer einen Jüngling mit Weibskleidern bedeckt. Diesen brauchte sie täglich zu ihrer Geilheit, und jedermann meinte, er wäre ihre Kammerfrau. Es kam aber zuletzt dem Kaiser die Sache seltsam vor; da ließ er den Buhlen vor sich und seine Fürsten bringen, und die weiblichen Kleider abziehen. Als nun jedermann sahe, daß er ein Jüngling und nicht ein Weib war; so wurde er seiner Uebelthat wegen verbrannt. Da auf diese Weise Maria um ihren Buhlen gekommen, und noch für und für die Mannsucht in ihr stack; fing sie ein anderes Spiel an. Es war zu der Zeit in Italien bei Modena ein Graf, gar zierlich und hübsch von Leibe, und daneben ein frommer Mann. Dieser gefiel der Kaiserin so gar wohl, daß sie ihm hold ward, und sich unterstand, ihn durch Schmeichelei zu unziemlicher Lust zu verführen. Als er aber ihres Willens nicht wollte, verklagte sie ihn lästerlich bei ihrem Gemahl, gleichsam als hätte er ihr der Unehre zugemuthet. Da ließ ihn der Kaiser in einem jähen Zorne tödten. Allein der Graf hatte seiner Hausfrau zuvor schon alle Zumuthungen des schamlosen Weibes geklagt, und sie höchlich beschworen, daß sie nach seinem Tode seine Unschuld mit glühendem Eisen beweisen möchte. Als bald darauf der Kaiser zu Gericht saß, kam des Enthaupteten Frau vor ihn, und rief ihn, indem sie ihres Mannes Haupt vorzeigte, um Gerechtigkeit und

Gericht an. Der Kaiser erschrack ob dieses Anblicks, und da er zu gleicher Zeit inne geworden, daß seine Gattin schon wieder mit einem andern ehebrüchig geworden war; ließ er sie fahen, in ein Feuer werfen und verbrennen. Des Grafen verlassene Wittwe begabte er aber mit vier Schlössern und andern Geschenken. Da nun bald hierauf der Kaiser den römischen Bürgermeister Crescentius, des Aufruhrs wegen, hatte hinrichten lassen; da reizte ihn dessen Gemahlin zu ihrer Liebe, um dafür Rache zu nehmen. Denn sie war ein wunderhübsches und arglistiges Weibsbild, welche wohl wußte, daß sie den Männern, ihrer Schönheit wegen, gefiel. Da sie aber ihre Rache mit gewaltiger Hand nicht vollbringen mochte; so ließ sie zwei Handschuh auf das allerköstlichste machen, und Gift darein nähen, und schenkte sie dem Kaiser zum Abschiede. Als dieser selbige nun brauchte, kam das Gift in seinen Leib. Er wurde krank und starb in dem neunzehnten Jahre seines Kaiserthums ohne Erben.«

Nach seinem Tode war kein männlicher Erbe des sächsischen Hauses mehr da, als Heinrich, der Herzog von Baiern; ihm aber widersetzte sich Hermann, der Herzog von Schwaben, und rückte mit einem mächtigen Heere an den beiden Ufern des Rheins vor, um ihm den Weg nach Worms zu versperren, wo die rheinischen Bischöfe und Fürsten versammelt waren, um ihn auf den erledigten Thron zu erheben. Unter der Leitung des Erzbischofs Willigis und Anführung Heinrich's von Schweinfurt, hatten diese die Völker am Rhein und in Franken aufgeboten, und die Vorschritte Hermanns aufgehalten. Heinrich konnte dadurch mit seinen Baiern über den Fluß setzen. Er wurde zu Worms gewählt, und erhielt zu Mainz von Willigis die Krone, welche dieser schon seinem Vorfahr

erhalten hatte. Hermann übte hierauf eine grausame Rache an den Ländern der Bischöfe von Worms und Straßburg, welche Willigisens Freunde und Schüler waren. Er wurde aber bald von beiden über den Rhein zurückgeschlagen, und mußte sich zu Bruchsal dem Kaiser unterwerfen.

Nach der glücklich vollzogenen Wahl hoffte Heinrich von Schweinfurt das Herzogthum von Baiern zu erhalten, weil er dem Kaiser bei derselben so wichtige Dienste geleistet hatte. Dieser aber gab es dem Bruder seiner geliebten Gemahlin Kunigunde, dem Heinrich von Luxemburg. Darob entstand ein neuer Aufruhr gegen das sächsische Kaiserhaus. Heinrich von Schweinfurt verband sich mit Ernst von Oestreich und dem Herzoge von Pohlen gegen Heinrich den Kaiser. Er wurde aber geschlagen und gefangen. Das Todesurtheil war schon über ihn und den Oestreicher ausgesprochen; da trat der menschliche Erzbischof Willigis bittend vor den Kaiser, und erhielt beiden dessen Begnadigung und das Leben. Hierauf zog der Kaiser nach Italien, um dort seine Würde zu behaupten; Willigis aber und sein Schüler Burkhard, der Bischof von Worms, erhielten den Frieden im Reiche.

Nach den fast einstimmigen Erzählungen der gleichzeitigen Geschichtschreiber, muß man bekennen, daß die rheinischen Bischöfe unter den sächsischen Kaisern und Kaiserinnen viele gemeinnützige Anstalten am Rhein erwirkt haben. Wir werden es noch in der Geschichte von Mainz, Trier, Cölln, Worms und Straßburg hören, daß sie es eigentlich waren, welche diesen Ländern Gesetze gegeben, und deren Kirchen und Städte entweder erweitert, oder verschönert haben. Indeß vergaßen sie darüber nicht ihre eigene Vortheile. Da sie das Vertrauen und die Gnade der

Kaiser und Kaiserinnen besaßen, benutzten sie deren Freigebigkeit zur Bereicherung ihrer Kirchen und heiligen Stühle. Man findet, wie eine alte Schrift sagt, keine Fürsten, welche den Domkirchen so viele Güter, Vorrechte und Herrlichkeiten gegeben haben, als Otto und seine Nachfolger vom sächsischen Hause. Durch solche Schenkungen der Kaiser wurde das Reichsgut immer mehr zersplittert, und die Reichsgewalt in eine förmliche Lehengewalt verwandelt. Wenn wir die Urkunden und Geschichten dieser Zeit durchsuchen, so ergibt es sich, daß schon unter dieser sächsischen Dynastie die rheinischen Erzbischöfe Willigis von Mainz, Poppo von Trier, Bruno von Cölln, und die Bischöfe Werner von Straßburg, Balderich von Speier und Burkhard von Worms landesherrliche Rechte fast über ganze Gaue ausgeübt haben. [1]

Auch die Laienfürsten hatten sich schon der Grafschaften und Centen bemächtigt. Noch ehe die sächsische Dynastie mit Heinrich II. ausgegangen war, herrschten die Habsburger schon im Sundgau und Aargau, die Zähringer schon im Breisgau; die Salier im Oberrheingau, die Nuringer im Nidgau und der Wetterau, die Laurenburger oder Nassauer in der Königshundrede, die Spanheimer im Nahegau, die Rauinger im Trachgau; die Arnsteiner im Lahngau, die Isenburger und Wieder im Engersgau, die von Jülich, Cleve und Altena im Sieggau, Jülichgau, Keldachgau und der westphälischen Mark. Von dem salischen Grafen Uto sagt der sächsische Geschichtschreiber Wittekind ausdrücklich:

1. Siehe die Urkunde davon bei Schöpflin, Schannat, Gudenus, Würdwein, und in den Akten der pfälzischen Akademie.

daß er alle seine Lehen und Aemter mit Bewilligung des Kaisers Otto gleichsam als eine Erbschaft unter seine Söhne vertheilt habe.

Indeß waren alle diese von den Ständen erworbenen Vorrechte doch mehr erschlichen, als gesetzmäßig anerkannt. So lange noch Kaiser mit Geist und Kraft den Scepter führten, war an keine förmliche Landeshoheit zu denken. Als nach Abgang des sächsischen Königsstammes mit Heinrich II. der fränkische Herzog Konrad II. auf den Thron erhoben wurde, schien das Kaiserthum wieder seinen vorigen Glanz zu erhalten, und wir sehen sowohl bei seiner Wahl, als bei seiner Regierung die letzte Erscheinung der altteutschen Verfassung. Da die Geschichte dieses saalfränkischen Kaiserhauses eigentlich den Zeitlauf enthält, worin die alte Heerbannsverfassung mit Gauen und Herzogthümer verschwindet, und an deren Stelle der Lehenhof mit Landes- und Lehenhoheit tritt; so halte ich es der Mühe werth, selbe umständlicher, und nach gleichzeitigen Geschichtschreibern anzuführen, und dieses um so mehr, weil das salische Geschlecht ein wahrhaft rheinisches ist, und der teutschen Nation so große Fürsten gegeben hat.

Das flüchtige Andenken an die vorübereilenden Begebenheiten, sagt Wippo, durch die Bande der Schrift zu fesseln, und vorzüglich den Ruhm des christlichen Kaiserthums nicht durch träges Verstummen untergehen zu lassen, das habe ich für recht und angemessen gehalten, sowohl weil denen, die demselben im Leben vorstanden, daraus ein länger daurendes Lob zu Theil wird, als damit die Nachkommen, wenn sie den Aeltern nachahmen wollen, der Spiegel der väterlichen Größe vorgehalten, und des Nachstrebenden Geist durch dargestelltes Beispiel lebhaft entzün-

det und gestärkt werde. Auch geschieht es oft, daß der Ruhm der Väter eine heilsame Scham erzeuget, wenn die Nachkommen inne werden, daß sie ihnen nicht beikommen, während jene der Ruf mit gerechtem Lobe erhebt. Denn so wie die Tugend Viele vom gemeinen Volke adelt, also schändet viele Edle ihr Adel ohne Tugend. Ueberdies scheint es Unrecht zu seyn, die glorreichen Thaten rechtgläubiger Fürsten zu verschweigen, und dagegen die Triumphe heidnischer Tyrannen mit lauter Stimme zu verkünden. Es verräth wenig Nachdenken, vom Tarquinius dem Stolzen, vom Tullus und vom Vater Aeneas, und vom streitbaren Rutulus und andern der Art zu schreiben und zu lesen, und unserer Karle und drei Ottone, unserer Konrade und Heinriche, unserer Friedriche und Rudolphe ganz und gar nicht zu gedenken.

Dies habe ich als Vorwort sagen wollen. Jetzt komme ich zu den Thaten des Kaisers. Zuerst aber werde ich einiges von seiner Wahl sagen, damit, wenn ich zuvor die Prälaten und Fürsten genannt habe, welche zu der Zeit dem Reiche als Schirm dienten, ich hernach mit mehr Grund sagen kann, wie vortrefflich sie geleitet worden sey.

Im Jahr nach der Menschwerdung unsers Herrn 1024 ward Kaiser Heinrich der Andere, nachdem er das Reich in gute Ordnung gebracht, und nach längerer Arbeit endlich die Früchte des Friedens zu ärndten anfing, bei blühender Herrschaft, bei voller Gesundheit des Geistes, von einer Krankheit des Körpers ergriffen, bei deren Wachsthum er am 10. Julius das Leben endete. Nach dem Tode des Kaisers war das Reich wie verwaist durch das Hinscheiden eines Vaters, und wurde bald mächtig erschüttert, welches jeden Besseren mit Besorgniß und Furcht

erfüllte; die Schlechten aber freueten sich darüber, daß die kaiserliche Gewalt in Gefahr kam. Aber die göttliche Vorsehung vertrauete den Anker der Kirche solchen Prälaten und Herrschern, wie sie zu der Zeit nothwendig waren, um das Vaterland auf sicherer Fahrt in den Hafen des Friedens zu führen. Denn als der Kaiser kinderlos verstorben war, setzten die mächtigsten Fürsten ihr Vertrauen mehr auf Stärke als weises Betragen; jeder strebte demnach der erste, oder unter jeder Bedingung nach dem ersten der zweite zu seyn; woraus denn Zwietracht entstand, und das ganze Reich erfüllte, so daß fast überall Mord, Brand und Raub entstanden seyn würde, wenn nicht dieser Sturm durch Eintracht erlauchter Männer gedämpft worden wäre. Unterdeß half die Kaiserin Kunigunde, obwohl als Wittwe, mit Zuthun und Rath ihrer Brüder Theodorich, des Bischofs von Metz, und Hetzelo's, des Herzogs von Baiern, nach allen Kräften dem Reiche auf, und richtete auf Wiederherstellung des Kaiserthums die ganze Kraft ihres Geistes, und ihre innigste Sorgfalt. Es fordert der Gegenstand, daß ich einige von den höchsten Prälaten und weltlichen Fürsten nenne, auf deren Rath die Teutschen ihre Könige zu wählen pflegten, damit, was ich nachher erzählen werde, nicht als zufälliges Ereigniß, sondern als auf den Rath der weisesten und erfahrensten Männer geschehen, erscheinen möge. Zu der Zeit regierte das Erzbisthum Mainz Aribo, ein Baier seines Stammes, von edler Geburt, und gewandt, tüchtigen Königen zu rathen. Dem Erzbisthum Cölln stand Pelegrin vor, ein Verwandter des Aribo, ein einsichtsvoller, und seines Amtes würdiger Mann. Das trierische Erzbisthum verwaltete Poppo, der Bruder des Herzogs Ernst, ein frommer und demüthiger Prälat, der damals seinem Nef-

fen, dem Herzog Ernst, mit dem schwäbischen Herzogthume als Vormund vorstand. Das Metzer Bisthum besaß Theodorich, von edler Geburt, und von männlicher Tugend. Die Stadt Straßburg beherrschte der Bischof Werinher, edlen Stammes, eifrig in geistlichen und weltlichen Geschäften. Auf dem Würzburger Stuhle saß Marzelin, ein weiser Bischof, und in kirchlichen Würden von unveränderlicher Treue. Das Bambergische Bisthum verwaltete Eberhard, der erste Bischof jener Kirche, durch Geisteskraft und Tugend, dem Reiche eine Stütze. Der Constanzer Kirche stand Heimo vor, voll göttlicher Weisheit, und zugleich Mäßigung und Kenntniß auch in weltlichen Dingen. Augsburg besaß der Bischof Bruno, der Bruder Heinrichs des Kaisers, ausgezeichnet durch seinen Geist voll Tüchtigkeit; nur durch Bruderhaß gegen den Kaiser wurde sein Ruhm verdunkelt. Salzburg regierte Günther, der Bruder des Grafen Eberhard und Hermanns, sanft und gut, Gott und Menschen gefällig. Der Regensburger Bischof war Burkhard, überaus wohlwollend und gütig. Zu Freisingen stand Albert mit Weisheit der Geistlichkeit und dem Volke vor. Viele andere Prälaten und Aebte waren zugegen aus jenen Gegenden, welche alle zu nennen zu lang seyn würde. Die sächsischen Prälaten habe ich nicht nennen wollen, weil mir nicht genug von ihrem Leben bekannt war, um ihre Sitten mit ihrem Namen zu bezeichnen; obwohl auch sie jederzeit bei den größten Verhandlungen zugegen waren, und das Reich mit Rath und That unterstützten. Von Italien schweige ich, dessen Fürsten nicht sobald zur Königswahl kommen konnten, die aber späterhin in der Stadt Constanz dem Kaiser mit dem Erzbischof von Mailand und den übrigen Fürsten entgegen kamen, ihm den Lehenseid leisteten, und mit frohem



Willen Treue gelobten. Zu gleicher Zeit mit jenen genannten Männern lebten folgende Herzoge: Benno, Herzog von Sachsen;[1] Adelbert, Herzog von Istrien; Hetzilo, von Baiern; Ernst, von Alemannien (Schwaben); das Herzogthum Lothringen hatte Friedrich; Ripuarien (die Rheinlande) Gozelo; der Franken Herzog war Konrad aus Worms; Udalrich war Herzog von Böhmen; Burgundien und Ungarn gehorchten damals nicht dem römischen Reiche.

Oben erwähnte Bischöfe und Herzoge, und die übrigen Gewaltigen, überzeugt daß kein besseres und schnelleres Mittel für sie sey, der drohenden Gefahr zu entgehen, wendeten auf jenes Ziel ihre höchsten Anstrengungen und einen ausgezeichneten Eifer: daß das Reich nicht länger ohne Oberhaupt hin und her wanke. Die Stimme und die Meinung der Einzelnen zu erfahren, wem allenfalls jemand erwünscht sey, von wem er verworfen werde, und wen ein jeder zum Herrn begehre, darüber verhandelte man durch Sendschreiben und Boten; und das war kein eitles Beginnen, denn es gehört zur Weisheit, daß man im Innern vorbereite, was man von Außen verlangt; das Ueberlegen vor dem Handeln ist der Saame zur künftigen Frucht. Thöricht ist es, von Andern Hülfe zu verlangen, wenn man selbst nicht weiß, was man bezweckt. In großen Dingen wird das einen guten Ausgang bringen: im Verborgenen des Raths pflegen, reiflich erwägen, rasch handeln. Zuletzt setzte man den Tag an, und bestimmte den Ort und das Wahlfeld. Es hatte

1. Das bezeichnet immer in der Sprache jener Zeit das uralte Sachsenland, das heutige Westphalen und Niedersachsen, nicht die später berühmten und mächtigen östlichen Kolonienländer.

eine allgemeine Zusammenkunft statt, eine solche, wie ich vorher in meinem ganzen Leben keine gesehen zu haben mich erinnere. Was auf diesem Reichstage Merkwürdiges geschehen, werde ich sofort erzählen.

Zwischen Mainz und Worms erstreckt sich eine weite Ebene, welche zur Aufnahme einer unermeßlichen Volksmenge wie gemacht, und wegen der vielen sie verbergenden Inseln zu geheimen Verhandlungen vorzüglich geeignet ist. Von des Ortes Benennung und Lage habe ich weitläuftig geredet. Ich kehre zur Sache zurück. Dorthin kamen alle Vornehmen und gleichsam das innere Mark und der Kern des Reichs zusammen und schlugen das Lager dies- und jenseits des Rheins. Es versammelten sich aus den diesseitigen Landen [1] die Sachsen mit den ihrem Lande angrenzenden Slaven, die östlichen Franken, die Baiern, die Schwaben. Aus den jenseitigen die überrheinischen Franken, die Ripuarier (Rheinländer), die Lotharinger. Es handelt sich von der größten Angelegenheit; zweifelhaft und unentschieden ist die Wahl. Unter Furcht und Hoffnung erforschen gegenseitig Verwandte und Brüder die getheilten Wünsche eine lange Zeit hindurch. Denn es war keine geringe Sache über die man berathete; sondern eine Angelegenheit, die, wenn sie nicht mit feuriger Brust und mit innigem Ernst ergriffen wurde, zum gänzlichen Verderben des Ganzen sich entwickeln mußte. Um in gemeinen Gleichnissen zu reden: nur die verdauete Speise bekömmt wohl, und jede Arzenei muß ans Licht gehalten und wohl beleuchtet werden. Als auf solche Weise man

1. Cum Rhenus Galliam a Germania dirimat, kommt von den alten römischen Provinzialgrenzen.



sich lange stritt, wer herrschen solle, und als den nun sein zu zartes, oder zu sehr vorgerücktes Alter, einen andern seine noch unbekannte Tapferkeit, einige ihre offenbare Anmaßung zurücksetzte; so wurden von sehr vielen nur wenige erwählt, und von noch wenigeren sonderte man zweie ab, in welchen zuletzt wie in einem Ruhepunkte der schwankende und reiflich geprüfte Entschluß der vornehmsten Männer sich vereinigte. Zwei Konrade lebten, wovon der eine, weil er älter war, der ältere, der andere, der jüngere genannt wurde, beide aus dem Lande der rheinischen Franken vom vornehmsten Stamme. Sie waren von zweien Brüdern geboren, wovon einer Hetzel, und der andere ebenfalls Konrad hieß. Diese waren, wie wir erfahren haben, Kinder Otto's, Herzogs der Franken und hatten noch zwei andere Brüder, Bruno und Wilhelm, von denen jener den apostolischen Stuhl zu Rom bestieg und nachher Gregor genannt wurde, und dieser als Bischof von Straßburg seine Kirche wunderbar erhob. Vorgenannte zwei Konrade, von edelster Geburt väterlicher Seits, waren es von der mütterlichen nicht minder. Die Mutter des jüngern war Adelaide, aus dem edlen Volke der Lotharinger, die Schwester der Grafen Gerhards und Adelberts, welche immer im Streit mit Königen und Herzogen verwickelt, kaum zuletzt ihres Verwandten Konrads wegen sich beruhigten. Ihre Aeltern, die sich unter dem heiligen Remigius, dem Bekenner, unter das Joch des Glaubens gebeugt hatten, sollen von dem alten Geschlecht der Könige abstammen.

Zwischen diesen beiden, dem ältern und dem jüngern Konrad, schwebte lange die Wahl des übrigen Volks, und obwohl insgeheim beinahe alle den ältern, wegen seiner Tapferkeit und Rechtschaffenheit, mit Inbrunst erkohren;

so verhüllte doch ein jeder aus List seine Meinung, wegen der Macht des jüngern, damit nicht Zwiespalt unter ihnen aus ehrgeizigem Trachten nach der höchsten Würde entstehe. Zuletzt aber fügte es die göttliche Vorsehung, daß sie selbst in einem Vertrage übereinkamen, der in einer so wichtigen Sache sehr angemessen war: daß wen die Mehrzahl des Volks erkõhre, der andere ihm unverzüglich weichen sollte. Ich halte es für erzählenswerth, auf welche Weise der ältere Konrad seinen tiefen Sinn kund that; und nicht etwa weil er selbst König zu werden verzweifelte, da er vielmehr schon wahrnahm, wie Gottes Wink die Herzen der Fürsten ihm zuwandte, sondern um seines Verwandten Gemüth vor unruhigen Entschließungen zu bewahren, folgende vortreffliche Rede an denselben richtete:

»Eine glücklicher Ereignisse würdige Freudigkeit artet »nicht in Uebermaaß aus, noch auch duldet sie Undankbarkeit für empfangene Wohlthaten; und eben so wie »im Unglück eine verdammliche Kleinmüthigkeit tiefer ins »Uebel hinunter zieht, so führt im Glück eine ruhige »Freude zu völligerem Gelingen. Das ist ein schlechter »Genuß des errungenen Glückes, der das Gemüth des »Arbeitenden nicht mit ruhiger Heiterkeit erfüllt. So »fühle ich mich jetzt im Innern durch große Freude wie »neugeboren, weil in einer so großen Versammlung der »einmüthige Beschluß Aller uns beide allein ausersehen »hat, um einen von uns zur königlichen Würde zu erheben. Denn wir müssen nicht wähnen, daß wir, sey es »an Adel des Stammes oder an Reichthümern, unsere »Verwandten übertreffen; noch auch müssen wir mit Wort »und Hand uns selbst erheben, und ein Verdienst uns »zulegen, das uns einer solchen Anerkennung würdig

»mache. Unsere Väter setzten ihren Ruhm in Thaten,
»nicht in ruhmredige Worte. Einem jeden muß das
»gewöhnliche Leben unter seines Gleichen genügen. Wenn
»wir aber in irgend einem Betracht tüchtiger zu großen
»Dingen als Andere befunden werden, so laß uns dafür
»unserm Schöpfer danken. Wir also haben darauf zu
»denken, daß wir nicht, da wir vor Andern einer solchen
»Ehre würdig gehalten worden, uns durch eignen Zwist
»einer solchen Gunst unwürdig machen. Denn thöricht
»ist es, sich etwas anmaßen, was uns nicht gebühret.
»Bei keiner Wahl ist es dem Einzelnen erlaubt, über
»sich selbst zu urtheilen; wohl aber über Andere. Wenn
»es jeder über sich selbst dürfte, welche Zahl von König-
»lein, denn Könige wären sie nicht, würden wir
»sehen? Von uns hing es nicht ab, unter so Vielen diese
»Auszeichnung auf zweie zu beschränken. Die Stimmen,
»die Neigungen, der gleiche Wille von Franken, Lotha-
»ringern, Sachsen, Baiern und Schwaben richtete sich
»auf uns, als auf Zweige Eines Stammes; auf ein
»Haus, wie von einem unauflöslichen Bande umschlungen,
»wovon niemand vermuthen wird, daß Feindschaft dasselbe
»werde zerreißen können. Vereint soll seyn, was die
»Natur verknüpfte, von der die Freundschaft durch ver-
»wandtschaftliche Bande begründet wurde. Wenn wir
»das uns angebotene Glück durch selbst bereitete Hinder-
»nisse zurückstoßen, wenn wir uneins werden, dann wird
»ganz gewiß das Volk uns verlassen, und jeden beliebigen
»Dritten wählen; wir aber werden nicht blos des Thro-
»nes verlustig werden, sondern, was übler ist als der
»Tod, die Schande der Feigheit und Schlechtigkeit
»würde uns treffen, als könnten wir nicht ertragen die
»Größe einer solchen Herrschaft, oder als wollte einer

» dem andern aus kleinlicher Eifersucht den Vorzug nicht gestat-
» ten. Der Gipfel der Ehre, die höchste Gewalt umschwebt
» uns; auf einem von uns, wollen wir es selbst, soll sie
» bleibend ruhen. Daher scheint mir, daß, wenn bei einem
» von uns diese Ehre bleibet, auch der andere einer ge-
» wissen Theilnahme an derselben nicht entbehre; denn gleich
» wie auf die Aeltern der Könige, obwohl sie keine Könige
» sind, ein gewisser Ausfluß der Ehre sich verbreitet, so
» werden auch, die zu einer Würde vorbenannt und be-
» stimmt werden, einiger daher fließenden Ehre genießen,
» als auf welche die hohe Würde mit Fug und Recht hätte
» kommen können. Werden nicht auch außerdem die Ver-
» wandten des Königs um des Königs willen geehrt? Und
» wenn auf diese Weise der Vortheil des einen vom andern
» abhängt, wie glücklich können wir uns schätzen, daß einer
» von uns herrschen soll, und der andere, gleichsam durch
» Wohlwollen, jenem die Herrschaft gewährt und sichert?
» Seyn wir behutsam. Das Eigene wollen wir Fremdem,
» und das Gewisse dem Ungewissen vorziehen, damit nicht
» der heutige Tag, fröhlich und angenehm bisher für uns,
» für lange Zeit uns in das Unglück stürze, wenn wir das
» vereinigte Wohlwollen eines großen Volkes durch unver-
» ständigen Zwist verscherzten. Damit das nicht geschehe,
» will ich dir, Geliebtester unter allen meinen Blutsfreun-
» den, sagen, was ich über dich denke. Wenn ich erkenne,
» daß das Volk dich zum Könige und Herrn haben will, so
» will ich nicht eifersüchtig diese Gunst des Volkes von dir
» zu ziehen suchen; vielmehr werde ich selbst dich auser-
» wählen, mit um so freudigerem Eifer, als ich hoffen
» darf, daß ich dir angenehmer seyn werde als sie. Sieht
» aber Gott mich an, so erwarte ich von dir eine gleiche
» billige Gesinnung. «

Der jüngere Konrad erwiederte: »diese Denkungsart »sey auch völlig die seinige, und gelobte heilig dem ältern »ren Konrad, als seinem liebsten Blutsfreunde, wenn er »zur Kaiserwürde berufen würde, ihm treue Dienste zu lei- »sten.« Nach diesen Worten neigte sich jener herüber, um im Angesicht des Volkes seinen Neffen zu küssen; welches zuerst den Umstehenden ihre einträchtigen Gesinnungen anzeigte. Die Fürsten setzten sich zusammmen, und zahlreiche Haufen des Volks umringten sie:

Freudig; denn was in der Tiefe des Herzens verhalten geglommen,
War, im Jubel zu äußern, die selige Zeit nun gekommen.

Der Erzbischof von Mainz, dessen Stimme vor andern galt, erkohr, vom Volke feierlich befragt, mit überfließendem Herzen, mit frendiger Stimme, den älteren Konrad zu seinem Herrn und König, und zum Lenker und Schirmherrn des Vaterlandes. Diesem stimmten die übrigen Erzbischöfe und die andern, den geistlichen Innungen angehörenden Männer mit voller Entschließung bei. Der jüngere Konrad, eine kleine Weile mit den Lotharingern Rath haltend, kehrte bald zurück, und wählte auch ihn mit Beifall zum Herrn und König. Der König ergriff ihn bei der Hand, und hieß ihn sich setzen zu seiner Seite. Darauf wiederhallte das nämliche Wort der Wahl einzeln bei den Vertretern der einzelnen Völkerschaften.[1] Es erhob sich das Geschrei des Volkes. Alle waren einstimmig mit den Fürsten, alle verlangten den älteren Kon-

1. Regna, jetzt Staaten.

rad und bestanden auf seiner Wahl. Ihn setzten sie ohne Bedenken allen Fürsten vor, und hielten ihn am würdigsten der königlichen Krone. Auch damit die Krönung unverweilt vor sich gehen könne, bot die erwähnte Kaiserin Kunigunde die Reichsinsignien, die sie von Kaiser Heinrich empfangen, freudig an, und bestätigte den König, so viel ihr Geschlecht sie dazu fähig machte. Ich für meinen Theil, sagt Wippo, halte dafür, daß auch die himmlischen Mächte dieser Wahl ihre Gunst verliehen, da unter so vielen Männern von ausgezeichneter Macht, Herzogen und Markgrafen, ohne Neid und Zwiespalt derjenige gewählt wurde, der, obwohl an Adel des Geschlechts und Tapferkeit und eignen Gütern unter keinem andern war, dennoch im Vergleich an Lehen und Aemtern nur wenige übertraf.

Der Erzbischof von Cölln, und der Herzog Friedrich mit einigen andern Lotharingern, aus Anhänglichkeit an den jüngern Konrad, trennten sich, wie man sagt, unfriedig vom Könige. Doch schnell zur Gnade desselben zurückkehrend, nahmen sie alles mit Freuden an, was er befahl. Wahrhaft auf den Wink Gottes ward er erwählt, sagt Wippo. Der Höchste hatte zuvor bestimmt, welche Huldigung ihm von der Welt gezollt werden sollte. Er war ein Mann von großer Demuth, voll klugen Raths, wahrhaft in Worten, und rüstig zur That, kannte nicht den Geiz, im Geben der großmüthigste der Könige. Nur so viel will ich noch hier bemerken, daß es nicht anders seyn konnte; derjenige mußte der Erste seyn, in dem die Kraft der größten Tugenden lebte. Denn so wie geschrieben steht: Hochmuth kommt vor dem Falle; also ist billig, daß derjenige den Hohen der Welt vorgehe, bei welchem Dienstfertigkeit die erste Regententugend ist. Es ziemte



sich nicht, daß derjenige einem Herrn auf Erden diente, den der Allmächtige berufen hatte, über Alle zu herrschen.

Nach vollendeter Wahl eilten alle in prachtvollem Zuge den König nach Mainz zu begleiten, damit er dort feierlich gesalbet werde. Sie gingen frohlockend einher. Die Geistlichen sangen Hymnen, die Weltlichen Lieder ihrer Art. So viel Lob und Preis war, so viel mir bewußt, dem Höchsten an einem Tage, an einem Orte noch niemals dargebracht worden. Wenn Karl der Große mit seinem Scepter lebendig erschienen wäre, so hätte das Volk nicht von größerer Freude ergriffen werden können, über das Wiederkehren eines so großen Helden, als über das erste Auftreten dieses Fürsten. Der König kam nach Mainz. Mit gebührendem Glanz empfangen, erwartete er andachtsvoll seine Salbung, den Gegenstand einstimmiger Wünsche. Als zu seiner Segnung am Tage der Geburt Mariens der Erzbischof von Mainz mit der gesammten Geistlichkeit feierlich sich anschickte, hielt bei der heiligen Handlung der Salbung dieser an den König folgende Rede:

»Alle Gewalt auf der vergänglichen Welt hat ihren »reinen Ursprung in dem einen lebendigen Quell. So »wie aber, wo viele Bäche aus einem und demselben »Borne fließen, sie bald sich trüben, bald hell und klar »sind, während der Urquell beständig in lauterer Reinheit »bleibet; auf gleiche Weise, in wiefern erlaubt ist den »Schöpfer und das Geschöpf zu vergleichen, dürfen wir »den höchsten Herrn und König der Unsterblichkeit und »die irdischen Könige betrachten. Es heißt in der Schrift: »Alle Gewalt ist von Gott. Er, der allmächtige König, »der Urheber und Anfang aller Ehre, gießt mit voller »Gnade mancherlei Würden aus, ihrem Ursprunge nach

»lauter und rein. Wenn sie aber auf diejenigen gekom-
»men ist, die unwerth sind, diese Würden zu verwalten,
»und die sie beflecken durch Hoffahrt, Neid, Gelüste,
»Habsucht, Zorn, Unbändigkeit, Grausamkeit; dann
»trinken diese für sich und ihre Untergebenen, wenn sie
»nicht durch Buße sich reinigen, den gefährlichen Trank
»der Sünde. Es bete und flehe zum Herrn die ganze
»Kirche der Heiligen Gottes, daß die Würde, welche
»heute rein und unbefleckt diesem unsern Herrn und
»Könige Konrad von Gott verliehen worden, auch unbe-
»fleckt von ihm, so weit es der Mensch vermag, bewah-
»ret werde. Mit dir, und um deinetwillen reden wir,
»unser König und Herr! der Herr der dich erwählet
»hat, daß du sein Volk beherrschen sollest, wollte dich
»prüfen, ehe er dich erhob; er züchtiget die, die ihm lieb
»sind; er läuterte den, den er hervorziehen wollte; es
»gefiel ihm, den zu erniedrigen, den er zur höchsten
»Würde erkohren hatte. So versuchte und prüfte Gott
»den Abraham, seinen Diener, bevor er ihn verherrlichte.
»So ließ er zu, daß sein Diener David den Zorn des
»Königs Saul, Verfolgung, Unbild, die Schlupfwinkel
»der Wüste, Flucht und Verbannung erdulden mußte,
»ehe er ihn zum herrlichsten der Könige Israels bestimmt
»hatte. Selig wer die Versuchung besteht, denn er wird
»die Krone des Lebens erringen. Nicht ohne Ursach
»hat Gott dich heimgesucht; eine süße Frucht hat er dir
»daraus erwachsen lassen. Er ließ dich fallen in der
»Gunst deines Vorgängers, des Kaiser Heinrich's, und
»ließ dieselbe dich wieder gewinnen, damit du Erbarmen
»lernen mögest gegen diejenigen, die deine Gunst verlie-
»ren. Du hast Unbilden erlitten, damit du nun Mitlei-
»den haben mögest mit den Unterdrückten. Die göttliche

»Güte wollte nicht, daß du ohne Prüfung bleibest; aber
»nachdem du die Ruthe des Himmels erfahren, sollte dir
»die Herrschaft des christlichen Reichs werden. Du hast
»die höchste Würde erlangt, du bist der Stellvertreter
»Christi. Nur wer ihm nachfolgt, ist wahrhaft Herr.
»Auf diesem gewaltigen Throne mußt du eingedenk seyn
»der unvergänglichen Ehre. Ein großes Glück ist, in der
»Welt zu herrschen, das größte aber in dem Himmel zu
»triumphiren. Gott verlangt vieles von dir; vor allem
»andern aber, daß du das Recht handhabest und Gerech-
»tigkeit schaffest und den Frieden des Vaterlandes, welches
»seine Augen ohne Unterlaß auf dich wendet; daß du
»seyst der Schirmer der Kirche und ihrer Diener, und
»der Schutz der Wittwen und Waisen. Durch diese und
»andere Tugenden wird der Thron hienieden und in der
»Ewigkeit befestigt seyn. Nun wohlan denn, großer König
»und Herr! es fleht mit uns die ganze heilige Kirche
»deine Gnade an für diejenigen, die an dir gesündiget,
»und deine Ungnade durch Vergehungen sich zugezogen
»haben. Einer ist unter diesen, Otto, ein Mann von
»edlem Stamme, der dich beleidigt hat. Für diesen und
»für die übrigen alle bitten wir deine königliche Milde,
»daß du ihnen wollest verzeihen um der Gnade Gottes
»willen, mit der er dich heute in einen andern Menschen
»umgewandelt hat, und dich Theil hat nehmen lassen an
»seiner göttlichen Gewalt. Gleich wie er dir eben solches
»thun möge für alle deine Sünden.«

Bei dieser Rede ward der König tief bewegt; er
seufzte, und über die Maßen zerfloß er in Thränen.
Dann, wie es die Bischöfe und die Herzoge mit dem
gesammten Volke begehrten, verzieh er öffentlich allen,
die gegen ihn sich vergangen hatten. Das ganze Volk

nahm das mit Frohlocken auf. Bei der Offenbarung einer so großen Gnade des Königs weinten alle vor Freude.

Eisern wäre gewesen der Mann, der Thränen der Wonne
Nicht geweint bei so großem Verzeih'n.

Er hätte sich rächen können, auch ohne König zu seyn, und verschmähte es in der Kraft der königlichen Würde.

Als der Gottesdienst aufs prächtigste begangen, und die Krönung vollendet war, erhob sich der König von dannen, und ging mit hervorragenden Schultern einher vor der übrigen Menge, und wie mit neuer majestätischer Haltung und Würde kehrte er in festlicher Bekleidung und mit heiterer Miene in stattlichem Schritte zum Pallaste zurück. Ihn erwartete der mit königlicher Pracht bereitete Tisch; und dieser Tag, der Erstling seiner Würde, verging so in festlichem Glanze und in Uebung der Gerechtigkeit; denn, noch ehe er gekrönt war, auf dem Wege nach Mainz, hat er schon den ihm Begegnenden Recht verschafft.

Ich werde jetzt nicht viel von der Eidesleistung der Großen, noch von der Bestellung des Hoflagers, und wer dem neuen Kaiser gedient, oder das Fest verherrlicht habe, anführen; denn alle diese übertraf an Klugheit und feinem Sinn des Königs geliebte Gemahlin Gisela, deren Vater Hermann war, der Herzog zu Schwaben. Ihre Mutter war Gerberge, Konrad's des Königs von Burgundien Tochter, der von Karl dem Großen abstammte. Von so vornehmen Geschlechte, und zugleich von der einnehmendsten Schönheit, überhob sie sich gleichwohl nicht ihrer Vorzüge. Sie war unermüdet im Dienste Gottes,

ließ nicht nach in Allmosen geben und Gebet, und that das so sehr als möglich insgeheim, eingedenk der Worte des Evangeliums: Lasset eure Gerechtigkeit nicht offenbar werden vor den Augen der Menschen. Sie war eine Frau vom freimüthigsten Geiste, von einer vorzüglichen Aemsigkeit, nach Ruhm begierig, nicht nach eitlem Lobe, liebte die Scham, war fleißig in weiblicher Arbeit, eine Feindin fruchtloser Verschwendung, in anständigen und nützlichen Dingen bis zum Ueberfluß freigebig; dabei reich an Gütern, und erfahren in der Verwaltung der höchsten Ehrenstellen. Diese Frau wurde durch neidisches Bemühen einiger, welches wie ein niederer Rauch von unten herauf die Throne der Fürsten zu umnebeln pflegt, mehrere Tage an ihrer Krönung verhindert. Uebrigens ist nicht gewiß entschieden, ob diese ungünstige Stimmung Grund hatte oder nicht. Sie war nämlich mit dem Kaiser im zweiten Grade verwandt, und folglich eine eheliche Verbindung unter beiden nach den Kirchengesetzen jener Zeit verboten. Allein Konrad, von den Vortrefflichkeiten ihres Geistes und ihrer Schönheit hingerissen, entführte sie, und wurde darob von dem Kaiser Heinrich II. mit Acht und Ehescheidung bedroht. Diesen Umstand benutzten jetzt seine Feinde, und setzten ihn durch ihre Einwendungen in die grausame Verlegenheit: daß er entweder dem Throne oder seiner Gattin entsagen müsse. Aber auch in diesem Punkte siegte jetzt des Gemahls Vortrefflichkeit. Gisela wurde dieser feindlichen Vorwände ohngeachtet, durch einstimmige Bitten und Wünsche der Fürsten gekrönt, und folgte dem Könige als unentbehrliche Begleiterin. Dieses habe ich in kurzem von der Königin erwähnen wollen, übergehend die Thaten des Königs. Jetzt wieder zu diesem.

Wie wir bei Konrad's Wahl die letzten Spuren der Maifelder oder gesetzgebenden Gewalt unter dem teutschen Volke sahen; so finden wir bei dessen Regierung den letzten Glanz des alten Kaiserthums oder der vollstreckenden Macht. Gleich nach seiner Krönung durchreißte er sein teutsches Reich, um darin die Ordnung und den Frieden wieder herzustellen, welcher durch das bisherige Zwischenreich so sehr zerrüttet war. Zuerst ging er den Rhein hinab in das Herzogthum der Rheinfranken, bis nach Achen, wo er einen großen Fürstentag und eine Kirchenversammlung hielt, um die geistlichen und weltlichen Rechte zu handhaben. Von da zog er in das Land der Sachsen, und bestätigte ihnen ihre, obwohl harten, Gesetze. Hierauf durchreißte er das östliche Franken, das Herzogthum der Baiern und der Schwaben. Ueberall bekräftigte er den Frieden und das Ansehn der königlichen Würde. Seine Tugenden, sagt Wippo, vergrößerten seinen Ruf. Von Tage zu Tage befestigte er mehr sein Ansehn durch strenge Handhabung der Ordnung, seine Liebe beim Volke durch huldvolle Gnade, seine Herrlichkeit durch den Glanz eines auserwählten Gefolges. Obwohl er die Wissenschaften nicht erlernt hatte; so belehrte er doch selbst die Geistlichkeit, öffentlich auf freundliche und freimüthige Weise, mit nöthiger Zucht und Strenge insgeheim. Die Herzen seiner Mannen fesselte er dadurch sehr, daß er nicht gestattete, daß die Lehen der Väter ihren Nachkommen genommen würden. In häufigen Geschenken, wodurch er sie zu muthigen Thaten spornte, bewies er eine Freigebigkeit, die für unübertreffbar galt. Unglaublich ist es, welche Anmuth im Umgange, welche Standhaftigkeit und Beharrlichkeit des Geistes er zeigte; freundlich allen Guten, streng gegen die Schlechten,

gegen seine Landsleute gefällig, seinen Feinden fürchterlich, schritt er unermüdet zur tapfern fruchtbringenden That. Dadurch brachte er es in kurzer Zeit zu der fast unbezweifelten Meinung, daß nach Karl dem Großen keiner geherrscht habe, der des Thrones würdiger gewesen wäre; daher das Sprichwort: der Thron Konrads ruht auf den Stufen Karls.

Hinan zu seinem Thron steigt auf den Stufen Karls
Des König Konrads hehre Majestät.

Nachdem er also die Angelegenheiten des teutschen Reichs geordnet hatte, zog er nach Italien, um auch dort die Huldigung zu empfangen, oder die Rebellen zu bestrafen, wie es einem teutschen Kaiser zukam. Zuerst wurde er zu Mailand von dem Erzbischof Heribert als König der Lombardei, dann zu Rom vom Pabste Johann XIX. als römischer Kaiser gekrönt. Die Könige von England, Dänemark, nebst den teutschen, italienischen und burgundischen Großen waren bei der Feierlichkeit zugegen, und die übrigen erkannten ihn, wie weiland Karl den Großen, als das weltliche Oberhaupt der Christenheit.

Während aber Konrad in Italien die Würde des römischen Kaiserthums wieder befestigt hatte, brachen unter den Teutschen wieder großer Neid, feindselige Rathschläge und Parteiungen gegen ihn aus. Besonders ergriff dieser Geist des Mißvergnügens und der Empörung die Herzoge und Grafen am Rheine, welche doch seine Verwandten und Nachbarn waren. Konrad, der Herzog von Worms, und Vetter des Kaisers nährte schon lange einen verborgenen Groll gegen ihn in seinem Herzen; denn er konnte, trotz seiner Einwilligung, nicht vergessen, daß dieser ihm bei der Königswahl vorgezogen wurde. Friedrich, Herzog von Lothringen, dessen

Schwager, ward durch einen plötzlichen Tod an seinem feindlichen Vorhaben gehindert. Ernst aber, der Herzog von Schwaben, und Stiefsohn des Kaisers, war, obwohl er von ihm durch Geschenke und Lehen bereichert wurde, zum zweiten Male untreu seiner Pflicht, und ging, vom Teufel angetrieben, mit Empörung um. Er verwüstete die Provinz Elsaß auf Anrathen einiger seiner Ritter, und zerstörte die Schlösser des Grafen Hugo, eines Verwandten des Kaisers. Dann sammelte er eine große Schaar tapferer Jünglinge und brach in die Schweiz ein, wo er das Schloß zu Solothurn, eine Insel im Flusse, mit mehrfachen Wällen zu befestigen anfing; aber der König Rudolph von Burgund, sich scheuend, den Feind des Kaisers bei sich aufzunehmen, brachte ihn von seinem Vorhaben ab. Auf dem Rückzuge befestigte er eine Burg oberhalb Zürich, und fügte dem Lande durch Plünderung der Kirche zu Reichenau und des Klosters St. Gallen unermeßlichen Schaden zu. So trat er Recht und Gerechtigkeit mit Füßen, und beharrte bis zur Rückkunft des Kaisers in seinen gottlosen Unternehmungen.

Als in Italien der Friede befestiget war, kehrte Konrad glücklich nach Teutschland zurück. Er hielt in Augsburg einen vertraueten Rath mit seinen Getreuen, und fing an Gericht zu halten über die Verräther. Dann ging er nach Ulm, und ließ dahier einen allgemeinen Reichstag ausschreiben. Dorthin kam auch Herzog Ernst, nicht mit unterthäniger Bitte, sondern im Vertrauen auf die Menge seiner Krieger, die vor andern tüchtig waren, um entweder nach seinem Gutbefinden mit dem Kaiser Frieden zu schließen, oder durch seine Macht gesichert wieder heimzukehren. Er hielt mit den Seinen eine Unterredung, und nachdem er sie an den Eid ihrer Treue er-

mahnt hatte, forderte er sie auf, ihn nicht zu verlassen, und seine Ehre nicht preis zu geben. Er einnerte sie daran: »wie in den Geschichten der Väter allezeit der »Treue und standhaften Anhänglichkeit der Schwaben an »ihre Herrscher ein rühmliches Zeugniß gegeben werde;« dann verhieß er ihnen Belohnungen, wenn sie ihm treu wären, und ihren Nachkommen Ehre und Ruhm. Auf solche Anrede aber antworteten ihm die beiden Grafen Friedrich und Anselm von Zollern im Nahmen der übrigen: »Wir gestehen gern, daß wir Euch feste Treue ver»sprochen gegen alle Eure Feinde; nur nicht gegen den, »der uns Euch angehörig gemacht hat. Wären wir un»sers Königs und Kaisers Knechte, und von ihm Euch »zu eigen gegeben, so dürften wir uns nicht von Euch »trennen. Nun aber sind wir freie Männer, und »haben einen höchsten Vertheidiger unserer Frei»heit in dem, der unser König und Kaiser ist; »wenn wir ihn verlassen, so verlieren wir unsere »Freiheit, deren kein rechtdenkender Mann, als nur »mit dem Leben zugleich verlustig werden kann. Und weil »sich das so verhält, so wollen wir Euch zwar in allem »gehorchen, was Ihr Ehrbares und Gerechtes von uns »fordern werdet; wollet Ihr aber etwas anderes, so tre»ten wir als freie Männer in den Stand zurück, den »wir nur auf Bedingung verlassen haben.« [1] Als der Herzog dieses gehört, und wahrnahm, daß ihn die Seinen verließen, ergab er sich dem Kaiser auf Gnade. Dieser verbannte ihn auf einen steilen Felsen im Sachsenlande,

1. Welche eben so wahren als patriotischen Worte aus dem Munde der Ahnen der künftigen Könige von Preußen!

Gibichenstein genannt, damit er durch Strafe gebessert, künftighin die Empörung unterlasse.

Bei seinem Durchzuge durch Schwaben unterwarf sich der Kaiser von neuem alle jene, die sich gegen ihn empört hatten, und zerstörte ihre Vesten. Als er nach Basel kam, hielt er eine Unterredung mit dem König Rudolph von Burgund, der ihm bis dahin entgegen gekommen war, außerhalb der Stadt bei einem Flecken, der Mittena genannt wird; und nachdem sie freundlich mit einander gehandelt, führte der Kaiser den König mit sich in die Stadt. Nach unter ihnen hergestelltem Frieden, da unter Vermittlung der Kaiserin Gisela das burgundische Königreich dem Kaiser übergeben worden, auf gleiche Art, als es seinem Vorgänger, dem Kaiser Heinrich, gegeben worden war, kehrte der König mit Geschenken reichlich geehrt ins Burgund zurück; der Kaiser aber fuhr den Rhein hinab ins Frankenland. Dort unterwarf sich sein Neffe, der Herzog Konrad (von Worms), der sich früher wider ihn aufgelehnt hatte. Der Kaiser züchtigte ihn durch ritterliche Haft, zerstörte seine festen Schlösser, welche vortrefflich waren. Dann nahm er ihn wieder zu Gnaden auf, und setzte ihn abermals in alle Ehren ein. Kurz darauf wurde gegen Adalbert, den Herzog von Kärnthen, der ein Majestätsverbrechen begangen hatte, und seine Söhne der Bann ausgesprochen, dessen Herzogthum jener Konrad empfing, wie es sein Vater vorlängst auch besessen haben soll. Also blieb Konrad, so lange er lebte, treu und ein tapferer Lehnsmann dem Kaiser und seinem Sohne, dem König Heinrich.

Nachdem Konrad diesen Sohn zu Achen mit einstimmigem Beifall der Fürsten und des Volks zu seinem Nachfolger ernannt, und von dem Erzbischof von Cölln hatte

krönen lassen, kam er nach Ingelheim, um die Ostern zu feiern. Dort erhielt auch Ernst, der Herzog von Schwaben, sein Herzogthum zurück; doch sollte er gehalten seyn, seinen Vasallen Wehilo, der durch vielfache Parteiungen das Reich verwirret hatte, als einen Feind des Staats mit allen den Seinen zu verfolgen, und sich dazu eidlich zu verpflichten. Dies wollte er nicht; weshalb er denn als ein öffentlicher Feind verdammt, des Herzogthums auf immer entsetzt, und selbes seinem Bruder Hermann unter der Vormundschaft Warmann's, des Bischofs von Constanz übergeben wurde. Hierauf ließ der Kaiser, auf einstimmiges Gutheißen aller Fürsten des Reichs, den Herzog Ernst und alle Feinde der Gerechtigkeit und des Friedens von den Bischöfen in den Bann der Kirche thun, und ihre Habe versteigern. Die Kaiserin Gisela, was schmerzlich zu denken ist, aber großen Ruhm verdient, weil sie minder achtete eines unbesonnenen Sohnes, als eines weisen Gemahls, verpflichtete sich öffentlich gegen Alle, daß sie keine Rache oder Groll hegen wolle über etwas Böses, das jenem widerfahren möchte.

Während dieses vorging, strengte sich der seines Herzogthums entsetzte Ernst, indem er mit vielen Gedanken und Versuchen umging, ohne Erfolg an, um dem Kaiser Widerstand zu leisten. Er nahm seinen Vasallen Wehilo und wenige andere zu sich, und ging ins gallische Frankreich zum Grafen Otto, seinem Verwandten, dem Schwestersohne der Kaiserin Gisela. Von diesem begehrte er Rath und Hülfe; aber, wollte dieser, oder wagte er es nicht, er erhielt von ihm keinen Beistand wider den Kaiser. Nachdem er von dort zurück wieder nach Schwaben kam, hielt er sich im Schwarzwalde, in sicheren Gegenden auf, und lebte dort elendiglich von Beute und

Raub. Als ihn des Kaisers Kriegsheer von allen Seiten eingeengt hatte, griffen einige, die dem Kaiser ergeben waren, aus einem Hinterhalt die Pferde des Herzogs und seiner Begleiter auf, welche vortrefflich waren. Der Herzog sah nach diesem Verluste keinen Rath in einer so gedrängten Lage, und wußte nicht was zu thun sey; doch raffte er schnell von Pferden, was zu haben war, zusammen, und ging mit allen seinen Begleitern zum Walde hinaus; bei sich erwägend, daß es besser sey mit Ehre zu sterben, als mit Schande zu leben. Und als sie im Fortziehen durch die Waldthäler in jene Gegend Schwabens gekommen waren, welche Bara genannt wird, sahen sie ein verlassenes Lager, welches in der vorherigen Nacht die Feinde besetzt hatten; alsbald nahmen sie wahr, daß sie überlistet werden sollten. Mangold, der Graf von Vehringen, ein Lehnsmann des Kaisers, welcher von diesem und dem Bischof von Constanz Warmann, der damals Namens des Herzogs Hermann Schwaben verwaltete, ein großes Lehn von der Abtei Reichenau zu Lehn trug, war nämlich dem Lande zum Schutz geordnet, gegen Raub und Brand des Herzogs Ernst. Der Herzog, als er wahrnahm was vorging, faßte mit seinen Begleitern freudigen Muth, wähnend, sie würden alle Unbilden jetzt sogleich an den Feinden rächen können; und schleunig aufbrechend fingen sie an, ihre Verfolger zu verfolgen. In der nämlichen Absicht zog der Graf Mangold mit seinen Begleitern hierhin und dorthin, und sie beobachteten fleißig den Weg des Herzogs. So geschah es veranlaßt von beiden Seiten, daß sie nahe genug auf einander stießen, um einander sehen und anreden zu können. Mehr Krieger waren auf Seiten Mangold's als des Herzogs.

Und kein Verzug, so entbrannte die Schlacht. Auf Seiten des Herzogs bewegte die Kämpfenden Zorn, Wuth,

ungestümme Kühnheit; auf der andern Seite Ruhmbegierde und der Reiz der Belohnung. Die den Herzog umgaben, dachten nicht mehr an das Leben; alle stürzten sich dem Tode entgegen. Der Herzog aber, weil er niemanden in diesem Gefechte schonte, fand auch keinen, der ihn verschont hätte; verwundet von vielen sank er zuletzt entseelt hin. Mit ihm fiel auch der Graf Wehilo, sein Lehnsmann, um dessentwillen dieses alles geschehen war. Adelbert und Iwarin, edle Männer, und viele andere wurden getödtet; und von der andern Seite fiel der Graf Mangold, der Urheber dieser Vereinigung, und viele andere mit ihm. Der Leichnam des Herzogs Ernst wurde nach Konstanz geführt, und nachdem er aus dem Bann, durch den Spruch des Bischofs gelöset war, in der Marienkirche begraben. Der Körper Mangold's ward in Reichenau beerdigt. Dieses höchst traurige Gefecht fiel am sechszehnten Tage des Augustmonats vor. Auf die erhaltene Nachricht davon, soll der Kaiser gesagt haben: »Tolle Hunde mehren ihr Geschlecht nicht.«

Nachdem also Konrad durch Bestrafung seines Stiefsohns Ernst und seines Vetters Konrad die Ruhe in den rheinischen Herzogthümern von Schwaben und Franken hergestellt hatte, ließ er im ganzen Reiche einen allgemeinen Land- und Gottesfrieden gebieten, und machte, wie Karl der Große, die rheinischen Gaue zum Sitz seiner Regierung und zum Mittelpunkt seines Reichs. Zu Straßburg unterstützte er den Bischof Werner, und zu Worms, seinem alten Grafensitze, den Bischof Burkhard, in Verschönerung der Stadt und der Domkirchen; das Erzbisthum von Mainz, wo er gekrönt wurde, gab er nach dem Tode Aribo's auf Versprechen seiner Gattin, der Kaiserin Gisela, dem frommen Bardo,

welcher durch seine Freigebigkeit den von Willigis angefangenen Dombau vollendete, und in seiner Gegenwart dem heiligen Martin zu Ehren einweihete. Er selbst aber ließ zu Speier, seiner Geburtsstadt, eine vierte Domkirche vom Grunde aus erbauen, und darin eine prächtige Gruft errichten, um in dem Lande, wo er geboren wurde, auch noch nach seinem Tode zu ruhen.

Diese drei letztern Domkirchen sind noch, nach dem von Karl dem Großen eingeführten Geschmack, mit zwei oder drei Chören, und einem Langhaus oder Schiffe angelegt. Ueber dem vordern und hintern Chore erheben sich hohe kühnaufstrebende Gewölbe, und neben einem jeden vorn und hinten an der Kirche zwei hohe Thürme und ein kleiner in der Mitte. Die Säulen, Fenster, Gewölbe und Thüren laufen auch nicht, wie jene der gothischen Gebäude, spitz, sondern eiförmig oben gerundet zu. Die darin angebrachten Verzierungen bestehen in Laubwerk und nach den Sitten dieser Zeit gebildeten Figuren. Unter denselben trift man einige schöne Formen an; die Gesichter sind aber meistentheils platt und einförmig, öfters mit bunten Farben angestrichen. Die Kaisergruft, welche Konrad für sich und seine Nachfolger zu Speier erbauen ließ, war in dem hintern oder sogenannten Königschor des Doms angebracht. In derselben befanden sich vor den französischen Kriegen zwei kostbare Grabmäler, wovon jedes mit vier Steinen und Schranken umgeben war. Unter dem einen lagen die vier salischen Kaiser, nämlich: der Stifter der Gruft, Konrad II., sein Sohn Heinrich III., und seine Enkel Heinrich IV. und V., mit der Kaiserin Bertha. Darauf waren zu den Grabschriften besondere Beiwörter eingehauen, welche zusammen gesetzt folgende zwei Verse ausmachen:

Hier liegen Vater und Sohn, der Groß- und Urvater beisammen,
Dort des Urvaters Weib, und die Gattin Heinrichs des ältern. [1]

Unter dem andern Grabmale lagen von den künftigen Kaisern: Philipp der Hohenstaufe, Rudolph, und Albert von Habsburg-Oestreich, und neben diesem ruhete sein Gegner Adolph von Nassau. Wie nach Abgang der herrlichen Kaisergeschlechter, welche uns der Rhein gegeben hat, die Einheit im heiligen römischen Reiche teutscher Nation, geflohen war, und jeder Fürst nur auf die Vergrößerung seines Hauses dachte; so flohen auch die künftigen Kaiser die ehrwürdige Kaisergruft an dem herrlichen königlichen Flusse, und jeder bauete sich eine einseitige, enge Familiengruft in seinen Ländern. Darum kamen strafend fremde Völker über den Rhein, und zerstörten mit den Gräbern unserer großen Kaiser zugleich unser heiliges teutsches Reich.

Konrad hatte mit kräftiger Hand den Scepter und Karls des Großen Schwert erfaßt, und die Krone beinahe schon erblich auf sein Haus gebracht. Unter seinem Sohne und Nachfolger Heinrich III. schien auch die Gewalt Karls des Großen wieder hergestellt. Er setzte Päbste und Bischöfe, Herzoge und Grafen nach seinem Gutdünken ein oder ab. Die weltlichen Großen mußten seinen Fahnen, die Geistlichen seinen Gesetzen folgen. Die Friedensbrüche und Empörungen wurden mit Acht und mit Bann bestraft. Die Kaiserkrone war bei seinem

1. Filius hic, Pater hic, Avus hic, Proavus jacet isthic;
Hic Proavi conjunx, hic Henrici senioris.

Hause, so zu sagen, schon erblich, und die Könige der Christenheit seine Lehnsleute geworden. Das rheinfränkische Herzogthum erschien noch ein Mal als der Mittelpunkt, woher Europa Gesetze und Bildung erhalten sollte.

Zum Unglück starb Heinrich III. zu früh, um seine großen Plane hinausführen zu können, und der schöne Wonnegau wurde nun wieder, statt eines Sitzes der Kraft und der Künste, der Schauplatz der schändlichsten Auftritte. Heinrich III. mußte sein Reich einem minderjährigen Sohne, Heinrich IV., und dessen Regierung seiner Gattin, der Kaiserin Agnes hinterlassen; aber die Bischöfe und Großen bemeisterten sich der Gewalt. Gleich nach seinem Tode brach der Geist der Empörung um so kühner hervor, als er bisher im Zaume gehalten war. Der Erzbischof von Cölln, Hanno, entführte den jungen Prinzen, unter dem Vorwande einer Wasserfahrt, zu Kaiserswerth, aus den Händen der Königin Mutter, und nun lag, wie Lambert von Aschaffenburg sagt: die Erziehung des Königes und die Verwaltung des Reichs gänzlich in den Händen der Bischöfe, unter welchen der von Mainz und Cölln den vorzüglichsten Einfluß hatten. Da sie den Bischof von Bremen, Adelbert, an ihren Rathschlägen Theil nehmen ließen; so wußte dieser, entweder durch Nachsicht oder durch Schönthuerei den jungen König so einzunehmen, daß er ihm gänzlich ergeben wurde. Zu diesem gesellte sich der Graf Werner, ein sowohl an Sitten als Alter ungebildeter Jüngling, und beide regierten statt des Königs das Reich. Sie verkauften die Bisthümer und Abteien, geistliche und weltliche Würden nach Willkühr. Mit den Bisthümern und Herzogthümern gingen sie zwar glimpflicher um, aber mehr aus Furcht, als aus Frommheit. Desto

wilder verfuhren sie mit den Abteien, indem sie vorgaben, daß der König darüber nach Wohlgefallen verfügen könne, wie über seine Höfe und Kammergüter. Zuerst verschenkten sie die Güter der Klöster nach Willkühr an ihre Lieblinge, dann verzehrten sie, unter dem Vorwande herrschaftlicher Dienste, das noch, was übrig war, bis auf den letzten Heller. Endlich stieg ihre Frechheit so weit, daß sie die Klöster selbst überfielen, und unter sich, wie Beute vertheilten. Zu allem dem gab der König mit bübischer Leichtfertigkeit seinen Beifall. [1]

Eine solche Regierung erregte Mißvergnügen unter allen Ständen und Völkern Teutschlands, besonders aber unter den Sachsen, welche ohnehin das Geschlecht der Franken haßten. Der Erzbischof von Mainz, Siegfried I., war ein zweideutiger Mann, der, je nachdem es sein Vortheil schien, bald für, bald gegen den Kaiser sich zeigte. Hanno, der Erzbischof von Cölln, hatte zwar durch sein Ansehen und seine Würde ein großes Gewicht; allein sein strenger, unbiegsamer Geist konnte des jungen Fürsten Herz nicht gewinnen. Heinrich ergab sich daher ganz dem Erzbischof von Bremen, Adelbert, welcher seinen Ausschweifungen durch die Finger sah, und dieser, da er, selbst im Sachsenlande herrschend, die Stimmung des Volks kannte, hetzte ihn gegen die Sachsen auf: als wollten sie ihm den gehörigen Gehorsam versagen.

Durch Adelbert's Vorspiegelungen mißtrauisch gemacht, verließ der junge Heinrich, nachdem er zu Worms 1065 schon im fünfzehnten Jahre wehrhaft gemacht war, seine Stammländer am Rhein, und zog nach Goßlar, wo er,

1. **Puerili facilitate annuente. Lamb.**

den Sachsen näher, feste Schlösser umher anlegte, um die Widerspenstigen im Zaume zu halten. Adelbert aber hatte ihn dadurch ganz in seiner Gewalt, und erregte das Mißvergnügen der sächsischen und anderer Fürsten, welche ihn beneideten. Die Hauptpunkte, worüber sich diese beklagten, waren: das unbegrenzte Zutrauen, welches der junge König dem Erzbischof von Bremen geschenkt hatte, die Verschwendung geistlicher Güter an seine Lieblinge, die Erbauung der Festungen in Sachsen und die Abneigung gegen seine Gattin Bertha. Diese war die Tochter Otto's von Susa, eines mächtigen Markgrafen in Italien. Sie wurde für und mit dem Könige in Teutschland auferzogen und vermählt. Da sie sich aber mehr durch Zucht und Sittsamkeit, als Schönheit und Munterkeit auszeichnete, konnte sie unmöglich neben den reizenden Buhldirnen bestehen, welche ihm seine Lieblinge zugeführt hatten. Er weigerte sich daher auf alle Weise, sie als Gattin anzuerkennen; ja er soll ihr sogar schöne Jünglinge zur Seite gegeben haben, um durch Verführung einen Vorwand zur Scheidung zu haben; allein das edle Weib entfernte alle Nachstellungen auf ihre Tugend, und gewann dadurch um so mehr die Zuneigung der Fürsten. Diese versammelten sich daher 1066 zu Tribur, und droheten dem ausschweifenden Prinzen mit Absetzung, wenn er seine Lieblinge und Buhldirnen nicht entfernen, und Bertha als Kaiserin erklären würde.

Als Heinrich von dieser Verschwörung Nachricht erhielt, verließ er sogleich Goßlar und eilte zu dem königlichen Pallaste nach Ingelheim, um ihr durch seine Gegenwart zuvor zu kommen. Allein schon hier zeigte sich das Mißvergnügen des Volkes. Die Einwohner des Ortes erregten einen Aufstand gegen seine Leute, wobei sein

Liebling, der Graf Werner, von einer Tänzerin, vermuthlich aus Rache verschmäheter Liebe, erschlagen wurde. Geschreckt durch diesen blutigen Auftritt, zog er von Ingelheim nach Tribur; hier aber erwarteten schon die aufgebrachten Fürsten seinen Entschluß: »ob er seinen Günst»lingen, oder der Krone entsagen wolle?« Er zögerte daher, die verlangte Entscheidung zu geben, und Adelbert rieth ihm: mit den Reichsinsignien nach Sachsen zu fliehen, wo er in irgend einer seiner Festungen bessere Zeiten erwarten könne. Als die Nacht einbrach, ließ der König seine Schätze heimlich einpacken und fortbringen; allein die Fürsten erfuhren diesen Anschlag, umzingelten sogleich den Pallast mit ihren Truppen, und hielten, bis es Tag wurde, sowohl den König, als seine Getreuen in strenger Bewachung. Nun fiel aller Verdacht auf den Erzbischof von Bremen. Unter Schimpf- und Schandworten wurde er mit den andern Lieblingen von Hofe verjagt. Die Erzbischöfe von Mainz und Cölln erhielten die Verwaltung des Reichs, und Heinrich mußte seine verlassene Gattin wieder aufnehmen. Bald hierauf wurde das Brautlager in dem Pallaste zu Tribur mit königlicher Pracht und Herrlichkeit gefeiert. Das Mißverhältniß schien sowohl bei Hofe, als in dem Reiche, gütlich und friedlich beigelegt; allein Heinrich that alles dieses nur zum Scheine. Sobald er Tribur und die Fürsten verlassen hatte, nahm er seine Lieblinge und Buhldirnen wieder zu sich, und gab diesen Reich und Güter preiß.

Ein so schnödes Betragen brachte das Mißvergnügen der Fürsten bis zur Empörung. Sie erinnerten ihn mit Ernst und Nachdruck an das ihnen und seiner Gattin zu Tribur gethane Versprechen; er aber kehrte sich wenig an ihre Vorstellungen. Um ihrer und seiner ihm lästigen

Gemahlin los zu werden, kam er nach Worms zurück, und erklärte dort unverhohlen: daß er Bertha weder lieben, noch mit ihr leben könne. Zuvor aber hatte er schon Siegfried, den Erzbischof von Mainz gewonnen. Diesem versprach er den ergiebigen Zehnten in Thüringen, wenn er ihm zur Ehescheidung behülflich seyn wolle. Gelockt durch solche Zusagen, berief Siegfried 1069 einen Fürstentag nach Mainz, worin er die aufgebrachten Bischöfe und Fürsten für Heinrichen zu gewinnen suchte. Der junge König eilte selbst nach dieser Stadt, in der Hoffnung, seine Wünsche genehmigt zu erhalten; allein mit großem Verdruße fand er dort den eifrigen Verfechter der Kirche, den Petrus Damianus als päbstlichen Legaten, welcher sich denselben im Nahmen des heiligen Vaters entgegensetzte, und den Erzbischof von Mainz wegen seiner Willfährigkeit mit den Strafen des Bannes bedrohete. Voll Verdruß, sich also betrogen zu sehen, wollte Heinrich sogleich zurück nach Sachsen kehren; aber seine Freunde stellten ihm vor, daß er durch eine schnelle Entfernung die versammelten Fürsten noch mehr aufbringen würde. Er ging daher von Mainz nach Frankfurt, um dort mit denselben einzeln und ungehinderter unterhandeln zu können. Der päbstliche Legat aber ließ sich durch diese Abreise nicht außer Fassung bringen. Er zeigte ihm und den Fürsten das päbstliche Mandat vor, worin die Ehescheidung verdammt wurde, mit der ernstlichen Mahnung: »daß, wenn ihn auch weder »des Reichs noch der Kirche Gesetze von seinem Vorha»ben abschrecken könnten, er doch wenigstens auf seine »königliche Ehre, und sein gegebenes Wort bedacht seyn »sollte.« Die versammelten Fürsten stimmten dem warnenden Legaten bei, und gaben ihm noch zu bedenken: »daß er durch eine so schimpfliche Verstoßung seiner Gat-

»tin, ihrem Vater und dessen Verwandten den schicklichsten »Vorwand zur Empörung geben würde.« Heinrich durch solche ernsthafte Vorstellungen mehr erschüttert, als bewegt, gab endlich nach. »Wohlan denn!« sagte er mit verhaltener Bitterkeit, »wenn ihr nicht von eurer Meinung ab»gehen könnt, will ich mich selbst überwinden, und die »mir aufgebürdete Last, so viel ich kann, ertragen.« Mit diesen Worten gab er zu, daß man ihm die Königin, welche während dieser Verhandlungen in der Abtei Lorsch harrete, wieder nach Hofe bringen könne; er aber ging mit vierzig seiner Vertrauten nach Sachsen zurück, auf seine Festungen trotzend, und führte da unbekehrt sein altes lustiges Leben fort. Diese eben so unkluge als ungerechte Aufführung brachte die bisher noch zurückgehaltene Empörung der Sachsen zum Ausbruche. Die meisten sächsischen Bischöfe und Fürsten rüsteten sich zum Kriege. Sie luden die rheinischen zu einem ähnlichen Bunde ein, und das Mißvergnügen erstreckte sich bereits über ganz Teutschland.

Während dieser allgemeinen Gährung (1070) war Adelbert, Heinrich's Rathgeber, mit Tode abgegangen, und seine übrigen Lieblinge, den fürchterlichen Aufstand befürchtend, riethen ihm zur Nachgiebigkeit. Der König aber erklärte ihnen entschlossen: »nie würde er »einen ungerechten Krieg führen; den gerechten hingegen »ohne seiner Feinde Unterwerfung nicht endigen. Den »Ersten, der es wagen würde, ihm offene Fehde anzu»kündigen, wolle er so schrecklich überfallen, daß die Uebri»gen ein warnendes Beispiel daran nehmen sollten.« Um indeß das Mißvergnügen zu mäßigen, und sich mächtige Freunde zu gewinnen, nahm er den Erzbischof von Cölln, Hanno, nach dem Tode Adelbert's wieder zu seinem Rathgeber, den aber von Mainz, Siegfried zum

Vermittler an. Unter beider Prälaten Leitung schien auch der Friede und die Gesetzlichkeit wieder im Reiche einzutreten; allein da des erstern strenger Ernst dem jungen Könige, und des letztern zweideutige Geschmeidigkeit den aufgebrachten Sachsen nicht gefallen konnte; verließ jener mißvergnügt den Hof, und dieser machte sich beiden Theilen verdächtig. Die Zwietracht wurde also mehr angefeuert, als gelöscht. Die Sachsen drangen auf die Entfernung der kaiserlichen Lieblinge, auf die Schleifung der sächsischen Schlößer, und da Heinrich dieses nicht freiwillig thun wollte; zerstörten sie letztere mit Gewalt, und zwangen ihn, von der festen Hartburg heimlich und mit Lebensgefahr zu entfliehen. Die wechselseitige Erbitterung ging endlich so weit, daß von beiden Seiten Männer aufstanden, welche sich als zum Meuchelmorde der Häupter gedungene Werkzeuge angaben. Zuerst erschien ein gewisser Cuno, welcher vorgab: Otto, der Herzog von Baiern habe ihn zu einem solchen, an dem Kaiser zu begehenden Verbrechen verführen wollen. Man glaubte diese Angabe, weil man sie wünschte. Otto wurde zuerst nach Mainz, dann nach Goslar vorgeladen, um sich zu reinigen; da er es aber unter seiner Würde hielt, gegen diesen schlechten Menschen sich in einen Zweikampf einzulassen, wurde er zum Tode verdammt, und sein Herzogthum in Baiern an Welf übergeben. Er aber flüchtete zu den Sachsen und vermehrte ihren Anhang.

Bald hierauf kam ein gewisser Reginger, ein ehemaliger Liebling des Kaisers, zum Vorschein, und beschuldigte diesen selbst: daß er ihn zur Ermordung der Herzoge von Schwaben und Kärnthen gedungen habe. Heinrich, empört durch eine solche Frechheit, erbot sich zum Zweikampfe mit beiden Herzogen; aber sein treuer Liebling

Ulrich von Kostheim, welchen Reginger beschuldigt hatte, statt seiner nun zum Morde gedungen zu seyn, trat dazwischen und sagte: »Nicht euch, dem Kaiser, »gebührt der Zweikampf gegen einen Vasallen, sondern »mir, dem vorzüglich Beschuldigten.« Heinrich billigte dieses Wort. Ulrich forderte den Herzog von Schwaben in die Schranken, aber dieser berief sich auf das Urtheil der Fürsten, und erschien nicht.

Durch solche Beschuldigungen wurde der Nahme des Kaisers immer verhaßter im Reiche, und der Anhang der Sachsen darin immer stärker. Diese, ihre Vortheile bemerkend, schickten jetzt öfters Gesandschaften an die rheinischen Fürsten ab, mit der Bitte: »sie möchten ent- »weder ihnen die Gewalt gestatten, sich einen andern »König zu wählen; oder, da sie ihnen sowohl an Würde »als Anzahl vorgingen, selbst einen ernennen, dem sie »gern ihre Beistimmung geben würden. Denn es wäre »nicht gut und nicht recht, das gemeine Wesen, durch »eines einzigen Menschen Ungeschicklichkeit, noch ferner »zu Grunde gehen zu lassen.« Durch solche Vorstellungen bewogen, berief der Erzbischof von Mainz, dem als Primas von Teutschland das vorzügliche Wahl- und Krönungsrecht zustand, 1074 die Fürsten des ganzen Reichs nach Mainz, auf daß sie mit gemeinschaftlichem Rathe Rudolph, den Herzog von Schwaben, zu ihrem Könige wählen möchten.

Da bei einer so weitgreifenden Verschwörung die Krone in Gefahr kam, eilte Heinrich von Sachsen nach Worms, wo er, als dem Stammsitze seines Hauses, noch Theilnahme und Unterstützung zu finden hoffte. Und er fand sie da auch wirklich. Denn als der Bischof dieser Stadt ihm die Thore verschließen wollte, verjagten die

Bürger den trotzenden Prälaten aus ihren Mauern, und nahmen den Kaiser mit Freudengeschrei auf: ihm Geld und Truppen versprechend. Diese aufrichtige Anhänglichkeit und Treue des Wormser Volkes ergriff bald die anderen Städte des Rheins. In Straßburg, Speier, Oppenheim, Mainz und Cölln bildete sich für ihn eine zahlreiche Partei von vermögenden und wackern Bürgern, welche sich bewaffneten und Geld herschossen. Durch den Aufstand des rheinischen Volkes wurde der Muth Heinrichs eben so sehr erhoben, als jener der Fürsten niedergeschlagen. Die meisten der letztern blieben von der Versammlung in Mainz weg, die übrigen lud der König zu sich nach Oppenheim, um sich mit ihnen gütlich zu vertragen. Heinrich bat sie beinahe kniefällig: »ihm, ihres Schwures eingedenk, die alte Treue nicht zu versagen, und seine »Jugendfehler zu verzeihen. Nun, durch Unglück gebessert und Alter gereift, werde er, was er als Knabe »gethan, wieder gut machen, und als Mann desto eifri»ger fürstlicher Tugend und Ehre nachstreben.«

Hierauf antworteten die Fürsten: »Umsonst fordere »er Treue von ihnen, indem er sie bisher weder Gott, »noch den Menschen bezeigt habe. Man wisse gar nicht, »ob man mit ihm im Kriege oder Frieden, als Freund »oder Feind leben solle. Es sei ja noch nicht gar lange, »daß er in Würzburg, statt sich mit ihnen über sein und »des Reiches Wohlfahrt zu berathen, Mörder gegen sie »gedungen habe. Glaube er sich von diesem Verbrechen »rein, so möge er seinen Ulrich von Kostheim mit Regin»ger kämpfen lassen; siege alsdann seine Sache, so wollten »sie ihm gleichwohl wieder treu und unterthänig seyn.« Der König nahm diesen Antrag willig an, und erbot sich auf alle Fälle sogar selbst zu kämpfen. Es wurde daher

bei Mainz, auf der sogenannten Marau, Ort und Zeit bestimmt, um das Gottesürtheil vorzunehmen; aber Reginger starb plötzlich im Wahnsinne, und das rheinische Volk sahe dessen Tod als eine offenbare Strafe Gottes für seine Treulosigkeit an.

Heinrich lebte hierauf ganz sparsam und eingezogen von den Beisteuern der treuen Bürger zu Worms; denn seine Schlösser und Königshöfe waren entweder von den Sachsen belagert, oder von den Fürsten in Besitz genommen. Er schickte sogar die Erzbischöfe von Mainz und Cölln zu jenen ab, um Friedensvorschläge zu thun. Da er aber bemerkte, daß selbst seine Mäßigung die Feinde nicht besiegen könne, berief er die Stände nach Worms, um ihnen den Feldzug gegen die aufrührerischen Sachsen zu gebieten. Viele der Fürsten erschienen auch wirklich, aber die meisten versagten ihm Hülfe und Truppen. In dieser Noth blieben ihm noch zwei Stützen: die Hohenstaufen nämlich, und die Städte am Rheine. Ueberzeugt, daß Teutschlands Wohl nur von der Erhaltung des Kaiserthums abhänge, haben jene, so lange man sie in der teutschen Geschichte kennt, sich jederzeit als die tapfersten Vertheidiger des Thrones, diese als die eifrigsten Anhänger des Kaisers bewiesen.[1] Durch deren Beispiel beschämt oder ermuntert, kamen jetzt auch wieder die Herzoge von Schwaben und Baiern und die rheinischen Bischöfe zu dem Heerbanne des Kaisers. An der Spitze derselben zog Heinrich gegen die Sachsen, und brachte durch deren Macht und Vermittlung im Jahre 1074 zu Goslar

1. Celebre apud omnes erat nomen Wormatiensium, pro eo quod regi fidem in adversis servassent, sagt Lambert von Aschaffenburg.

einen Frieden zu Stande, der aber mehr gezwungen, als aufrichtig abgeschlossen wurde. Es war darin festgesetzt: daß von beiden Seiten die Bergschlösser geschleift, jedem das Entrissene wiedergegeben, und eine allgemeine Amnestie bewilligt werden sollte. Kaum aber hatten die kaiserlichen Heere Sachsen verlassen, als das sächsische Volk bei der Zerstörung der Schlösser sich zu neuen Ausschweifungen verleiten ließ. Ein solcher Friedensbruch brachte auch die rheinischen Bischöfe und die Herzoge von Schwaben und Baiern auf. Sie führten dem Kaiser ihre Leute zu, und mit diesen vereinigt, brachte er im Jahre 1075 bei Hohenburg an der Unstrut den Sachsen einen so entscheidenden Schlag bei, daß sie von ihren übertriebenen Forderungen abstehen, und sich ihm unterwerfen mußten.[1]

Nach diesem Siege glaubte Heinrich des Gehorsams der Teutschen gewiß zu seyn. Seine Feinde hatte er gedemüthigt, seine Freunde mit Gütern und Freiheiten belohnt und seinen Sohn Konrad zum Nachfolger ernennen lassen. Er schien, wie sein Vater, zur unumschränkten Gewalt im Reiche gekommen zu seyn. In diesem Taumel des Machtgefühls dachte er nicht, daß, während er in Teutschland seine Gegner bändigte, ihm in Italien der gefährlichste auf jenem heiligen Stuhle heranwachsen könne, welchen seine Vorfahren selbst so mächtig gemacht und über Alle erhoben hatten.

Nach dem Sinne des heiligen Bonifacius und Karls des Großen sollte die geistliche und weltliche Gewalt zum Wohle der Christenheit und des Reiches zwar einander unterstützen; aber jede sich in den Schranken ihres ihr eigenst

1. Rudolph, der Herzog in Schwaben, hatte sich bei dieser Schlacht am meisten ausgezeichnet.

angewiesenen Wirkungskreises und ihrer eigenen Bestimmung halten. Ihre Nachfolger aber sowohl auf den bischöflichen als fürstlichen Stühlen gingen von dieser ihnen vorgeschriebenen Bestimmung gänzlich ab. Die Päbste und Bischöfe griffen nach dem Schwerte und nach Kronen und die Könige und Fürsten nach dem Heiligthume der Kirche. Daraus entstand zuerst eine verkehrte Verwirrung der Gewalten, dann der Verfall der Kirche und des Reiches. Die Päbste glaubten über die Kronen der Erde verfügen zu können. Die teutschen Bischöfe maßten sich zuerst die Vormundschaft, dann die Regierung des Reichs an. Sie stellten sich an die Spitze ihrer Lehnsleute, um den König zu bekriegen. Aebte und Mönche hatten einen Hofstaat, welcher jenen der weltlichen Fürsten verdunkelte. Pfarrer und Chorherrn hielten sich Beschläferinnen, oder heimliche Frauen. Die Bisthümer und Abteien wurden, wie Hofämter, verkauft, und die Güter der Kirche für Pferde, Jagdhunde und köstliche Schmauße verpraßt. Auf der andern Seite vergaben die Könige und Fürsten die Abteien und Bisthümer. Sie mischten sich mit Gewalt in die Verhandlungen der Concilien und in die Kirchen-Disciplin. Sie raubten oder verschenkten die Kirchengüter an ihre Kebsweiber und Lieblinge und verschonten sogar nicht des Altars und des Heiligthums. Unter einer solchen Verwirrung der Kirche und des Reichs wurde nach dem Tode Alexander's II., 1073, und zwar mit Bewilligung Heinrichs IV., der Kardinal Hildebrand, eines Zimmermanns Sohn, unter dem Nahmen Gregorius VII., zum Pabste erwählt. Dieser wollte die zerrüttete Kirchenzucht wieder herstellen, die Kirche von dem Einfluß weltlicher Regierung und Sitten befreien, und wenn es mög-

lich wäre, sie selbst über das Reich und Kaiserthum erheben. [1]

Schon unter seinem Vorfahrer ließ er gebieten: daß der Priester auch geistlich leben, und unverehelicht bleiben sollte. Auf seinen Rath wurde ein Collegium vorzüglicher Priester unter dem Nahmen der Kardinäle angesetzt, welchen allein das Recht zustehen sollte, den Pabst zu wählen. Ein gleiches Recht forderte er jetzt auch für die Priester einer jeden Cathedral Kirche, welche Domherren genannt wurden. Er verordnete ferner, daß alle Bischöfe und Aebte, von welchen es erwiesen wäre, daß sie ihr Amt durch Simonie erkauft hätten, ihrer Würde verlustig erklärt, und an deren Stelle andere durch die Geistlichkeit erwählt werden sollten. Endlich verbot er ausdrücklich die Investitur der Geistlichen durch Ring und Stab, welche bisher dem Kaiser zustand, von weltlichen Händen.

Diese Anordnungen des Pabstes brachten Mißvergnügen an den königlichen Hof und Aufruhr unter die Geistlichen in Teutschland und Italien. Die Höflinge stellten dem Kaiser vor: daß solche Forderungen Anmaßungen des päbstlichen Stuhles und unerhörte Eingriffe in die königlichen Rechte seyen. Die Geistlichen, wovon ein großer Theil entweder mit einem Weibe lebte, oder seine Pfründe erkauft hatte, empörten sich öffentlich gegen des Pabstes Verordnung. Sie nannten sie eine Thorheit, ihn einen Ketzer und Schriftverdreher. »Er habe des Herrn »Wort vergessen, der da sagt: Nicht alle fassen dies

1. Siehe ausführlich hierüber, Johannes Voigt's Hildebrand, als Pabst Gregorius VII. und sein Jahrhundert. Dieses Werk verdient um so eher gelesen zu werden, als es nach Quellen bearbeitet, und von einem Schriftsteller verfaßt ist, dessen Religionsbekenntniß diesen Pabst verdammt.

»Wort, wer es fassen kann, fasse es; er achte nicht, »was der Apostel lehre: Wer sich nicht halten kann, hei»rathe; denn es ist besser heirathen, als Brunst leiden. »Es scheine beinahe, als wolle der Pabst die Menschen »mit Gewalt zwingen, wie Engel zu leben. Ob er dann »nicht einsehe, daß, indem er den gewöhnlichen Gang der »Natur hemme, er der Hurerei und Unkeuschheit Thür »und Wege öffne. Wenn er könne, so möge er sich statt »Menschen, Engel zur Lehre des Volkes schaffen. Sie »würden lieber ihr Priesterthum, als ihre Weiber verlassen.«

Mitten in diesem Andrange und Sturme aufbrausender Leidenschaften und Widersprüche stand Gregorius unerschütterlich wie ein Fels. Er schickte seine Legaten an den Kaiser und die teutschen Fürsten, um sie zur Vollziehung seiner Verordnungen zu mahnen, und mit ihnen zog Agnes die Mutter Heinrich's, um den Ermahnungen Eingang zu verschaffen. Den Erzbischöfen von Mainz und Cölln, als den Häuptern der teutschen Kirche, gebot er, seinen Befehlen Gehorsam zu leisten. Ersterer berief demnach eine Synode zuerst nach Mainz, dann nach Erfurt, wo er sowohl gegen die Simonie als Priesterehe Beschlüsse abfassen wollte. Da er aber zugleich den ihm vom Könige zugesagten Zehnten forderte; empörten sich sowohl die Geistlichen, als das Volk, und bedroheten ihn mit Absetzung und Tod. Er mußte nach Heiligenstadt ins Eichsfeld flüchten, um gegen den Aufruhr sicher zu seyn.

Nicht viel besser erging es ihm in Bamberg, dessen Bischof Hermann der Pabst wegen Simonie entsetzen, er aber auf dem Stuhle erhalten wollte. Sowohl die päbstlichen Legaten, als die Geistlichen widersetzten sich seiner Vermittlung, und Gregorius beschuldigte ihn der Nachläßigkeit und Schwachheit in seinem hohen Amte. Da

indeß der König die Sachsen besiegt, und nach dem Siege des Pabstes Ermahnungen weniger geachtet hatte; neigte sich auch Siegfried wieder auf dessen Seite, um die immer mehr heranwachsende Macht des Oberpriesters zu mäßigen. Unter solchen Umständen zog jener fürchterliche Kampf zwischen dem päbstlichen Stuhle und dem kaiserlichen Throne heran, welcher die ganze Christenheit in Aufruhr und Parteiung brachte.

Zu dieser Zeit starb Hanno, der Erzbischof von Cölln und bisherige Vermittler zwischen dem Pabste und dem Kaiser. Heinrich, im Gefühle seiner Uebermacht, vergab wie zuvor, nicht nur das Erzbisthum, sondern die zugleich ledig gewordenen Abteien von Fuld und Lorsch an seine Günstlinge, und belieh sie sogar in Gegenwart der päbstlichen Legaten mit Ring' und Stab. Diese berichteten den Vorfall sogleich an den Pabst. Mit ihren Anklagen vereinigten sich noch jene der Sachsen, welche den Kaiser des Friedensbruchs, des Kirchenraubes und der drückendsten Tyrannei beschuldigten. Aufgebracht also über diesen Hohn gegen seine Verordnungen, sprach Gregorius im Zorne: »entweder muß dieser Heinrich die Krone, oder ich das Leben verlieren!« Er gab hierauf seinen Legaten den Auftrag, dem Kaiser in seinem Nahmen anzukündigen: »daß er sich am Montage der zweiten Fa»stenwoche 1076 vor einer Synode in Rom stellen »solle, um sich wegen der angeschuldigten Verbrechen »zu rechtfertigen; wo nicht, so solle er wissen, daß »er am nämlichen Tage durch den apostolischen Fluch »aus der Christengemeinschaft verstoßen werde.« Diese unerhörte Drohung des Pabstes brachte den Kaiser auf das äußerste; und selbst Siegfried, der erste Erzbischof des Reichs, hielt nun nicht mehr seinen versteck-

ten Groll gegen den Oberpriester zurück, welcher alle geistliche und weltliche Gewalt an sich reißen wollte. Auf Befehl des Königs sagte er ein allgemeines Concilium nach Worms an, um dort das Betragen des Pabstes zu untersuchen, und sonach darüber zu richten. Alle die Bischöfe und Erzbischöfe, welche Gregorius entweder entsetzt oder bedrohet hatte, alle die Aebte und Prälaten, welche im Besitze einer erkauften Pfründe und eines Weibes waren, nebst denen, welche des Königs Ungnade, oder des Pabstes künftige Strafe befürchteten, sammelten sich in Worms, um einen Mann zu verdammen, der es wagte, die Kirche über den Staat, die Bischöfe über die Könige, und das Pabstthum über das Kaiserthum zu erheben.

Auf der Versammlung erschien ein gewisser Hugo Blancus, den Gregorius zuvor gebannt hatte, und brachte eine Klageschrift gegen ihn vor, worin er ihn der Ketzerei, des Ehebruchs, des Königsmordes, der Simonie, der Verfälschung der heiligen Schrift, der Schwarzkunst und falscher Prophezeihungen beschuldigte. Heinrich und die teutschen Bischöfe wollten jetzt den Gregorius mit seinen eigenen Waffen schlagen. Da er sie bisher der Hurerei, der Simonie und der Anmaßung beschuldigt hatte, ließen sie ihn wegen ähnlicher Laster anklagen. Nachdem sie Hugo's Schmähschrift angehört, und jeder noch seine eignen Klagen vorgebracht hatte; sprachen sie das Verdammungsurtheil über ihn aus, und Heinrich schickte ihm und den italienischen Bischöfen ein Schreiben, worin die Gründe der Verdammung wiederholt, dem Gregorius geboten wurde, vom päbstlichen Stuhle zu steigen, und einen würdigern, vom Könige ernannten Prälaten darauf anzuerkennen.

Roland, ein Geistlicher von Parma, brachte dieses Verdammungsurtheil des Wormser Conciliums nach Rom, da eben Gregorius eine Synode berufen hatte, und kündigte sowohl dem Pabste, als den Bischöfen die Absetzung desselben im Nahmen des Kaisers und der teutschen Kirche an. Auf dieses Wort sprang Johann, der Bischof von Porto auf, und hieß den Boten ergreifen. Der Stadt-Präfekt, die Senatoren und Bewaffneten, welche zugegen waren, fielen sogleich über ihn her, und wollten ihn vor den Augen des Pabstes niederhauen; aber dieser trat vor sie hin, gebot Ruhe und Schonung, und las selbst das Absetzungsdekret mit wunderbarer Fassung und Festigkeit ab. Es lautete also:

Heinrich, nicht durch Gewalt und Anmaßung, sondern durch Gottes Gnade und heilige Anordnung König, an Hildebrand, nicht den Pabst, sondern den treulosen Mönch.

»Diesen Gruß hast Du durch Deine Anmaßungen und »Irrthümer verdient, indem Du keinen Stand der Kirche »übergangen, den Du nicht statt der Ehre, mit Erniedrigung; »statt des Segens, mit Fluch beladen. Wir wollen nur von »Wenigem aber besonders Erheblichem sprechen. Um Dir »den Beifall des gemeinen Volkes zu erwerben, hast Du »die Regenten der heiligen Kirche, die Erzbischöfe, Bi»schöfe und Priester, welche doch die Gesalbten des Herrn »sind, nicht nur unrechtmäßig angegriffen; sondern wie »Knechte, die nicht wissen was ihr Herr thut, unter »Deine Füße getreten. Du glaubest, daß sie nichts, Du »aber alles wissest. Deine Wissenschaft aber hast Du »nicht zur Erbauung, sondern zur Zerstörung angewendet. »Also, daß der heilige Gregorius, dessen Nahmen Du

»Dir angemaßt, mit Wahrheit von Dir geweissaget hat,
»wenn er spricht: durch die Unterwürfigkeit der Unter-
»gebenen wird der Stolz des Vorgesetzten erhoben; denn
»er meint, er wisse Alles, wenn er sieht, er vermöge mehr
»als Alle. Wir haben das alles erduldet, um die Ehre
»des römischen Stuhles zu erhalten. Allein Du hast unsere
»Demuth für Furcht gehalten, und Dich gegen die uns
»von Gott verliehene königliche Gewalt empört, sogar zu
»drohen Dich erfrecht, sie uns zu nehmen, gleichsam, als
»hätten wir sie von Dir erhalten, oder als sey König- und
»Kaiserthum in Deiner, nicht in Gottes Hand, da doch
»Christus, unser Herr, uns zur Königskrone, wie Dich
»zum Priesterthume berufen hat. Du bist auf den Stu-
»fen der List und des Betrugs emporgestiegen, welche ver-
»flucht werden. Du hast durch Gold Gunst, durch Gunst
»Gewalt, durch diese den Stuhl des Friedens bestiegen,
»und von diesem herab den Frieden gestört, indem Du
»die Unterthanen gegen rechtmäßige Obrigkeit bewaffnest,
»unsere von Gott berufenen Bischöfe verachten lehrst, und
»den Laien die Gewalt, sich ihre Priester selbst zu wäh-
»len, genommen hast. Auch mich, obgleich ich unwürdig
»unter die Gesalbten des Herrn gekommen bin, hast Du
»angegriffen, da doch die Lehre der heiligen Väter sagt:
»daß nur Gott mich richten, und ich wegen keines andern
»Verbrechens abgesetzt werden könne, als wenn ich vom
»Glauben weiche; da die Väter selbst den abtrünnigen
»Julianus allein dem Gerichte Gottes überließen. Der
»heilige Leo, ein wahrer Pabst, sagt daher: fürchtet Gott
»und ehret den König. Weil Du aber Gott nicht fürch-
»test, ehrst Du auch mich nicht, den Gesalbten Gottes.
»Du also, mit Fluch behaftet, und durch unser und aller
»Bischöfe Urtheil verdammt, steige herab von dem ange-

»maßten apostolischen Stuhle. Ihn soll ein anderer be»
»sitzen, der nicht mit Religion seine Gewaltthätigkeiten be»
»mäntelt, und die wahre Lehre Petri verkündet. Ich
»Heinrich von Gottes Gnaden König, und alle unsere
»Bischöfe sagen Dir: steig' herab! steig' herab!«

Schon während der Vorlesung des Briefes merkte man einen allgemeinen Unwillen darüber unter den versammelten Bischöfen; nach derselben wurde er laut, und kaum konnte des Königs Gesandter gerettet werden. Aber Gregorius blieb gefaßt und gelassen wie zuvor. Am andern Tage, da alles ruhiger und besonnener war, brach er gleichsam begeistert in folgende Worte aus:

»Heiliger Petrus! du Fürst der Apostel, neige gnä»
»dig, wir bitten dich, dein Ohr zu uns, und höre mich
»deinen Knecht, den du von Kindheit an ernährt, und
»bis zu diesem Tage aus den Händen der Gottlosen erlöset
»hast, welche mich wegen der Treue zu dir gehaßt und
»noch hassen! Du bist mein Zeuge, und die Mutter
»Gottes, und der heilige Paulus, dein Bruder unter den
»Himmelsfürsten, daß deine heilige römische Kirche mich
»wider meinen Willen zu ihrer Regierung gezogen hat,
»daß ich es nicht für Raub gehalten, deinen Stuhl zu
»besteigen, und daß ich mein Leben lieber in dem Elende
»hätte beendigen, als in weltlichem Sinne, oder um zeit»
»lichen Ruhm diese Stelle an mich reißen mögen. Durch
»deine Gunst und nicht um meiner Werke willen, glaube
»ich, gefiel und gefällt es dir, daß das vorzüglich dir anver»
»traute christliche Volk mir gehorche, und daß nur um deinet»
»willen mir von Gott die Gewalt zu lösen und zu binden
»verliehen ist. Auf diesen Glauben gestützt, untersage ich
»demnach, für die Ehre und Vertheidigung deiner Kirche,
»im Nahmen des allmächtigen Gottes, des Vaters, des

»Sohnes und des heiligen Geistes, Kraft deiner Macht »und Würde, Heinrich dem Könige, dem Sohne Heinrich's »des Kaisers, der gegen deine Kirche mit unerhörtem Stolze »sich erhoben, die Regierung des ganzen Reichs und »Italiens, und entbinde alle Christen des Eides, den sie »ihm geleistet und leisten werden, und verbiete, daß je- »mand ihm ferner als König gehorche. Denn es ist ge- »recht, daß wer die Ehre deiner Kirche anzutasten sucht, »die eigne Ehre, die er zu haben scheint, verliere. Und »weil er, wie ein Christ zu gehorchen, verschmäht, nicht »zum Herrn zurückkehrt, den er durch Gemeinschaft mit »Gebannten, und durch viele verkehrte Thaten verlassen, »und meine Ermahnungen, die ich ihm zu seiner Besserung »gegeben, verachtet, und, wovon du Zeuge bist, sich von »deiner Kirche, im Vorsatze sie zu trennen, losgerissen: »so binde ich ihn, statt deiner, mit den Banden des »Fluches, auf daß alle Völker wissen und erfahren mögen, »daß du bist Petrus, daß der Sohn des lebendigen »Gottes auf diesen Felsen seine Kirche gebauet, und daß »die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden.«

Hierauf sprach Gregorius einen gleichen Bannfluch auch über Siegfried den Erzbischof von Mainz, und alle die Bischöfe aus, welche in der Synode zu Worms den Pabst beschuldigt und verdammt hatten. Dieser Ausspruch war aber das Losungswort zu einem allgemeinen bürgerlichen Kriege in Teutschland und Italien. Die Sachsen freueten sich darob, weil sie dadurch ihre Sache gerechtfertigt und geheiligt glaubten. In Schwaben und Baiern verließen jetzt Rudolph und Welf des Königs Partei, und ersterer wurde das Haupt der Mißvergnügten; und am Rheine fürchteten die Bischöfe des Pabstes Züchtigung, und traten busfertig auf seine Seite. Um

diesem gefährlichen Sturme gegen seine königliche Würde zu begegnen, sagte Heinrich zuerst nach Worms, dann nach Mainz einen Tag an, und rüstete das rheinische Volk gegen die Sachsen; aber keiner der mächtigen Fürsten erschien weder auf dem Tage, noch bei dem Heerbanne. Sie versammelten sich vielmehr am Ende des Jahrs 1076 bei dem Pallaste zu Tribur, stark bewaffnet und zahlreich gerüstet, in dem festen Willen, ihn ab- und einen andern aus ihnen auf den Thron zu setzen. Zuerst erschienen dort die Schwaben und die Baiern mit ihren Herzogen Rudolph und Welf; dann kamen die rheinischen Erzbischöfe und Bischöfe, welche der Pabst wieder aufgenommen hatte, und mit ihnen die päbstlichen Legaten Sieghard der Patriarch von Aquilea, und Altmann der Bischof von Padua. Endlich rückten auch die Sachsen heran, an ihrer Spitze Otto der Nordheimer. Als man diese kommen sah, zogen ihnen die Fürsten mit ihren Truppen, die Legaten und Bischöfe im festlichen Ornate entgegen, und empfingen sie mit Freude und Jubel. Selbst Otto und Welf fielen sich einander in die Arme und küßten sich, obwohl letzterer des ersteren Herzogthum von Heinrich erhalten hatte. Sie versprachen sich sogar wechselsweise, daß, wenn einer von ihnen zum Könige würde gewählt werden, der andere sich ihm ohne Neid und Widerspruch unterwerfen wolle.

Bei einem so schrecklich über ihn heranziehenden Ungewitter, selbst in der Nähe seiner Stammländer, mußte Heinrich, der bisher seine Krone in Sachsen vertheidigt hatte, noch einmal an den Rhein zurückgehen, um sie wenigstens in seiner Heimath zu behaupten. Da seine Gegner das rechte Rheinufer vom Nekkar bis an den Main mit ihren Truppen besetzt hatten, lagerte er sich auf dem

linken zwischen Worms und Oppenheim, welche Städte ihm treu geblieben waren. Mit Reichs- und Kirchenbann zugleich bedroht, wagte er es vor der Hand nicht, die Sache auf das Glück der Waffen ankommen zu lassen; denn jetzt war auch Siegfried der Erzbischof von Mainz, durch den päbstlichen Bannfluch geschreckt, auf die Seite seiner Feinde getreten. Er schickte daher Gesandte und Unterhändler hinüber nach Tribur, und ließ den Fürsten sagen: »daß er bereit sey, allen seinen Ansprüchen auf das Reich zu entsagen, ja ihrem Gutdünken »die Reichsverwaltung zu überlassen, nur bäte er sie, ihm »und dem heiligen teutschen Reiche nicht den Schimpf anzuthun, und den königlichen Nahmen an seiner Person »zu entheiligen. Wenn sie seinen Worten nicht traueten, »wolle er sie durch Eide und Geißeln über sein künftiges »Betragen sicher stellen.« Diese Vorstellungen machten keinen Eindruck mehr auf die verschwornen Fürsten. Er hatte sich bisher in seinen Versprechungen zu leichtsinnig, in seiner Regierung zu schwankend gezeigt. Sie ließen ihm sagen: »daß sie weder auf seine Eidschwüre noch »auf seine Besserung bauen könnten. Sein ganzes Leben »hindurch habe er weder göttliche noch menschliche Gesetze »geachtet. Ja bis zu dieser Stunde habe er noch nicht »einmal bei dem heiligen Vater um Befreiung aus dem »schweren Kirchenbanne nachgesucht. Wie sollten sie noch »länger die Krone einem Menschen lassen, den Gott selbst »verworfen habe.« Mit dieser Antwort entließen sie die Gesandten, und beider Heere standen schon rechts und links am Rheine hinauf gerüstet, um die Sache mit dem Degen in der Faust zu entscheiden. Da bedachten die Fürsten daß Heinrich, noch immer von dem rheinischen Volke unterstützt, in der Verzweiflung alles wagen würde.

Sie traten daher zusammen, und ließen ihm sagen: »ob»wohl er im Kriege und Frieden der Gesetze nie geachtet, »so wolle man doch mit ihm gesetzlich unterhandeln, und »obwohl die ihm angeschuldigten Verbrechen klar seyen, so »wolle man seine Sache doch der Erkenntniß des heiligen »Vaters vorbehalten. Sie würden diesen bitten, nach »Augsburg auf einen Fürstentag zu kommen, um dort »beider Gründe zu vernehmen, und danach zu richten. Wenn »er sodann von diesem Tage an binnen einem Jahre von »dem Banne nicht losgesprochen sey, so habe er seine »Krone verwirkt, und seine Regierung müsse aufhören.«

Heinrich war froh, durch diesen Antrag aus der großen Verlegenheit gekommen zu seyn, worin ihn sein Leichtsinn und seine Unbeständigkeit gebracht hatten. Er beschwur und versprach, alle Bedingnisse einzugehen, welche die Fürsten ihm vorgeschrieben hatten. Diesem gemäß setzte er zu Worms den von den Bürgern vertriebenen Bischof Adelbert wieder ein, und entließ dort seine Treuen, die für ihn gerüstet standen. Von seinem Hofe und Umgange entfernte er seine Freunde, die Bischöfe von Cölln, Speier und Straßburg, und die Edlen der Gegend, den Ulrich von Kostheim, den Eberhard von Hagen, den Hartmann von Eschborn und andere. Nur von seiner Gattin, die er so sehr mißhandelt hatte, und seinem Sohne begleitet, zog er sich einsam nach Speier zurück, und lebte da, wo seine Väter so herrlich geherrscht hatten, vom Reiche und Pabste zugleich gebannt, wie ein gemeiner Sünder. Die Geschichte Heinrichs gibt hier ein warnendes Beispiel, daß man im Glücke alles für sich habe, Freunde, Anhänger, Schmeichler, Dienstboten und Geldleiher; aber im Unglücke sich auf niemanden verlassen

könne, als auf seine alten Jugendfreunde, und auf eine treue, liebende Gattin. [1]

So lag Heinrich in Speier, wie ein Abgestorbener neben der Kaisergruft seiner Väter, und harrte auf die Erlösung von dem Reichs- und Kirchenbanne. Neben ihm knieete seine fromme Gattin und betete für sein Heil. Da kam ihm ein seltsamer Gedanke in den Sinn. Er hatte versprochen, binnen Jahresfrist die Absolution von dem Pabste selbst zu erbitten; da er aber fürchten mußte, daß dieser nach Teutschland kommen, und die Fürsten noch mehr gegen ihn aufbringen würde, entschloß er sich noch vor dem Ablaufe dieser Zeit nach Italien zu gehen, um ihn durch eine zuvorkommende Unterwürfigkeit zu besänftigen. Mitten im Winter also, bei einer stürmischen Witterung verließ er Speier und zog über die hohen burgundischen Alpen, denn seine Feinde hatten die übrigen Pässe besetzt. Er, theils mit verbundenen Füßen, theils kriechend, seine treue Gattin auf Rindsfellen geschleppt, klimmten durch Schnee- und Eisschluchten nach Italien hinab und suchten den Pabst auf, um dessen Absolution zu erhalten.

Gregorius hatte sich zu der Zeit der königlichen Partei wegen nach dem festen Schlosse Canossa zu seiner geistlichen Tochter, der Gräfin Mathilde, zurückgezogen. Dort erschien nun der Nachfolger Karls des Großen, der Sohn Heinrichs III., aber ohne Krone, ohne Schwert, ohne fürstliche Begleitung, barfuß, mitten im Winter und in einen Bußsack gehüllt, vor dem stolzen Pabste, und flehete drei Tage lang um Befreiung von dem Bannfluche.

1. Donec eris felix multos numerabis amicos.
Tempora dum fuerint nubila, solus eris.

Heinrich glaubte durch eine so unerhörte Demüthigung den Zorn des Pabstes und der teutschen Fürsten beschwichtigt zu haben. Diese aber erhielten dadurch neuen Stoff zu Klagen und neuen Muth zur Empörung. Kaum hatte er von dem Pabste die Absolution durch unwürdige Erniedrigung erhalten; als sich bei ihm wieder der angeerbte Stolz, und bei seinen Feinden der zurückgehaltene Aufruhr zeigte. Sein Unglück hatte ihm viele Freunde in Italien und Teutschland erworben, und mit diesen wollte er seiner geschändeten Krone neues Ansehen erwerben; aber Gregorius und die teutschen Fürsten erhoben seinen Gegner Rudolph, den Herzog von Schwaben, auf den kaiserlichen Thron. Eben der Erzbischof Siegfried, den Heinrich zuvor durch den Thüringer Zehnten auf seine Seite gezogen, und zu Worms zum Organ seines Hasses gegen den Pabst gemacht hatte, stellte sich nun wieder unter seine Feinde, und krönte den ihm entgegen gewählten Rudolph 1078 zu Mainz als König der Teutschen.

Rudolph war einer der vortrefflichsten Fürsten im Reiche. Edel und tapfer, schön von Gestalt und liebreich von Sitten hatte er Mathilden, Heinrichs Schwester, aus den Händen des Bischofs von Constanz entführt, dem ihre Erziehung anvertrauet war. Um diesen Fehler wieder gut zu machen, ließ ihn Agnes, die Königin Mutter, mit der Tochter trauen und gab ihm das Herzogthum von Schwaben. Auf dieser Stelle war er auch bisher ein wackerer Vertheidiger seines Schwagers, des Königs, und hatte ihm geholfen den Aufruhr der Sachsen zu bändigen. Da aber dieser, statt seine Fehler zu verbessern, immer in die nämlichen oder noch größere zurückfiel; trat er endlich auf die Seite seiner Gegner, und wurde von ihnen als das schicklichste Oberhaupt ihrer Partei ange-

sehen. Ohnerachtet dieser vortrefflichen Eigenschaften, welche nun noch durch die Aussprüche des Pabstes und die Wahl der Fürsten geheiligt waren, konnte er nicht die Liebe des rheinischen Volkes gewinnen. Dieses sahe Heinrichen als seinen Landsmann, als seinen angestammten Oberherrn an, und Rudolph mußte schon bei seinem Krönungsfeste in Mainz die ersten und auffallendsten Zeichen seiner Abneigung erfahren.

Um die Feierlichkeiten zu verherrlichen, hatten sich mehrere junge Adeliche zusammengethan, und ein Ritterspiel gehalten. Das Volk versammelte sich dabei, aber mehr um das Schauspiel zu verhöhnen, als ihm Beifall zu geben. Während dieses Getümmels von Freude und Murren schnitt ein Bürgerssohn einem aufgeputzten Herrn den Schmuck vom Kleide. Er wurde entdeckt und gefangen gesetzt; allein die Bürger rotteten sich zusammen, fielen Rudolph's Kriegsleute an, und da man schon zuvor in den Häusern, wo sie eingelegt waren, heimlich die Waffen entwendet hatte, wurden viele davon getödtet oder verwundet. Hierauf wandte sich der aufbrausende Volkshaufen gegen den Pallast und die Domkirche, wo der König so eben der Vesper beiwohnte. Geistliche, Weltliche, Fürsten, Soldaten und Bürger drängten aufeinander. Man schrie, schlug, stieß und hieb. Der Platz am Thiergarten[1] und Speisemarkte wurde ein Schlachtfeld, wo alle Arten von Menschen kämpften oder fielen. Rudolph hatte sich bei dem ersten Andrange nach dem Pallaste zurückgezogen; da er aber dort vom Fenster herab die Noth der Seinigen sahe, wollte er unter das aufgebrachte Volk treten, und mit dem Degen in der

1. Das jetzige Höfchen oder Guttenbergsplatz.

Faust Gehorsam gebieten, allein die Fürsten hielten ihn zurück, und brachten Waffen herbei. Die Königlichen schlugen damit die Bürgerlichen zurück. Viele wurden niedergehauen, andere zum Thore hinaus in den Rhein gesprengt. Ueber hundert blieben auf dem Platze, mehrere hundert wurden verwundet. Den andern Morgen erschienen der Schultheiß und die Rathsherrn vor dem Könige, baten ihn demüthig um Verzeihung, zu jeder Strafe und Genugthuung erbötig. Er verzieh und ließ sich Treue schwören. Allein dieser Ausruhr, in den ersten Tagen seiner Regierung, zeigte ihm nur zu deutlich, daß er wenigstens vom rheinischen Volke keine Ergebenheit zu erwarten habe.

Indeß rüsteten sich beide Gegenkönige zum blutigen Kampfe um die teutsche Krone. Ganz Teutschland war unter sie getheilt. In jedem Herzogthume, in jedem Gaue, in jeder Stadt ergriffen Bürger gegen Bürger die Waffen, um einen oder den andern auf dem Throne zu erhalten. Sobald Heinrich von Italien zurückgekommen war, fand er auch wieder Freunde fast in allen teutschen Ländern. In Schwaben und Baiern stritt für ihn Friedrich der Hohenstaufe, der alte Vertheidiger der Krone. Zum Lohne gab der König ihm seine Tochter Agnes und das schwäbische Herzogthum, was Rudolph verlassen mußte. Am obern Rheine waren die von Straßburg und ihr Bischof Werner zu ihm getreten. Speier erinnerte sich, daß Heinrich's Väter in seiner Kirche ruheten. Worms und Oppenheim hatten nie von ihm gelassen. In Mainz waren nach dem Tode Siegfrieds die Bürger und der Erzbischof Wezel für ihn, und die von Cölln hatten kurz zuvor ihren Erzbischof Hanno aus der Stadt getrieben und des Kaisers

Schutz erwartet. An der Spitze dieser rheinischen Städte stand der Pfalzgraf, ein dem Pabste und den Geistlichen gefährlicher Mann.

Aber auch Rudolph's Partei blieb nicht ohne Macht und ohne bedeutende Nahmen. Sie war von Gregorius gesegnet und geheiligt, und für sie stritt Otto der Nordheimer, Berthold von Zähringen, Welf von Baiern, und die von Freiheit begeisterten Sachsen. Endlich nach vielen Gefechten und wechselseitigen Verwüstungen kam es 1080 an der Elster zu einer Hauptschlacht. Beide Könige, nach Ruhm und Krone dürstend, führten selbst ihre Leute an; beide Heere stritten bald siegend, bald besiegt für ihre Häupter. Das Treffen blieb unentschieden. Da verlor Rudolph mitten im Schlachtgetümmel zuerst seine Hand, dann sein Leben. Sterbend bemerkte er selbst, daß er mit dieser Hand Heinrich die Treue geschworen habe. Er wurde mit ihr nach Merseburg begraben, und selbige zum ewigen Denkzeichen in der Kirche aufbewahrt. Das Volk aber, besonders von Heinrichs Partei, sah seinen Tod als ein Gottesurtheil, als Gottes Strafe für seinen Meineid an; und diese Meinung galt dem Kaiser so gut, wie ein erhaltener Sieg.

Bald nach der Schlacht an der Elster ließ er zuerst nach Mainz, dann nach Brixen ein Concilium ansagen; dort den Gregorius noch einmal verdammen, und an seine Stelle Guibert, den Erzbischof von Ravenna, unter dem Nahmen Clemens III. zum Pabste wählen. Mit teutschen und italienischen Truppen gestärkt, führte er diesen nach der Hauptstadt der Christenheit. Gregorius mußte vor ihm zuerst aus der Lombardei, dann aus dem Kirchenstaate, dann selbst aus Rom in die Engelsburg fliehen. Guibert kam also bewaffnet auf den Stuhl

Petri, und Heinrich ließ sich von ihm mit seiner Gattin Bertha in Rom als Kaiser krönen.

Indeß hatte aber Gregorius selbst in der Gefangenschaft und in der großen Noth, weder seinen Muth noch seine Standhaftigkeit verloren. Durch sein noch gewaltiges Wort erweckte er in Süden Robert Guiscar, den Normänner Fürsten; im Norden ließ er dem siegenden Heinrich in Hermann von Lützelburg, einen neuen Gegenkönig wählen. Jener befreite ihn wirklich aus der Engelsburg; dieser zwang Heinrich's Heer wieder nach Teutschland zurückzukehren. Während dieser letzten Unternehmungen starb Gregorius 1085, zu Salerno, wo ihn die Normänner schützten; aber nicht der von ihm erweckte Geist auf dem päbstlichen Stuhle. Das Beispiel dieses außerordentlichen Mannes, hatte nicht nur bei seinen Nachfolgern, sondern auch bei vielen Bischöfen, besonders denen von Mainz, eine so hohe Idee von Kirchenfreiheit und Erhebung der geistlichen Gewalt über die weltliche hervorgebracht, daß wir, trotz so vieler Revolutionen und Gegenbewegungen, die wunderbaren Wirkungen davon noch in unsern Tagen an dem jetzigen Pabste und dem letzten Erzbischof von Mainz gesehen haben. Jener sprach gegen eben den Napoleon, den er doch selbst gekrönt, der schon die christlichen Völker besiegt, die Könige der Erde zu seinen Vasallen gemacht hatte, und in dessen Gefangenschaft er lag, nichts destoweniger den Bannfluch aus, als er die Güter seiner Kirche hinwegnehmen wollte; und dieser, obwohl der erste geistliche Kurfürst im Reiche, und von dem kaiserlichen Hofe selbst zum Mainzer Stuhle befördert, trat nichtsdestoweniger mit Friedrich II., dem Könige von Preußen und den protestantischen Fürsten gegen Joseph II. in

einen Bund, weil von diesem die kirchlichen Rechte gefährdet wurden..

Nach dem Tode des Gregorius glaubte Heinrich seine alte Kaisergewalt sowohl in Teutschland als Italien wiederhergestellt. In jenem Lande hatte er allbereits seine Nebenbuhler Hermann und Eckbert besiegt; in diesem die Güter und Herrschaften erobert, welche die Gräfin Mathilde dem Pabste geschenkt hatte. Seine Gegner hatten nun Verschwörung, Aufruhr, Waffen, List, Reichs- und Kirchenbann an ihm fruchtlos versucht. Aus allen Stürmen und Unfällen war er siegreich hervorgegangen. Ein Mittel blieb ihnen noch übrig, ihn zu stürzen, und zwar das schmerzlichste und gefährlichste, die Empörung seiner eigenen Kinder. Sie hetzten zuerst seinen älteren Sohn Konrad, und als dieser bestraft war, seinen jüngern Sohn Heinrich gegen den Vater auf, welcher doch beide schon zu seinen Nachfolgern bestimmt hatte.

Ein jeder unbefangene Mensch, welcher bisher diese Geschichte gelesen hat, wird Unwillen gegen die Feinde Heinrichs und deren Verschwörungen empfunden haben. Allein unparteiisch betrachtet, wird er sie doch größtentheils dessen eigener Unklugheit und Unbesonnenheit zuschreiben müssen. Man kann den Aufruhr der Sachsen entschuldigen, denn Heinrich hatte sie bedrückt und beleidigt. Man kann den Widerstand der Fürsten billigen, denn sie hatten ihn gewarnt und gemahnet. Man kann sogar den Bannfluch des Pabstes rechtfertigen, in so weit er die Eingriffe des Königs in die Kirchenrechte damit bestrafen wollte. Wenn man aber jetzt Heinrich's eigene Söhne die Waffen gegen ihn ergreifen und ihn vom Throne stoßen sieht, so empört sich das Gemüth und man flucht

diesen Vatermördern, welche durch ihren schändlichen Verrath zugleich die Mörder des alten teutschen Reichs geworden sind. Die Schranken dieses Werks erlauben mir nicht, alle die blutigen und ärgerlichen Auftritte zu schildern, welche diesen Streit schändeten. Ich werde nur das davon anführen, was auf die rheinische Geschichte besondern Einfluß hatte, und an den Ufern des Flusses vorgefallen ist.

Im Jahre 1089 starb Wezilo, der Erzbischof von Mainz, welcher dem Könige sehr ergeben war, und für seine Sache sogar den Bannfluch des Pabstes ertragen hatte. An seine Stelle kam Ruthard selbst durch Heinrichs Bewilligung; aber dieser hatte kaum den Erzstuhl bestiegen, als auch in ihm der Geist des verstorbenen Pabstes Gregorius erwachte, und sich seinem Könige entgegenstellte. Er wurde darob von seinem Stuhle getrieben und mußte, um dem Zorn Heinrich's zu entgehen, nach Sachsen flüchten. Hier lebte er acht Jahr im Elende, als ihn Heinrich, der aufrührische Sohn, wieder herbeirief, um seinen Vater vom Throne stürzen zu helfen. Nach langen Kriegen und wechselseitigen Demüthigungen lud jener den Kaiser nach Coblenz ein, um sich, wie er vorgab, mit ihm zu versöhnen. Während er aber eine anscheinende Reue äußerte, versammelte er unter der Leitung des Erzbischofs Ruthard, die Fürsten in Mainz, um seinem Vater die Krone zu rauben. Im Vertrauen auf die Aufrichtigkeit des Sohnes hatte der Kaiser seine Truppen entlassen, und zog unbewaffnet nach dem Rheine, um ihm väterlich zu verzeihen. Kaum aber war er gegen Bingen gekommen, als dieser ihn packen und auf dem Schlosse zu Bökelheim gefangen setzen ließ. Der alte

Herr mußte hier alle Unbilden der unnatürlichsten Undankbarkeit ertragen. »Ich will,« so klagte Heinrich selbst dem Könige von Frankreich seine Noth, »ich will nicht einmal »der Schmähungen, des Hungers, des Durstes, der »gegen mein graues Haupt gerichteten Kolben erwähnen; »welches alles um so kränkender seyn mußte, weil ich »einst glücklich war. Der Anblick (meines Sohnes) selbst »erfüllte mich mit dem größten Kummer und väterlicher »Liebe zugleich. Ich warf mich ihm zu Füßen, ich bat »ihn auf den Knieen, ich beschwur ihn bei Gott, bei »seinem Eide, bei seiner künftigen Seligkeit, daß, wenn »auch Gott mich wegen meiner Sünden strafen wolle, »doch er wenigstens seinen Nahmen und seine Ehre nicht »durch einen so schändlichen Undank beflecken möge, indem »kein göttlich und menschlich Gesetz einem Sohne erlaub»ten, seinen eigenen Vater zu bestrafen.« Allein alle diese Bitten waren fruchtlos. Heinrich der Sohn ließ Heinrichen den Vater von Bökelheim nach Ingelheim schleppen, wo sich schon die Bischöfe von Mainz, Cölln und Worms eingefunden hatten, um von ihm die kaiserlichen Kleinodien zu fordern.

Es schien, als wenn dieser Pallast Karls des Großen dazu bestimmt gewesen sey, der Schauplatz des unnatürlichsten Undanks zu werden. Wir sahen hier schon einmal Ludwigen den Frommen unter den Waffen seiner Söhne sterben. Der nämliche Auftritt wurde jetzt an Heinrich IV. wiederholt. Gefangen, verfolgt, von Alter und Kummer gedrückt, stand auf der einen Seite der Vater wie ein verklagter Missethäter; auf der andern Seite der triumphirende Sohn mit Waffen und Bannstrahlen umgeben, und zwischen beiden Geistliche und Bischöfe als Richter,

welche doch ihre Pfründen dem gedrückten Kaiser zu danken hatten. Als Heinrich, wie ein Staatsgefangener vor sie getreten war, sagten sie: »Weil du schon so viele Jahre »her die Kirche Gottes entzweiet, die Bisthümer und »Abteien verkauft, und sonach die Kirchengesetze und die »freie Wahl der Bischöfe verachtet hast; deswegen hat es »dem heiligen Vater und den Reichsfürsten gefallen, dich »nicht nur von der christlichen Gemeinde, sondern auch »von dem Throne zu verstoßen.« Hierauf antwortete Heinrich mit einer Würde, welche jeden von ihnen, der noch schamfähig gewesen wäre, vor ihm niedergeworfen hätte. Er sagte: »Aber ihr, ihr Erzbischöfe von Mainz »und von Cölln, die ihr mich des Verkaufs geistlicher »Würden beschuldigt, sagt mir doch, welchen Preiß ich »von euch forderte, als ich euch die besten und reichsten »Kirchen meines Reichs übergab? Und da ihr bekennen »müßt, daß ich dafür von euch nichts gefordert habe, »warum stellt ihr euch unter meine Ankläger? Warum »finde ich euch unter jenen, welche die mir geschworne »Treue brechen? Warum finde ich euch selbst an der »Spitze meiner Feinde, die mich zu Grunde richten wol»len? Habt doch nur noch einige Tage Geduld, und »wartet den natürlichen Ablauf meines Lebens ab, dem »Alter und Kummer bald ein Ende machen werden. »Oder wenn ihr mir denn meine Krone rauben wollt, »so setzt wenigstens einen Tag dazu an, wo ich sie selbst »von meinem Haupte nehmen, und auf jenes meines »Sohnes setzen werde.«

Die Bischöfe waren durch diese Worte des unglücklichen Kaisers nicht zu bewegen; sie bestanden auf der Entsagung des Thrones. In diesem gewaltsamen Drange

entfernte sich Heinrich, und da er sahe, daß er mit den Truppen seines undankbaren Sohnes umgeben war, kam er mit den Reichsinsignien wieder zurück, und redete, nachdem er den Thron bestiegen hatte, die Bischöfe also an: »Sehet hier die Zeichen der königlichen Würde, »welche mir die Güte des Königes der Könige und der »einstimmige Wille der Reichsfürsten übergeben hat. Ich »werde keine Gewalt brauchen, um sie zu behaupten. Ich »habe diese häusliche Verrätherei nicht vorhergesehen, und »war daher auch nicht gegen sie auf meiner Hut. Ich »habe weder eine solche Frechheit bei meinen Feinden, »noch eine solche Gottlosigkeit bei meinen Kindern ver»muthet. Vielleicht wird mir eure Scham noch die Krone »erhalten. Wenn ihr aber so wenig Ehrliebe, so wenig »Furcht gegen den Gott habt, welcher die Könige schützt, »so will ich die Gewaltthat von euren eigenen Händen »verüben lassen, da ich kein Mittel mehr übrig habe, sie »zu verhindern.« Als diese Rede die übrigen Bischöfe zu erschüttern schien, schrie Ruthard von Mainz: »Warum »sollen wir noch lange Anstand nehmen? Kommt es nicht »auf uns an, die Könige zu krönen, und ihnen den »Purpur zu ertheilen? Warum sollten wir sie nicht einem »Prinzen wieder abnehmen, dem sie unsere übele Wahl »gegeben hat?« Mit diesen Worten stürzte sich der Erzbischof über den Kaiser her, und riß ihm die Krone von dem Haupte; die übrigen zogen ihm den königlichen Purpurmantel ab, und zwangen ihn, vom Throne zu steigen. Unter diesen Mißhandlungen hob Heinrich die Augen mit Thränen gen Himmel und rief: »Gott sieht eure Thaten. »Er hat mich für die Sünden, welche ich in meiner Ju»gend begangen habe, hart gestraft, indem er an mir

»eine Unbild verüben läßt, welche an keinem meiner Vor»fahren gewagt wurde. Aber ihr, die ihr eure Hände »gegen euern Fürsten anlegt, und den Eid, den ihr mir »geleistet habt, so schnöde verletzt, ihr werdet auch seiner »Strafe nicht entgehen. Gott wird euch züchtigen, wie »den Judas, der seinen Meister verleugnet hat.« So stieg Heinrich im Jahre 1105 von dem Kaiserthrone, welchen seine Väter mit so viel Würde und Glanz besessen hatten, und die Bischöfe brachten seinem undankbaren Sohne eine Krone, welche durch Vatermord besudelt war. Denn bald darauf, den 7. August 1106, starb der Kaiser, im Elend herumirrend, vor Kummer und Alter. Auch nach seinem Tode konnte er nicht einmal ein Grab in der Kirche zu Speier finden, welche sein Großvater erbauet, und sein Vater so reichlich beschenkt hatte.

Heinrich hatte von seinem Vater eine fast unumschränkte Gewalt geerbt. Er war tapfer, kühn, gutmüthig, freigebig, nicht ohne Kenntniß und Regierungskunst; allein fast alles übertrieben. Sein ganzes Leben hindurch zeigte er im Glücke einen leichtsinnigen Uebermuth, im Unglücke eine niederträchtige Nachgiebigkeit. So ging unter seiner Regierung das herrliche Gebäude gänzlich zu Grunde, was seine Väter mit eben so viel Klugheit als Kühnheit wieder hergestellt hatten. Da so die kaiserliche Würde selbst durch die Söhne der Regenten geschändet war, wuchs die Macht der Bischöfe und Stände am Rheine zusehends heran. Schon Heinrich V. mußte die Undankbarkeit büßen, welche er an seinem Vater Heinrich IV. verübt hatte. Als im Jahre 1109 seine Stütze Ruthard, der Erzbischof von Mainz, gestorben war, glaubte er keinen treuern Freund an dessen Stelle befördern zu können,

als Adelberten seinen Kanzler. Allein dieser blieb ihm nur so lange ein guter Rathgeber, als er von seiner Gnade abhing. Sobald er aber den ersten Fürstenstuhl von Teutschland erstiegen hatte, schien der Geist Gregor's VII. über ihn gekommen zu seyn. Er forderte von Heinrich die Kirchenfreiheit, und da dieser als Kaiser eben die Einwendungen machte, weswegen er seinen Vater vom Throne gestoßen hatte, ging Adelbert heimlich zu den Sachsen über, welche zu einem neuen Aufruhre schon gerüstet standen.

Als Heinrich diese Treulosigkeit seiner eigenen Creatur vernahm, ergrimmte er; er ließ den Erzbischof sogleich bei Kaltenburg in einem Walde, das Eichholz genannt, auffangen, und auf dem Schlosse Triefels festsetzen. Drei Jahr lang lag dort Adelbert in ein Verließ eingesperrt, was mehr einem Loche als einem Zimmer glich. Seine Haare waren schon grau geworden, sein Fleisch von den Knochen gezehrt; als ihm die Bürger von Mainz bei dem Kaiser die Freiheit ertrotzten, und ihn auf einen Stab gestützt in ihre Stadt zurückführten. Allein weder Gefangenschaft noch Elend konnten seinen Geist bezähmen. Kaum war er dem Gefängnisse entronnen, als er die Bannstrahlen des Pabstes auf das Haupt seines Verfolgers lockte, und die Sachsen zu einer neuen Empörung aufhetzte.

Heinrich bot demnach die Franken und Schwaben zur Vertheidigung seiner Würde auf, und Friedrich der Hohenstaufe wurde Anführer des kaiserlichen Heeres. Beide Parteien waren auf den Feldern zwischen Mainz und Worms gegen einander gerückt, aber Mangel an Lebensmitteln trieb sie wieder auseinander. Da kehrte

Friedrich seine Truppen gen Mainz, und drängte den Erzbischof und die Stadt mit einer harten Belagerung. In dieser Noth schickte Adelbert Boten an den Herzog, und versprach demselben Frieden und dem Kaiser Unterwürfigkeit. Kaum aber hatte Friedrich mit seinem Heere die Mauern verlassen, als Adelbert, nun wieder befreiet, ihm nachfolgte, und seine schon zerstreueten Haufen feindselig angreifen ließ.

Eine solche Treulosigkeit empörte den wackern Hohenstaufen und alle seine Leute. Mit Unwillen und Entschlossenheit drang er in die ihn verfolgenden Haufen ein, und focht mit einem solchen Muthe, daß er sie gänzlich in die Flucht jagte. Emicho, der Anführer von Adelbert's Truppen blieb todt auf dem Kampfplatze, die Flüchtigen wurden entweder getödtet oder zerstreuet, und die Mainzer Bürger, welche selbst einen großen Verlust erlitten hatten, verfluchten den Starrsinn ihres Bischofs, den sie doch zuvor mit so großer Theilnahme aus der Gefangenschaft des Kaisers befreiet hatten.

Indeß war Heinrich der streitigen Pabstwahlen wegen nach Italien gegangen, und Adelbert erhob wieder sein Haupt gegen den gebannten Kaiser. Dieser mußte darob nach Teutschland zurückkehren, um den Ränken des Erzbischofs entweder mit Waffen, oder mit Friedensworten zu begegnen. Zuerst zu Würzburg, dann zu Worms versammelte er die Fürsten des Reichs, und wollte durch deren Rath und Beifall die Streitigkeiten wegen der Vergebung geistlicher Fürstenthümer mit Ring und Stab beilegen. Aber Adelbert, welcher die Seele des langen Krieges war, zwang Heinrichen, mit dem Pabste Calixt II. ein Concordat abzuschließen, vermöge dessen er seinen alten

kaiserlichen Rechten auf die Ernennung der Bischöfe entsagen, und die freie Wahl derselben der Clerisei überlassen mußte. Bald darauf, im Jahre 1125, starb dieser Kaiser, und mit ihm erlosch der alte königliche Zweig der Salier, welcher so lange und so mächtig am Rheine und im Reiche geherrscht hatte.

Viertes Buch.

Rheinische Geschichte

unter dem

hohenstaufischen Geschlechte.

Rheinische Geschichte

unter dem

hohenstaufischen Geschlechte.

Nach dem Abgange des rheinfränkischen oder salischen Königstammes, wollte der rheinschwäbische oder hohenstaufische sogleich den Thron als erblich besteigen; weil Friedrich der Hohenstaufe durch seine Mutter Agnes, die Tochter Heinrich's IV., und den letzten Willen Heinrich's V. in alle Länder und Rechte der Salier eingetreten zu seyn glaubte. Ihm aber widersetzte sich Adelbert der Erzbischof von Mainz, und mit ihm der Pabst und mehrere andere Fürsten, welche das teutsche Reich als ein Wahlreich angesehen haben wollten. So entstand jetzt der letzte, aber auch fürchterlichste Kampf zwischen der monarchischen Einheit und anarchischen Vielheit im heiligen römischen Reiche, welche der ständischen Verfassung und Landeshoheit die endliche Festigkeit gab. Ehe ich aber diese merkwürdige Geschichte erzähle, will ich zuvor jene der Herzoge von Schwaben kürzlich vorausschicken; damit der Leser auch erfahre, welche Veränderungen das alte rheinisch-



schwäbische Herzogthum erlitten, und wie es endlich, auf die Hohenstaufen gekommen, mit ihnen erloschen sey.

Das Herzogthum von Schwaben oder Allemannien ist gleich nach dem Siege Lodwig's über die Allemannen entstanden, und umfaßte rechts und links am obern Rheine die Länder zwischen dem Lech, dem Nekkar und den Vogesen. Schon unter den Merwingern finden wir einen Leuthart, einen Büzelin und Eticho als Herzoge; letzterer war vermuthlich nur herzoglicher Graf im Elsaß und der Stammvater der Habsburger und Zäringer. Seine Söhne folgten ihm in dieser Würde bis auf die Karlinger, welche selbige aus Furcht vor der Macht so ansehnlicher Reichsbeamten ausgehen, und die Geschäfte in Schwaben durch ihre Kammerboten verwalten ließen. Aber auch diese mißbrauchten ihre Gewalt, so sehr sie beschränkt war. Bei dem Ausgange des karlingischen Stammes fielen Erkinger nnd Berthold verwüstend das Hochstift von Constanz an, und wollten sich der geistlichen Güter bemächtigen; aber Salomon, der Bischof desselben, verklagte sie bei dem kaiserlichen Hofe. Sie wurden nach Ingelheim abgerufen, gefangen gesetzt, und das Urtheil sollte schon über sie gesprochen werden, als Salomon für sie bittend eintrat, und ihnen Gnade und Freiheit erwirkte. Statt dem friedlichen Bischof dafür zu danken und ihre Fehler zu verbessern, fielen sie abermals dessen Länder an, und übten darin beinahe noch größere Grausamkeiten aus, wie zuvor. Allein der Bruder des Bischofs, Siegfried von Ramswag, überraschte sie, da sie es nicht vermutheten, mit einigen Reisigen, in einem Walde, und nahm sie gefangen. Sie wurden hierauf im Jahre 917 auf Befehl des Kaisers Konrad I. zu Oettingen enthauptet.

Nach der Hinrichtung der so gefährlichen Kammerboten stellte der Kaiser das alte Herzogthum wieder her, und gab es an Burkhard I., welcher Markgraf von Rhätien an dem Bodensee war. Dieser unterstützte ihn auch in seinen äußern und innern Kriegen, allein er wollte ihm seiner Güter wegen nicht den Lehenseid leisten. Er sahe das Herzogthum als ein, dem Kaiser zwar unterworfenes, aber für sich bestehendes Land an; denn es war immer noch üblich, daß bei Anstellung eines Herzogs das Volk seine Beistimmung geben mußte. Auch hatte fast jedes Herzogthum seinen eigenen Landtag und sein eigenes Landgericht, dem der Herzog und ein Landesbischof vorsaßen, und dessen Schreiber meistens ein Geistlicher war.

Als der Kaiser Konrad auf seinem Todesbette die Krone Heinrich dem Herzoge von Sachsen, zugedacht hatte, und dieser auch von den Franken und Sachsen zu Friedslar gewählt war, wollte ihn Burkhard mit seinen Schwaben nicht anerkennen. Aber der König, von den Franken unterstützt, überfiel sein Land, und zwang ihn endlich zum Frieden. Burkhard wendete hierauf seine Waffen gegen die Italiener, welche Burgund bedroheten, wurde aber auf dem Zuge ermordet.

Burkhard hatte nur einen minderjährigen Sohn hinterlassen, welcher seinen Nahmen trug. Dieser war der Verwaltung des Herzogthums nicht gewachsen, welches jetzt wegen den Einfällen der Ungarn ein tüchtiges Haupt nöthig hatte. Daher verlieh der König, auf einem Reichstage zu Worms, das Herzogthum Hermann I. dem Salier, durch dessen Haus er selbst auf den Thron gekommen war. Dieser heirathete hierauf Burkhard's Wittwe Wida oder Regilinde, und trieb die Ungarn zurück.

In dem Streite, welchen Heinrich's Nachfolger Otto der Große, gegen dessen Vetter Eberhard, den Herzog in Franken, zu kämpfen hatte, rettete Hermann das königliche Haus von seinem Untergange. Er und sein Bruder Uro schlugen den Eberhard bei Andernach und erhielten dem Könige die Krone. Dafür belohnte dieser auch die lahngauischen Salier mit vielen Gütern und Herrschaften; aber Hermann hatte keine männliche Nachkommenschaft, auf die er sein Herzogthum bringen konnte. Da trat er vor Otto und sprach also: »Es ist meinem Herrn dem »Könige, nicht unbekannt, daß ich bei meinen großen »Gütern und Reichthümern ohne männliche Nachkommen»schaft bin, denn ich habe nur ein einziges Töchterlein, »welches nach meinem Tode die Erbin aller meiner Gü»ter seyn soll. Möchte es daher meinem Herrn und »Könige gefallen, seinen Sohn Ludolf mir zum Sohne »zu geben, daß er meine Tochter zur Ehe nehme, und »als der Erbe meiner Güter einst groß werden möge.« Otto hörte diesen Antrag mit Freuden; sein Sohn Ludolf wurde mit der schönen Salierin Ida vermählt, und nach dem Tode Hermanns I. Herzog in Franken und Erbe aller seiner Güter in Schwaben.

Aber auch dieser empörte sich gegen Otto, weil er seine Stiefmutter, die Kaiserin Adelheid, befürchtete. Er wurde darob seiner Würde entsetzt, und selbige an Burkhard II., den Sohn Burkhard's I. übergeben. Dieser heirathete, um sich mit dem königlichen Hause zu verbinden, Hedwig, die Tochter Heinrich's von Baiern; erzeugte aber mit ihr keine Kinder. Nachdem er unter dem Kaiser die Ungarn aus Teutschland zurückgeschlagen hatte, zog er mit ihm nach Italien. Während seiner Abwesenheit verwaltete seine Gattin das Herzogthum mit vieler

Klugheit. Nach seinem Tode erhielt es Otto I., des geächteten Ludolf's Sohn, und damit auch das Herzogthum in Baiern. Er begleitete den Kaiser nach Italien, und fand dort, wie so viele teutsche Fürsten, im Jahre 982 seinen Tod. Seine Leiche wurde vom Erzbischof Willigis zu Aschaffenburg in der Kirche begraben, welche er gestiftet hatte; sein Herzogthum in Schwaben erhielt Konrad der Salier. Dieser schützte nach dem Tode Otto's II., dessen Sohn Otto III. gegen die Anmaßungen des Herzogs von Baiern. Sein Neffe Hermann II. wurde sein Nachfolger in dem Herzogthume, aber nicht in seiner Treue gegen das königliche Haus. Nachdem Otto III. ohne männliche Erben dahin gegangen war; wollte er Heinrichen, den Herzog von Baiern, welcher der letzte Zweig des Sächsischen Hauses war, den Weg zum Throne versperren, und rückte mit starken Haufen bis nach Worms vor, wo jener über den Rhein setzen wollte. Willigis aber, der Erzbischof von Mainz, von Burkhard, dem Bischof von Worms und Wizelin, dem Bischof von Straßburg unterstützt, hielt ihn mit gewaffneter Hand zurück, und öffnete auf die Art Heinrichen den Uebergang nach Mainz, wo er ihn zum Könige krönte. Hermann verwüstete hierauf das Gebiet der Bischöfe von Straßburg und Worms, wurde aber bald zum Gehorsam gebracht; er mußte den König zu Bruchsal kniefällig um Verzeihung bitten, und sich mit seinem Herzogthume begnügen.

Auf ihn folgte sein minderjähriger Sohn Hermann III., aber der König regierte das Land. Hermann II. hatte nebst diesem noch fünf Töchter mit Gerberge von Burgund erzeugt, deren Ahnen sich zu dem Geschlechte Karls des Großen erstreckten. Davon war die erste Gisela, an Ernst, den Sohn des Markgrafen von Oesterreich, ver-

heirathet; die zweite Mathilde, an Konrad von Kärnten; die dritte Brigida, an Adelbert, der auf Konrad folgte; die vierte Gerberge, an den Markgrafen Heinrich von Schweinfurt; die letzte endlich an Eberhard, den Grafen von Nellenburg. Als Hermann III. gestorben war, folgte ihm Ernst I., der Gemahl seiner Schwester Gisela, im Herzogthume. Nicht lange blieb dieser im Besitze seines Amtes. Er wurde in Italien auf einer Jagd tödtlich verwundet. Das Herzogthum erhielt sein Sohn Ernst II., aber seine Gattin entführte Konrad der Salier, welcher bald hierauf nach dem Tode Heinrichs II. Kaiser wurde.

Wir haben bereits angeführt, wie Ernst II. sich gegen Konrad empört, und sein Herzogthum verloren habe. Ihm folgte sein Bruder, Hermann IV., unter der Vormundschaft des Bischofs von Constanz. Mit diesem ist der alte lahngauisch-salische Stamm ausgestorben; und ein neuer blühete jetzt durch Konrad II. und Gisela auf. Nach dem Tode Hermanns III. vergab Kaiser Heinrich III. das Herzogthum fast willkührlich, zuerst an Otto II., den Pfalzgrafen, dann an Otto III. von Schweinfurt, endlich an Berthold von Zähringen. Indeß aber hatte Rudolph von Rheinfelden des Kaisers Tochter Mathilde aus den Händen Rainold's, des Bischofs von Constanz, entführt, dem sie zur Erziehung anvertrauet war. Ihre Mutter Agnes, welche unter Heinrich IV. Reichsverweserin war, wollte den glücklichen Verführer nicht ohne Würde lassen, und gab ihm das durch den Tod Otto's von Schweinfurt erledigte Herzogthum von Schwaben. Da kam Berthold der Zähringer vor sie, und zeigte ihr den Ring, welchen Heinrich III. ihm als Zeichen des verliehenen Herzogthums gegeben habe. Agnes

befriedigte ihn aber mit dem Herzogthume von Kärnten, und Rudolph blieb im Besitze von Schwaben.

Rudolph war, so lange die Königin Mutter lebte, seinem Schwager Heinrich IV. ein treuer Freund und wackerer Vertheidiger. Als dieser aber nach ihrem Tode weder seines Raths noch seiner Drohung mehr achtete, stellte er sich an die Spitze seiner Feinde, und kämpfte mit ihm um Krone, Ehre und Leben. In dieser betrübten Lage wendete sich Heinrich an den Friedrich von Staufen, der von Friedrich von Büren abstammte und bisher sein eifrigster Vertheidiger war, und sagte also: »Edler Ritter! Du bist mir zeither immer der treueste und »tapferste gewesen; siehe, wie der Aufruhr das ganze »Reich ergriffen, und alle Treue und Glauben zu Boden »getreten hat. Keiner Obrigkeit wird mehr gehorcht, kein »Eid mehr gehalten. Du weißt, meine Gewalt kommt »von Gott, und wer mir widerstrebt, widerstrebt Gottes »Fügung. Auf also, wackrer Held! streite tapfer gegen »meine und des Reichs Feinde. Ich will Deine Dienste »nicht vergessen. Da Rudolph, mein Schwager, seine Ehre »und seine Blutsverwandtschaft verläugnet hat und nach »meiner Krone strebt; so will ich Dir meine einzige Toch»ter Agnes, und mit ihr das Herzogthum von Schwaben »geben, was jener durch seine Treulosigkeit verwirkt hat.«

So erhielt Friedrich der Hohenstaufe mit der Hand der kaiserlichen Tochter das Herzogthum von Schwaben; aber er mußte es erst gegen zwei mächtige Gegner erkämpfen. Der eine davon war Welf, der Herzog in Baiern, der andere Berthold, der Herzog von Zähringen. Beider Fürsten Geschlecht erstreckte sich bis auf die Entstehung der fränkischen Monarchie. Der erste war ein Enkel Welfs, des Schwiegervaters Kaiser Ludwig's des Mil-

den. Er hatte sich mit Schlössern und Gütern in dem südöstlichen Schwaben festgesetzt, und sein Sohn Eticho I. pflanzte den Stamm in diesem Lande fort bis auf Welf V., welcher Herzog in Kärnten wurde. Dieser blieb ohne männliche Nachkommenschaft; aber seine Schwester Kuniza war in Italien an Azzo, den Grafen von Este, verheirathet, und zeugte mit ihm Welf VI., welcher nach dem Tode seines Oheims, als Herzog von Baiern, den Stamm in Teutschland fortsetzte und der Feind Friedrichs wurde. Berthold stammte von Eticho, dem Herzoge von Allemannien, welchen auch die Habsburger ihren Stammvater nennen. Seine Ahnen setzten sich als Grafen in dem Breisgau fest. Er war, wie wir gehört haben, von Heinrich III. zuerst zum Herzoge von Schwaben, dann von dessen Gattin, der Kaiserin Agnes, zum Herzoge von Kärnten ernannt worden, weswegen er sich auch einen Herzog von Zähringen nannte.[1] Diese beiden Herzoge verwalteten, da Rudolph zuerst flüchtig, dann an der Elster geblieben war, statt dessen Sohn Berthold das Herzogthum von Schwaben; aber Friedrich stritt nun für den Kaiser und sein Haus zugleich. Er hielt beider Herzoge Angriffe mit einem solchen Muthe zurück, daß sie endlich sich zum Frieden verstanden. Auf einem Reichstage zu Mainz im Jahre 1096 wurde der Streit beigelegt. Friedrich erhielt das Herzogthum von Schwaben, Welf jenes von Baiern erblich; Berthold der Zähringer aber wurde mit der Reichsvogtei über den Thurgau und Zürich befriedigt.

Friedrich hinterließ von seiner Gattin Agnes zwei Söhne. Friedrich II., welcher ihm als Herzog in

1. Vermuthlich von dem lateinischen Worte Carintia Zähringen. Siehe unten die Geschichte von Zähringen-Baden.

Schwaben nachfolgte, und Konraden, dem die fränkischen Herrschaften zur Verwaltung übergeben wurden. Wie sich der Vater als treuer Freund dem Kaiser Heinrich IV. erwiesen hatte, so dieser seinem Sohne Heinrich V. Dessen, und der nahen Verwandtschaft mit ihm, eingedenk, empfahl der sterbende Kaiser, da er keinen Sohn hatte, dem Herzoge Friedrich seine Gattin, und übergab ihm alle die Güter und Herrschaften, welche seine Väter erworben hatten, und die Krone des Reichs.

So wollte es aber nicht Adelbert der Erzbischof von Mainz. Kaum war Heinrich V., der letzte Kaiser aus dem salischen Hause verschieden, als er die teutschen Fürsten mit ihren Völkern um seine Stadt her versammelte, auf daß sie einen neuen Kaiser wählen möchten. Die Schwaben, Franken und Baiern hatten sich auf dem linken, die Sachsen aber auf dem rechten Rheinufer gelagert. Da durch die kräftige Regierung Konrads II. und Heinrichs III. die Kaiserwahl auf dem Maifelde gewissermaßen außer Acht gekommen war; so zog Adelbert von jedem großen Herzogthume nur zehn Fürsten aus dem Lager bei Mainz an seinen Hof in die Stadt, und vermochte die übrigen, deren Wahl zu bekräftigen. Man sieht hieraus, wie der listige Erzbischof schon bei dieser Gelegenheit das ausschließende Kurrecht auf die vorzüglichsten Reichsfürsten bringen wollte. Die Hauptwählenden waren zu der Zeit noch die drei rheinischen Erzbischöfe von Mainz, Trier und Cölln, und die vier großen Herzoge von Franken, von Schwaben, von Baiern und von Sachsen, nebst dem Könige von Böhmen; denn erst nachdem die drei großen Herzogthümer von Franken, Schwaben und Sachsen aufgelößt wurden, traten an die Stelle der alten Herzoge, die Pfalzgrafen bei Rhein, die

Herzoge von Obersachsen und die Markgrafen von Brandenburg als Kurfürsten auf.

Die von Adelbert an dem Hofe zu Mainz versammelten Fürsten brachten viere aus ihrer Mitte in Vorschlag; nämlich: Karl, den Grafen von Flandern, Friedrichen von Schwaben, Lotharen von Sachsen und Leopolden von Oestreich. Beide letztern baten, wie ein gleichzeitiger Geschichtschreiber sagt,[1] die Wählenden kniefällig: sie mit einer so gefährlichen Würde, als jetzt schon das Kaiserthum geworden war, zu verschonen. Friedrich der Hohenstaufe glaubte daher schon in dem Besitze des Thrones zu seyn; allein Adelbert, welcher ihn als einen Verwandten des salischen Hauses haßte, und seinen großen Geist befürchtete, wußte seinen Ansprüchen durch eine listige Wendung auszuweichen. Er fragte nämlich die in Vorschlag gebrachten Fürsten: »ob sie auch bereit wären »einem andern, wenn er gewählt werden sollte, zu gehor»chen.« Lothar und Leopold bejahten es auf der Stelle; aber Friedrich gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er alsdann als der nächste Verwandte und Erbe des ausgestorbenen Kaiserhauses seine Ansprüche geltend machen würde. »Er könne, sagte er, und wolle ohne den Rath »derjenigen, die er im Lager zurückgelassen habe, keine »Antwort ertheilen,« und verließ die Stadt.

Dieses Benehmen Friedrichs und seine Rede schienen den Wahlfürsten ein Trutz zu seyn, und Adelbert schilderte ihnen die Gefahr, welche ihrer Unabhängigkeit bevorstehen würde, wenn sie einen Mann wählten, der schon als Herzog so gebieterisch spräche. Den andern Tag, da weder Friedrich, noch sein Schwager Heinrich, der Herzog

1. Anonymi narratio de electione Lotharii.

von Baiern bei der Wahl erschienen war, wiederholte Adelbert seine Frage an Lotharen und Leopolden; und diese ihre Antwort. Er ließ sie sonach Abtritt nehmen, und Lotharen als Kaiser ausrufen. Mit großem Freudengeschreie wurde hierauf der Gewählte herbeigeführt. Die Fürsten nahmen ihn auf ihre Schultern, und trugen ihn bei allgemeinem Jubel unter dem Volke herum. Alles freuete sich der neuen Wahl, nur Lothar selbst nicht, welcher sich aus allen Kräften dagegen setzte.

Viele der gegenwärtigen Fürsten, besonders die baierischen Bischöfe waren mit dem eigenmächtigen Verfahren des Erzbischofs von Mainz nicht zufrieden. Letztere gaben vor: daß sie ohne ihren Herzog nichts beschließen würden; aber Adelbert ließ die Thüren des Wahlsaales verschließen, und den päbstlichen Legaten statt seiner Ordnung gebieten. Der Herzog von Baiern wurde herbeigerufen und gab seine Einwilligung. Den dritten Tag hernach kam auch, auf Zureden des Bischofs von Regensburg, Friedrich, und unterwarf sich seinem Nebenbuhler. Lothar wurde also einstimmig als Kaiser anerkannt.

Die Klugheit Lothars und der Gehorsam Friedrichs erhielten eine Zeitlang dem Reiche die Ruhe. Beides war aber mehr gezwungen, als aufrichtig. Der Kaiser fürchtete den Herzog als einen mächtigen Nebenbuhler, und der Herzog jenen, weil er den Haß der Sachsen gegen die Franken kannte. Der bisher unterdrückte Groll brach auch bald in einen bürgerlichen Krieg aus, als Lothar auf einem Hoftage zu Regensburg verordnen ließ: »daß »die Güter derjenigen, die in die Acht verfallen, oder »auch die, welche durch Reichsgüter eingetauscht worden »wären, wieder zur Reichskammer geschlagen werden »sollten.« Da die Hohenstaufen die Erben des Kaisers

Heinrich's V. waren, so konnten Friedrich und sein Bruder Konrad, der Herzog in Franken, wohl denken, daß diese Erklärung hauptsächlich gegen sie gerichtet sey. Sie suchten daher ihrer Vollziehung durch Rüstungen zuvorzukommen; aber sie wurden darob auf einem Reichstage zu Straßburg als Reichsfeinde in die Acht erklärt, und auf einem Hoflager zu Goslar ein Feldzug gegen sie beschlossen. Die Reichsacht war für die Hohenstaufen um so gefährlicher, weil sie in Schwaben die mächtigen Zähringer, in Baiern die stolzen Welfen gegen sich hatten. Jene hatten schon seinem Vater das Herzogthum Schwaben streitig gemacht. Heinrich, der Welfen Enkel und Herzog in Baiern, war zwar der Hohenstaufen Schwager, und anfänglich ihr Freund; allein der Kaiser Lothar hatte ihm jetzt seine Tochter, und damit auch das Herzogthum von Sachsen gegeben. Er verließ also die Partei seiner Schwäger, und bekämpfte sie unter dem Reichsbanner.

Bedrohet und umgeben von so mächtigen Gegnern mußte sich Friedrich, nachdem die Acht über ihn ergangen war, in seine Festungen zurückziehen, um darin das fernere Glück der Waffen abzuwarten. Seine Lage wurde noch bedenklicher, als der Kaiser Lothar nach dem Tode Wilhelms IV. die erledigte Grafschaft in Burgund an den Konrad von Zähringen übergab, während dessen Bruder Berthold, und Vetter Gebhard, der Bischof von Straßburg, die hohenstaufischen Länder in Schwaben bedroheten. Friedrich war dadurch gezwungen, sich mit seiner noch übrigen Macht in Nürnberg zu befestigen, und Lothar belagerte diese Stadt mit dem gesammten Reichsheere.

Indeß war Konrad, der andere Hohenstaufe, aus Palästina von dem Kreuzzuge zurückgekommen, und

unterstützte seinen geängstigten Bruder. Sobald dieser aus der mißlichen Lage befreit war, verlegte er eine zahlreiche Besatzung nach Speier, welche Stadt, als die Ruhestätte der salischen Kaiser, ihm besonders ergeben blieb; Konrad aber ging mit seinem Heere gerade nach Italien, um sich dort als Kaiser krönen zu lassen. Durch dieses kühne Unternehmen mußte Lothar Speier verlassen, um seinen Gegner von Italien abzuhalten; Friedrich aber hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, die Schwester des Erzbischofs von Mainz, eine geborne Saarbrückerin geheirathet, wodurch er diesen mächtigen Prälaten aus einem gefährlichen Feinde in einen thätigen Freund verwandelte.

Das folgende Jahr 1129 kam Lothar mit einem großen Heere von Italien nach Speier zurück, und umgab damit diese wichtige Stadt. Friedrich hatte indeß, um die Bürger zu beleben, seine eigene Gattin, Adelbert's Schwester, unter ihnen gelassen. Diese wußte die Besatzung so gewaltig zu begeistern, daß Bürger und Soldaten mit gleicher Tapferkeit die Angriffe der Kaiserlichen zurückwarfen. Die Entschlossenheit der Fürstin war nicht von gleichem Glücke begünstigt. Friedrich wurde, als er zum Entsatze der Stadt heranzog, von seinem Schwager, dem Herzoge von Baiern, zurückgeschlagen, und Speier mußte sich an den Kaiser ergeben. Dieser, den hohen Muth der belagerten Fürstin bewundernd, schickte sie mit Geschenken an ihren Gatten zurück, und rückte vor Nürnberg, um auch diese Stadt den Hohenstaufen wegzunehmen. Friedrich konnte der Besatzung und den Bürgern nicht zu Hülfe kommen, denn Gebhard, der Bischof von Straßburg, hatte ihn bei Gingenheim geschlagen. Lothar zog nachher selbst in Straßburg ein und hielt einen Reichstag, um den Frieden zu vermitteln.

Da ihm aber dieser nicht gelingen konnte, ging er mit einem großen Heere nach Italien, und überließ seinem Schwiegersohne Heinrich die Fehde mit den Hohenstaufen in Teutschland. Die Gewalt, welche dieser Herzog zugleich in Schwaben, Sachsen und Baiern erworben hatte, erregte die Furcht der schwäbischen Fürsten und Städte, welche bisher dem alten Königshause treu geblieben waren, und selbst die Zähringer traten jetzt auf der Hohenstaufen Seite. Der Krieg wurde daher mehr durch wechselseitige List, als kühne Angriffe geführt. Indeß waren der Kaiser Lothar und sein Gegner Konrad wieder aus Italien zurückgekommen, um die Fehde in Teutschland auszufechten. Verstärkt durch des Kaisers Truppen, nahm Heinrich Ulm weg, und legte es in die Asche. Lothar und der Bischof von Straßburg hatten sich der andern festen Plätze der Hohenstaufen bemächtigt. Ihre Macht schien gebrochen, aber noch nicht ihr Muth. Während dieses bürgerlichen Krieges erschien der Abt Bernard am Rhein, um die teutschen Fürsten unter der Kreuzfahne zu vereinigen, und dieser erwirkte endlich durch sein Predigen den Frieden, welchen man bisher durch Waffen vergebens zu erkämpfen versucht hatte. Ehe ich aber die Geschichte seiner Vermittlung weiter erzähle, muß ich zuvor die Urheber und Ursachen kürzlich angeben, welche die Kreuzzüge veranlaßt haben.

Es lag schon in dem Plane des mächtigen Pabstes Gregorius des VII., die christlichen Völker gegen die Unglaubigen anzuführen, weil er dadurch seine Herrschaft in einem heiligen Kriege befestigen wollte. Er war aber noch zu viel in den Streit mit Heinrich IV. verwickelt, als daß er diese Unternehmung vollführen konnte. Indeß bewirkte er wenigstens so viel, daß einige teutsche Bischöfe

und Ritter, unter Anführung des Erzbischofs von Mainz, Siegfried's I., nach dem gelobten Lande zogen, um ihr Glück gegen die Ungläubigen zu versuchen. Sie wurden aber ihrer Schätze und Kostbarkeiten beraubt, und mußten sich, in einem Hofe bei Ramla belagert, drei Täge mit den Räubern herumschlagen. Kaum daß ein Theil davon lebendig oder gesund wieder zurückkehren konnte.[1] Dessen ohngeachtet konnte weder die Noth noch die Gefahr, welcher so eben die Bischöfe entronnen waren, die frommen Pilger und Ritter von ihren Wallfahrten nach Palästina abhalten. Die Begierde, das Grab Christi zu besuchen, und die Ungläubigen aus dem Besitze desselben zu vertreiben, war einmal eine herrschende Idee unter den christlichen Völkern geworden. So glückte das ungeheure Unternehmen der Kreuzzüge, was dem kühnen Gregorius noch nicht gelingen wollte, seinem Nachfolger Urban II. Auf das dringende Flehen Peters, des Eremiten, versammelte er zuerst auf den Feldern von Piacenza, dann zu Clermont den christlichen Heerbann, und dieser war bald so glücklich, unter Anführung Gottfried's von Bouillon, Jerusalem einzunehmen. Die siegreichen Waffen der Christen hatten aber in der Folge nicht mehr den glücklichen Fortgang, welchen man sich davon versprach. Sowohl die Anführer, als die Kreuzritter verfielen in Zwietracht und Ausschweifungen, welche den Muth der Ungläubigen belebten. Die einzelnen Christenhaufen wurden geschlagen, viele der eroberten Plätze gin-

1. Lambert von Aschaffenburg hat bei dem Jahre 1064 diesen ersten Zug der teutschen Ritter so schön beschrieben, daß ich meinen Lesern rathe, dort diese Stelle im Originale zu lesen.

gen verloren, und das heilige Grab stand in Gefahr, wieder in die Hände der Muselmänner zu fallen.

Die Nachricht von diesen Unglücksfällen versetze die ganze Christenheit in Furcht und Traurigkeit. Ein neues Aufgebot des christlichen Heerbannes ward als nothwendig befunden, und der Pabst Eugen III. schickte seinen ehemaligen Lehrer und Freund, den Abt Bernard, nach dem Rheine, um die Fürsten und Ritter zu diesem neuen Zuge gegen die Ungläubigen zu bereden. Mit eben dem Eifer, welcher einst Petern den Einsiedler begeisterte, übernahm Bernard den Auftrag des Pabstes, und zog nach dem Rheine; dort aber fand er statt christlicher Einigkeit bürgerlichen Krieg, und statt eines Kreuzheeres die gegen einander streitenden Haufen der Schwaben und Sachsen.

Betrübt über diesen verwirrten Zustand in Teutschland, aber vertrauend auf die Gewalt seiner Beredsamkeit, trat er zwischen den Kaiser und die staufischen Brüder, und stellte ihnen vor: »wie es christlichen Fürsten nicht »zustände, das heilige römische Reich jetzt durch unnütze »Fehden zu entzweien, da die Christenheit der Einigkeit »bedürfe. Sie sollten vielmehr ihre Waffen gegen die »Ungläubigen wenden, welche ihre Brüder in Palästina »mit Schmach und Schande bedroheten.« Zu gleicher Zeit suchte er des Kaisers Gattin, Richenza, zu gewinnen, und diese, welche bisher den Muth der staufischen Helden bewundert hatte, vermittelte ihnen Gnade und Aussöhnung. So wurde im Jahre 1135 zu Bamberg mit Konrad, zu Mühlhausen mit Friedrich, der Frieden wieder hergestellt. Die staufischen Brüder zogen hierauf mit dem Kaiser nach Italien, um dort jene Krone zu vertheidigen, welche künftig ihr eignes Haus zieren sollte.

Die von Bernard gestiftete Einigkeit zwischen den Hohenstaufen und Sachsen dauerte aber nur so lange, als der Kaiser Lothar lebte. Nach dessen bald hierauf (1137) erfolgten Tode mußten jene befürchten, daß Heinrich der Stolze, schon als Herzog von Baiern und Sachsen mächtig, ihnen den Thron rauben würde, welcher bisher das Ziel aller ihrer Bestrebungen war. Dazu kam noch, daß gerade um diese Zeit ihr Schwager und Freund, Adelbert, der Erzbischof von Mainz, gestorben war, und folglich die Wahlgeschäfte von dem Erzbischofe von Trier geleitet werden mußten. Sie suchten daher den letztern durch Versprechungen und Gefälligkeiten auf ihre Seite zu ziehen, und dieser verlegte die Wahlversammlung von Mainz nach seiner Stadt Coblenz, und ließ dort, unter dem Vorsitze des päbstlichen Cardinal-Legaten, Konraden als Kaiser ausrufen. Mit dieser Wahl war aber Heinrich der Stolze nichts weniger, als zufrieden. Er und andere ihm zugethane Fürsten gaben vor: sie sey unrechtmäßig vollzogen worden, weil sie nicht zugegen gewesen. So begann der Vermittelungen des heiligen Bernards ohngeachtet, jene fürchterliche Fehde zwischen den beiden Fürstenhäusern, den Hohenstaufen nämlich, und den Welfen, welche Teutschland und Italien abermals in zwei Parteien getheilt, und die Länder am Rheine verwüstet hat.

Konrad forderte bald nach dem Antritte seiner Regierung einige dem Heinrich von Lothar anvertraute Reichsländer zurück, und da dieser sich weigerte, selbige herauszugeben, entsetzte er ihn seiner Herzogthümer, und gab Sachsen an Albert den Bären, Baiern an seinen Stiefbruder Leopold von Oestreich. Während des darob entstandenen Krieges starb Heinrich der Stolze, als er eben

aus Sachsen nach Baiern ziehen wollte. Aber sein Bruder Welf führte für dessen minderjährigen Sohn, Heinrich den Löwen, die Fehde fort, und lieferte dem Kaiser Konrad bei Weinsberg jenes blutige Treffen, wobei das wechselseitige Feldgeschrei: für Weiblingen oder Welf, [1] den streitenden Parteien den Nahmen gab. Die Welfen wurden geschlagen, und Weinsberg selbst sollte den Weiblingern preis gegeben werden, als die Weiber dieser Stadt vor dem Kaiser erschienen, und ihn kniefällig baten, wenigstens sich und ihren Schmuck retten zu dürfen. Konrad, als ein wackerer Ritter, der gegen Weiber keine Waffen führen wollte, gestattete ihnen die Bitte, sie aber kamen, ihre Gatten auf dem Rücken tragend, aus dem Thore gezogen, und fanden durch diese List, weil der Kaiser sein Wort nicht brechen wollte, Schonung für sich und ihre Eheschätze.

Nach diesem Siege gab der Kaiser zu Frankfurt das Herzogthum Sachsen großmüthig an Heinrichen den Löwen zurück; Baiern an dessen Stiefmutter Sohn, Heinrich von Oestreich; aber der ergrimmte Welf wollte von diesem Vergleiche nichts wissen, und blieb unter Waffen. Da trat abermals der heilige Bernard unter beide feindliche Parteien, um sie zu besänftigen und zum Kreuzzuge zu vereinigen; da er aber jetzt seine gewöhnliche Beredsamkeit nicht wirksam genug glaubte, nahm er seine Zuflucht zu außerordentlichen Mitteln.

Zu der Zeit lebte bei Bingen, auf dem schauerlichen Rupertsberge, Hildegarde, jene berühmte Jungfrau,

1. Weiblingen war das Witthum, das die Kaiserin Gisela zuerst an die Salier, dann an die Hohenstaufen brachte. In Italien hießen die Parteien Guelfen und Gibellinen.

welche durch ihre Schriften und Weissagungen das Orakel der Bischöfe und Fürsten geworden war. [1] Ohne gelehrten Unterricht erhalten zu haben, widmete sie sich von Jugend auf den Wissenschaften; und ohne sich mit weltlichen Dingen zu befangen, hatte sie doch einen wichtigen Einfluß auf die Begebenheiten ihrer Zeit. Ihr reiner jungfräulicher Geist wurde schon früh durch die Laster der Geistlichen und die Gewaltthaten der Fürsten in eine so traurige Stimmung versetzt, daß sie sowohl von dem Verfalle der Kirche, als des Reichs die ahnungsvollsten Gesichte hatte. Sie selbst schrieb darüber an Wibert von Gemblach: »Gott wirkt nach seinem unerforschlichen »Willen zur Ehre seines, nicht aber des irdischen Men»schen Nahmens. Ich fühle eine beständige und zurück»schlagende Furcht; denn ich finde in mir nicht die gering»ste Gewißheit von irgend einer Möglichkeit. Ich strecke »meine Hände zu Gott aus, und werde von ihm, wie »eine Feder, der es an Schwerkraft fehlt, und welche »vom Winde getrieben wird, getragen, so weit es ihm »gefällig ist. Auch weiß ich nicht vollkommen was ich sehe, »so lange ich in körperlichen Verrichtungen bin, und in mei»ner Seele unsichtbar; denn in beiden Dingen hat der »Mensch große Mängel und Gebrechen. Schon von mei»ner Kindheit an, da meine Knochen und Nerven noch »nicht gestärkt waren, bis jetzt, da ich schon siebenzig »Jahr alt bin, sah ich in meiner Seele diese Erscheinung. »Mein Geist wird, wie Gott will, zur Höhe des »Firmaments, oder in verschiedene Regionen der Luft, »oder unter verschiedene Völker getragen, obwohl sie durch

1. Ich werde ihre besonderen Lebensumstände in der Geschichte von Bingen und Spanheim angeben.

»weite Länder von mir entfernt sind. Da ich nun auf »diese Weise in meine Seele sehe, erhalte ich auch ver»schiedene Gesichte nach der Verschiedenheit der Wolken »und Creaturen. Diese Dinge sehe ich aber nicht durch »meine äußeren Augen, noch vernehme ich sie durch meine »äußeren Sinne, oder durch meine gewöhnlichen Gedanken; »sondern durch meinen Geist und bei offnen Augen; so »zwar, daß ich dabei niemals eine Verrückung gefühlt, »sondern diese Gesichte wachend bei Tag und Nacht er»halten habe.«

Mit dieser Hildegard verband sich jetzt Bernard, um sie zu seinen Unternehmungen zu gewinnen. Er besuchte sie in ihrer einsamen Zelle auf dem Rupertsberge. Er pries ihre Schriften und Weissagungen, und ließ dieselben auf einer Synode zu Trier von dem Pabste und den Bischöfen sogar als göttliche Eingebung [1] erklären. Er schenkte ihr ein Gebetbuch, ein Messer und einen Ring, worin die Worte: Ich leide gerne, eingelöthet waren. [2] Endlich beredete er sie, mit ihm den Kreuzzug in Teutschland zu predigen.

Hildegard empfing den begeisterten Abt wie einen Propheten und Abgesandten Gottes. Sie willigte in alle die Vorschläge, welche er ihr machte. Durch seine süßen, honigtriefenden Worte selbst begeistert, [3] und ergriffen vom Geiste der Weissagung, schrieb sie an den Pabst, den Kaiser, die Bischöfe und Fürsten, und schilderte ihnen

1. Inspiratio.

2. Sie waren ehemals in dem Kloster zu Eubingen aufbewahrt, nun ist ein Theil davon in die Bibliothek zu Wiesbaden gekommen.

3. Er wurde Mellifluus genannt.

den künftigen Verfall der Kirche und des Reichs, welcher durch ihre Laster und Uneinigkeit hervorgebracht würde. Da wir in unsern aufgeklärten Tagen wieder die Weiber und Bauern prophezeihen hören, so wird uns eine ähnliche Erscheinung um so weniger in einem Zeitalter befremden, welches wir die Zeit der Schwärmerei und des Aberglaubens nennen. Noch auffallender wird es aber meinen Lesern seyn, wenn sie in den Gesichten, welche Hildegard schon vor sechshundert und funfzig Jahren hatte, die Geschichte unserer Zeit finden.[1] Die Weissagung lautet also: »Der war, ist, und seyn wird, spricht »zu den Hirten seiner Kirche: der war, wollte das »Geschöpf bilden, auf daß er Zeugniß gebe von sich »selbst, indem er alles machen könne, wie er wolle; der »ist, hat jedes Geschöpf gebildet, auf daß er Beweise »gebe, daß er alles nach seinem Willen geschaffen habe. »Der kommen wird, wird aber alles läutern und neu »machen, auf daß er das Verborgene an den Tag bringe. »O meine Söhne, sagt der Herr, die ihr die Schaafe »meiner Kirche weidet, warum werdet ihr nicht schamroth »ob der lehrreichen Stimme eures Meisters. Die unvernünftigen Thiere erfüllen die Gebote, welche sie von ihrem Schöpfer erhalten haben, warum nicht ihr? Ich »habe euch wie die Sonne und die Sterne angesetzt, auf »daß ihr die Menschen erleuchten möchtet, und ihr gleicht »der Nacht, welche Finsterniß aushaucht. Wehe! Wehe »euch! Ihr solltet seyn, wie der Berg Zion, worauf

1. Ich habe mir bisher Mühe gegeben, von folgenden Weissagungen der Hildegard das Original zu finden. Ein Auszug davon steht in Alberti Stadensis Chronicon.

»Gott wohnet; aber ihr laufet euren Lüsten nach, wie »böse Buben, welche über das, was ihnen frommt, nicht »reden können, und nur thun, was ihren Begierden »schmeichelt. Ihr solltet jenen Aposteln gleichen, von de»nen geschrieben steht: der Schall ihrer Worte geht in »alle Welt aus; aber ihr seyd in weltlicher Eitelkeit so »lau geworden, daß ihr euch nicht schämet, bald als Krie»ger, bald als Höflinge, bald als Bänkelsänger aufzutre»ten, um in eitlem Amte die Fliegen zu verjagen.[1] Ihr »solltet durch die Lehre jener Schriften, welche voll gött»lichen Geistes sind, die Stützen der Kirche seyn; allein »aus Geitz und Wollust vergeßt ihr, eure Untergebenen »zu unterrichten, und lasset die Kirche verfallen. Daher »wird das Volk aufstehen, sich zu den weltlichen Fürsten »wenden und sagen: warum duldet ihr noch diese Men»schen unter euch, welche die ganze Erde mit ihren Lastern »besudeln; denn sie sind Trunkenbolde und Wollüstlinge, »und wenn ihr sie nicht aus euerm Kreise stoßt, werden »sie die ganze Kirche zu Grunde richten. Nachdem nun »solche Klagen zum höchsten Richter im Himmel gekommen, »und er sie gehört haben wird, wird er seine Rache über »diese Verächter der Gerechtigkeit kommen lassen, und sie »der Tyrannei ihrer Feinde übergeben. Diese werden »also sprechen: wie lange werden wir die reißenden Wölfe »noch über uns dulden. Sie sollen unserer Seele Aerzte »seyn, und sind es nicht. Dieweil sie aber Macht haben

1. Vos autem in una quaque seculari volante fama jam lassati estis; ita interdum milites, interdum servi, interdum ludificantes cantores existitis, et per fabulosa officia vestra — muscas abigitis.

»zu predigen, zu binden und zu lösen, fangen sie uns »wie wilde Thiere. Ihre Sünden kommen über uns, »und die ganze Kirche verdörret unter ihnen. Sie predi»gen nicht, wie sie sollten, verdrehen das Gesetz; sie ver»schlingen ihre Schafe wie reißende Wölfe. Selbst Trun»kenbolde, Hurer und Ehebrecher, wollen sie uns ob der»gleichen Laster ohne alle Barmherzigkeit richten und »strafen.[1] Wir wollen ihnen daher sagen: daß sie ent»weder ihr Amt erfüllen, wie es die alten heiligen Väter »verordnet haben, oder ihre Stühle und Güter verlassen »sollen. Dieses und dergleichen werden die weltlichen »Fürsten, durch Gottes Gericht erweckt, den Geistlichen »vorhalten, und über sie herfallen und sagen: Wir wollen »diese Menschen nicht mehr über uns mit so vielen Gütern »und Herrlichkeiten herrschen lassen, darüber wir von »Gott zu Fürsten und Herren gesetzt sind;[2] denn wie ver»eint es sich, daß dieser beschorne Haufe, mit Stola »und Meßgewand angethan, mehr Kriegsvolk und bessere »Kriegsrüstung habe, als wir, die als Fürsten zu den »Waffen erzogen sind. Es ziemt sich eben so wenig, daß »ein Geistlicher ein Kriegsmann, als daß ein Kriegsmann »ein Geistlicher sey. Deswegen wollen wir ihnen das »wieder abnehmen, was sie gegen Recht und Billigkeit »besitzen; und ihnen nur das lassen, was ihnen zu unsrer

1. Et per talia peccata absque misericordia nos judicant.

2. Nolumus hos regnare super nos cum praediis et agris et reliquis secularibus rebus, super quae principes constituti sumus; et quomodo decet, ut tonsi cum stolis suis et casulis plures milites et plura arma quam nos habeant.

»Seelen Heil geschenkt worden ist.[1] Gegen diese Ansin»nungen der weltlichen Fürsten werden sich die Geistlichen »setzen, und ihnen mit Kirchenbann drohen. Wenn sie aber »endlich sehen, daß sie weder durch Bannflüche oder »Waffen, noch durch Schmeicheleien oder Drohungen »ihnen widerstehen können; werden sie, vom Gottesgericht »geschreckt, ihre eitle und stolze Zuversicht ablegen, in sich »gehen, sich vor ihren Feinden demüthigen, und also gen »Himmel schreien: Weil wir des allmächtigen Gottes in »unserm Amte nicht geachtet, und dasselbe nicht recht »geführt haben; darum hat er solche Verwirrung über »uns kommen lassen, daß wir von jenen jetzt gedemüthigt »und unterdrückt werden, über die wir zuvor geherrscht »haben. Dabei müssen wir noch bekennen, daß uns »recht geschehen; denn wir haben uns unterstanden, die »Reiche der Welt an uns zu bringen, da wir vielmehr »unter dem Joche Gottes hätten leben sollen.

»Zu derselben Zeit werden auch die römischen Kaiser »an ihrer Ehre, Gewalt und Macht, womit sie das »heilige römische Reich geschützt, sehr verringert werden; »also, daß das römische Reich unter ihrer Regierung »immer mehr verfallen wird. Dazu werden sie aber selbst »Ursach geben, indem sie in den Angelegenheiten, welche »dasselbe betreffen, sich feig und nachlässig zeigen; auch »ihr Gebet und Leben nicht mehr, wie sonst, führen. »Von den Unterthanen werden sie wohl noch immer die

1. **Unde abstrahemus illis, quod non recte sed injuste habent; diligenter enim consideremus, quid cum magna discretione pro animabus defunctorum oblatum sit et illud eis relinquamus.**

»ihnen gebührende Ehre und den Gehorsam fordern; aber »nicht dahin gedenken, daß auch die Unterthanen von »ihnen Friede und Gerechtigkeit erwarten. Dieses wird »nun Ursache geben, daß viele Könige, Fürsten und »Völker, welche zuvor dem römischen Reiche unterworfen »waren, sich von ihm abziehen, und fortan nicht mehr »ihm zugethan seyn wollen. Denn eine jede Provinz, jedes »Volk wird sich selbst einen König und Herrn wählen, »und sagen: was geht uns das römische Reich an, von »dem wir mehr Beschwerniß, dann Ehre gehabt. [1] »Wenn aber das römische Reich also getrennt seyn wird, »daß es nicht mehr zusammen hält; wird auch die Würde »und Gewalt des apostolischen Stuhls geschmälert werden. »Denn wenn die Fürsten und Völker dort keine Religion »mehr finden werden, werden sie die päbstliche Würde »beschränken, sich andere Lehrer und Bischöfe unter andern »Nahmen ansetzen, so daß dem Pabste zuletzt keine andere »Macht mehr, als in Rom und in einigen darum liegen»den Orten bleiben wird. [2] Dieses wird theils durch »Krieg, theils durch Zuthun derjenigen geschehen, welche

1. Nam unaquaque provincia et quisquis populus Regem sibi tunc instituet, cui obediat, dicens quod latitudo Imperii magis sibi oneri fuerit, quam honori.

2. Postquam imperiale sceptrum hoc modo divisum fuerit, nec reparari potuerit, tunc etiam infula apostolici honoris dividetur. Quia enim nec principes nec reliqui homines tam spiritualis quam secularis ordinis in apostolico nomine ullam religionem tunc invenient; dignitatem nominis illius imminuent, alios quoque ministros et Archiepiscopos sub alio nomine in diversis regionibus sibi praeferent, ita ut etiam Apostolicus eo tempore Romam et pauca illi adjacentia loca vix tunc sub infula sua obtineat.



»den weltlichen Fürsten rathen, ihre Völker selbst zu regie»ren, und den Bischöfen, ihre Untergebenen in Zucht zu »halten. Alsdann werden die Ungläubigen ein wildes »und schmutziges Volk [1] von den weitesten Ländern her»beiführen, sich mit ihm in Unzucht und allen Lastern »vereinigen, über das christliche Volk mit Mord und Raub »herfallen, mehrere Städte und Länder zerstören, und »die heiligen Gebräuche schänden und entehren. Diese »Jammerzeit wird nur noch jammervollere und die An»kunft des verlornen Menschen anzeigen. Unter dessen »Schutz werden aber die Kinder Gottes über sie her»fallen, dieselben besiegen, und der größte Theil der Un»gläubigen wieder zu dem wahren Glauben gebracht »werden.«

Nachdem Hildegard durch diese schauerlichen Gesichte die teutschen Fürsten und Völker zu einem heiligen Unternehmen vorbereitet hatte; ging Bernard zuerst nach Mainz, dann nach Speier, wo der Kaiser Konrad einen Reichstag hielt. Dort in dem Dome neigte sich der fromme Abt drei Mal vor einem Marienbilde mit den Worten: sey mir gegrüßt, o Himmelskönigin! Hierauf soll das Bild geantwortet haben: sey mir gegrüßt, o Bernard! [2] Auf diese Art als ein Wundermann gepriesen, und von einer Menge von Menschen begleitet, verfügte er sich zu dem Kaiser; und dieser nahm, obwohl die Verwirrung des Reichs seine Gegenwart erforderte, obwohl sein alter Vater sich darob zu Tode grämte, das Kreuz

1. Ferocissimam atque immundissimam gentem.

2. Noch sieht man in dem Dom zu Speier dieses Marienbild und drei metallene Platten auf den Orten, wo Bernard sich vor ihm gebeugt hatte.

aus den Händen des begeisterten Abtes, und der Kreuzzug ward beschlossen. Von Baiern und Schwaben, von Sachsen und von dem ganzen Rheinstrome her kamen die Fürsten und die Kreuzfahrer zuerst nach Speier, dann nach Frankfurt, um die Worte des wundervollen Propheten zu hören. Der Andrang des Volkes war so häufig und ungestüm, daß der Kaiser den Kreuzprediger auf die Schultern nehmen mußte, damit er nur von der Menge gesehen und gehört werden konnte.[1]

Während Bernard in Frankfurt predigte, und Wunder wirkte, war Hildegard auf den Feldberg gestiegen,[2] um dort, wie Moses einst auf dem Berge Horeb, den Sieg für das neue Volk Gottes zu erflehen. Sie hob so lange die Hände gen Himmel, bis sie ermattet auf den Brunehildenstein niedersank. Noch lange hernach wollte man darauf den Eindruck ihres Falles bemerkt haben. Die Ritter aber wurden von der Rede Bernard's begeistert. Sie vergaßen ihre heimischen Fehden, das Kreuzheer brach auf, und der Kaiser trug ihm selbst die Fahne vor.

Man kann den Enthusiasmus, welcher die Kreuzritter belebte, nicht besser schildern, als mit den Worten der gleichzeitigen Geschichtschreiber. »Die Väter,« sagt Balde»rich, frohlockten bei dem Abschiede ihrer Söhne; die »Weiber entließen ihre geliebtesten Männer mit Freuden »aus den Armen, und wenn man einige Betrübniß an »ihnen bemerkte, so war es darum, daß sie zurückbleiben »mußten. O wie schön und herrlich war es, so ruft

1. In dem Haynerhofe zu Frankfurt, wo er wohnte, ist ihm zu Ehren später eine Kapelle geweihet worden.

2. Der höchste Berg des Taunus.

»Fulgerius aus, als wir die vielen Kreuze sahen, welche »die Ritter, nachdem sie das Gelübde abgelegt hatten, »entweder in Seide oder Gold auf die verschiedenen Mäntel »gestickt, über ihren Schultern trugen. Billig mußten »diese wahren Streiter Gottes, welche sich zu seiner Ehre »zum Kampfe rüsteten, mit dem verdienten Siegeszeichen »geschmückt und gestärkt werden. Es war das reizendste »Schauspiel und eine wahre Seelenlust, wenn man »betrachtete, mit welcher Andacht, mit welcher frommen »Begierde das Volk der Gläubigen zu den heiligen Orten »wallfahrte; mit welchem Frohlocken, mit welcher Geistes»freude es die Denkmäler des göttlichen Leidens küßte. »Ueberall Thränen, überall Seufzer; aber nicht solche, »welche Schmerz und Angst hervor trieben, sondern solche, »welche die glühendste Andacht und das vollendete Ver»gnügen des innern Menschen Gott als ein Opfer anzu»zünden pflegt.« Unter einer solchen Begeisterung rückte der Kaiser Konrad mit dem Kreuzheere nach Palästina vor; aber auch er kam, wie so viele andere Fürsten, ohne viel ausgerichtet zu haben, krank zurück und starb bald hierauf im Jahre 1152.

Konrad's Sohn, Heinrich, war schon auf einem Reichstage zu Frankfurt 1147 als römischer König erwählt; aber bald darauf im Jahre 1150 gestorben. Die Fürsten, welche jetzt schon das Kurrecht an sich gezogen hatten, warfen demnach ihre Augen auf Friedrich seinen Neffen, der von seiner Mutter her auch von den Welfen abstammte. Erwägend, daß durch diesen vielversprechenden Prinzen der Streit zwischen den mächtigsten Fürstenhäusern Teutschlands beigelegt werden könne; versammelten sie sich zu Frankfurt, einer im geistlichen Gebiete des Erzbischofs von Mainz gelegenen Reichsstadt,

und wählten ihn 1152 einstimmig zu ihrem Herrn und Kaiser.

Wenn je ein Fürst dem teutschen Throne Würde und Glanz, dem Reiche Ruhe und Eintracht zu geben, Muth und Fähigkeit hatte, so war es dieser Hohenstaufe, welchen man den Rothbart genannt hat. Wenn aber je ein Reich durch Anmaßungen geschwächt, durch Parteigeist zerrissen, und durch äußere Feinde bedrohet schien, so war es das teutsche, als dieser dessen Krone erhielt. Die kaiserliche Würde war unter seinen Vorfahren schon geschändet, und ein Preiß der Parteiwuth geworden. In Teutschland empörten sich muthige Fürsten, in Italien hetzten gefährliche Päbste. Die Bischöfe hingen nicht mehr von der Wahl des Kaisers, sondern ihrer Chorherren ab, und waren selbst mächtige Fürsten geworden. Vom Reichsgute war nichts mehr übrig, als einige Städte und kleine Länder, aber auch diese in Aufruhr oder verpfändet. Ueber alle diese Hindernisse setzte Friedrich mit kühnem Schritte weg, und wußte sie zu überwältigen. Hier bändigte er mächtige Herzoge, welche ihm Gehorsam versagen wollten; dort zerstörte er Städte von Grund aus, welche sich empört hatten. Die Bischöfe, obwohl sie Fürsten geworden waren, bestrafte er, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht thaten, und den Päbsten trotzte er, wenn sie nach der weltlichen Gewalt strebten. Kühn, tapfer, verständig, mit einer edlen hohen Gestalt und der Kaiserkrone geschmückt, wollte er das heilige römische Reich Karl's des Großen wieder herstellen; allein es war unter seinen Vorfahren schon von innen und von außen zerrüttet. Sechs Mal mußte er mit seinem Heere über die Alpen, und eben so oft an den Rhein zurückkehren, um die Aufrührer zu züchtigen, und doch konnte es ihm nicht

einmal gelingen, bei seinen eigenen Söhnen Gehorsam zu finden. Es würde gegen die Schranken dieses Werkes gehen, wenn ich alle die großen Thaten und Begebenheiten anführen wollte, wodurch dieses Kaisers Geschichte merkwürdig geworden ist; ich werde mich daher nur an dem halten, was davon auf die rheinische Geschichte Bezug hat.

Friedrich vereinigte mit der Kaiserwürde zugleich die zwei großen rheinischen Herzogthümer von Schwaben und Franken in seinem Hause. Nachdem er Heinrichen den Löwen, des Ungehorsames wegen, in die Acht erklärt hatte; gab er den größten Theil des Herzogthums von Sachsen seinem Freunde Philipp, dem Erzbischof von Cölln; Baiern aber seinem andern Freunde Ludwig von Wittelsbach. Der Erzbischof von Mainz, Arnold, war sein Kanzler, und die Bischöfe von Worms, Speier und Straßburg seine Creaturen. Sein Bruder Konrad war Pfalzgraf am Rhein, und Konrad von Zähringen half ihm Burgund bekriegen. Er aber heirathete die schöne Erbin des Königreichs, Beatricen, und brachte so auch dieses oberrheinische Land an sein Haus. Auf diese Weise beherrschte er die rheinischen Länder zugleich als Kaiser und als Hohenstaufe. Da die rheinischen Gaue größtentheils schon in Kirchen- oder Stammgüter aufgelößt waren, so setzte er jetzt, um selbige in dem Reichsverbande zu erhalten, über sie Landvögte, welche unmittelbar unter ihm standen; und da die alten Königspalläste von Ingelheim und Tribur verfallen waren, baute er deren drei neue zu Kaiserslautern, zu Hagenau und zu Gelnhausen. Den rheinischen Städten Straßburg, Speier und Worms gab er neue Freiheiten, und die Dörfer Gelnhausen, Kaiserslautern, Weissenburg, Hagenau, Colmar und andere, erhob er zu Reichsstädten.

Dagegen ließ er Mainz zerstören, weil dessen Bürger den Erzbischof Arnold, seinen Kanzler und ihren Fürsten ermordet hatten. Den Landfrieden schützte er durch Gesetze, und als die Pfalzgrafen Hugo von Tübingen und Hermann bei Rhein, nebst andern rheinischen Grafen denselben gebrochen hatten; verdammte er jenen zu Ulm zur Gefangenschaft, diesen zu Worms zu der schimpflichen Strafe des Hundetragens.

Nachdem er also in Teutschland die Fürsten gebändigt, in Italien die Städte durch einen Vertrag zu Constanz beruhigt hatte; kam er, von allen geehrt oder gefürchtet, 1184 nach Mainz, wohin er einen Reichstag berufen hatte, um die Angelegenheiten des Reichs und seiner Familie zu ordnen. Da die Mauern dieser Stadt erst kürzlich wegen der Ermordung ihres Erzbischofs auf seinen Befehl niedergerissen, und auch ohne das nicht weit genug waren, die Menge der Fürsten und Völker zu fassen, welche jetzt nach ihr strömten, so wurde auf der breiten Ebene des heilig-Kreuzerfeldes vor dem Gauthore ein Lager aufgeschlagen, das an Größe, Umfang und Pracht, wie Otto von Freisingen sagt, selbst einer herrlichen Stadt glich. Mitten in demselben wurde in Geschwindigkeit der königliche Pallast und dessen Kapelle erbauet. Rings um diesen glänzten die Wohnungen der Fürsten. Zelter von aller Art und Farbe, mit Wappen und Schildern geziert, bildeten die Gassen. Speise und Trank war in Ueberfluß. Flimmernde Kleider schmückten die Fürsten und Fürstinnen, prächtiges Sattelzeug ihre Pferde. Auf den freigelassenen Plätzen wurden Schauspiele aufgeführt, und Ritterspiele gehalten. Bei der Tafel erschallten entweder die kriegerischen Trompeten, oder die süßen Minnelieder. Die Anhöhen von

Weisenau, Hechtsheim und Finthen, schienen Wälle zu seyn, welche, mit Fahnen und Wagen bestellt, diese ungeheure, auf Friedrichs Wort hervorgegangene Stadt umgeben sollten.

Im königlichen Pallaste wohnten nebst dem Kaiser, die Kaiserin und seine fünf Söhne. Erstere war zwar nicht gar hoch von Gestalt, aber niedlich und schlank gebauet. Sie hatte helle durchdringende Augen, ein liebliches Angesicht, einen kleinen Mund und schöngereihete Zähne. Hände und Füße waren zart und rund gebildet. An Pracht und Anstand übertraf sie alle Fürstinnen. Um den Kaiser selbst versammelten sich die Fürsten und Bischöfe von ganz Teutschland, Italien und Burgund, die Gesandten der christlichen Völker; alle erkannten Friedrich als ihr Oberhaupt, als den Kaiser vom Occident. Er aber gebot noch ein Mal, und streng den Landfrieden, und erneuerte die Gesetze, welche er schon zuvor auf den ronkalischen Feldern in Italien hatte untersuchen lassen.[1] Hierauf schlug er Heinrichen, den erwählten römischen König und Friedrichen seinen zweiten Sohn zu Rittern, und umgürdete sie mit dem Schwerte. Endlich vertheilte er seine Länder und Gewalt unter seine Söhne. Heinrichen ernannte er zu seinem Nachfolger im Kaiserthume und zum Könige von Sicilien; Friedrichen zum Herzoge in Schwaben; Konraden zu dem in Franken; Otto erhielt Burgund und das Arelat; Philippen aber, den jüngsten, übergab er, mit den Mathildischen Gütern in Italien bereichert, seinem Freunde Philipp, dem Erzbischof

1. Von den berühmten Rechtsgelehrten Obertus ab Orto und Gehardus Niger.

von Cölln, in die Domschule, wahrscheinlich um ihn dort zu einem künftigen geistlichen Fürsten mehrerer rheinischen Hochstifte erziehen zu lassen.

Man muß gestehen, daß seit dem Testamente Karls des Großen, bis auf die Verschenkungsbriefe Napoleons von 1806, die Kaisergewalt am Rheine nicht mächtiger geübt wurde, als hier zu Mainz durch diesen Hohenstaufen, dessen Großvater noch Ritter zu Büren war. Friedrich's Werk scheint beinahe noch kühner als jenes Karls und Napoleons; denn diese hatten über einen tapfern Heerbann und immer schlagfertige Fürsten zu gebieten, welche ihnen willig folgten; dagegen hatte der Hohenstaufe hier aufrührerische Vasallen und Städte, dort bannende Päbste und Erzbischöfe zu bekämpfen, und wurde doch ihr Meister. Nichtsdestoweniger mußte dieser starke Löwe, wie ihn selbst ein Franzose nennt, [1] dessen majestätisches Gesicht und mächtiger Arm die wilden Thiere von Verwüstungen abgeschreckt, die Rebellen unterjocht, die Abenteurer zur Ruhe gebracht hatte, dem Zeitgeiste unterliegen. Obwohl er Teutschland und Italien gebändigt, die nordischen und slavischen Fürsten in Schrecken gesetzt, und seinen Ruhm bis nach dem Orient verbreitet hatte, mußte er am Ende doch dem Pabste die Füße küssen und von ihm das Kreuz annehmen. Bald nach der so eben beschriebenen Reichsversammlung in Mainz, berief er dahin eine andere, welche er den Reichstag Christi nannte, und wo er nicht als Herr der christlichen Völker, sondern als ihr Anführer, als ein demüthiger Streiter Gottes erschien, und mit der Kreuzfahne in der Hand, den christlichen Heerbann nach dem Orient führte, um dort

1. Heinrich von Blois.

sein Leben für das heilige Grab zu lassen. Dies geschah denn auch wirklich am zehnten Juni 1190. Nicht in seinem Vaterlande, sondern im fernen Orient zu Seleucia starb der große Kaiser, als er sich durch ein Bad im Flusse Seleph erkältete.

Friedrich hatte schon auf dem Reichstage zu Mainz seinen ältesten Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger im Reiche ernannt. Diesem war vorzüglich daran gelegen, das durch seine Gattin Constantia erworbene Königreich von Sicilien gegen die Bewegungen der Päbste, und seine Erblande am Rhein gegen jene der Welfen zu erhalten. Da Konrad, sein Oheim, welchem die Pfalzgrafschaft bei Rhein gegeben war, nur eine einzige Tochter hatte; so bewarben sich um sie heimlich und öffentlich, der König von Frankreich, Ludwig von Baiern und Heinrich von Braunschweig; von diesen gewann letzterer die Liebe der jungen Pfalzgräfin, denn er war zugleich schön und tapfer, und wurde von der Mutter unterstützt. Der Kaiser aber wollte dieses wichtige Amt mit seinen Gütern am Rheine nicht an die alten Feinde seines Hauses kommen lassen, und Konrad, der Pfalzgraf, schien mit ihm darüber gleiche Gesinnungen zu haben. Um gegen die Nachstellungen des begünstigten Braunschweigers sicher zu seyn, bewachte der Pfalzgraf seine Tochter auf dem Schlosse Stuhleck, oder wie andere wollen, auf dem sogenannten Pfalzgrafenstein. [1] Die Liebe aber, von der Mutter geleitet, war listiger als die Achtsamkeit des Vaters. Die alte Pfalzgräfin führte den schönen Bräutigam unter Pilgerkleidern versteckt, in das befestigte Schloß, und ließ ihn mit der geliebten Tochter trauen. Konrad selbst mußte hierauf den

1. Siehe unten die Geschichte der Pfalz.

Trauakt dem Kaiser nach Speier bringen, und dieser die Pfalz an Heinrichen übergeben. Die Hohenstaufen betrachteten diese Verbindung als ein Versöhnungsmittel zwischen ihnen und dem Welfischen Hause; aber wir werden bald sehen, daß selbst ein Liebesband nicht fähig war, den alten Haß zu tilgen, welchen Staatsvortheil beständig in Feuer erhielt.

Nicht viel glücklicher war der Kaiser in Behauptung seiner Gewalt am Oberrheine. Da herrschten noch mächtig die alten Zähringer in Schwaben und Burgund Diese wollte er schwächen, und der Vorwand dazu war leicht gefunden. Konrad der Zähringer, bisher wie seine Väter, nur mit Friedenskünsten und Erbauung von Städten beschäftigt, haßte die beständigen Kriege, welche die Hohenstaufen bald in Teutschland, bald in Italien, bald in Palästina anzettelten, und versagte dem Kaiser die Heeresfolge außer dem Vaterlande. Darob mußte ihn Konrad, der Bruder des Kaisers, in seinem eigenen Lande befehden. Mit einem zahlreichen Heere überfiel dieser die friedlichen Städte und Dörfer der Zähringer, und war bis Durlach vorgedrungen, was er belagerte. Die Macht der Zähringer schien zu wanken. Wie aber ein Weib am untern Rheine die Pfalzgrafschaft den Hohenstaufen entriß, so hier ein anderes ihre Siege am obern. Konrad liebte die Gattin eines schwäbischen Ritters; und da er bei ihr durch Gefälligkeit nichts erlangen konnte, brauchte er Gewalt. Das Weib, aufgebracht über eine solche Schande, ergriff ein Messer, und durchstach den lüsternen Herzog in den Umarmungen. Der Kaiser mußte hierauf dem Zähringer den Frieden, und damit seine Länder wiedergeben, und starb darauf 1197 in Italien, wo er fast beständig lebte.

Heinrich hatte weder den hohen Geist, noch die offene Kühnheit seines Vaters. Er versuchte zwar auf einem Reichstage zu Worms, 1196, das Kaiserthum in seinem Hause erblich zu machen; allein die Stände versprachen ihm nur eine zweideutige Thronfolge für seinen Sohn Friedrich, den König von Sicilien; dieser aber war kaum einige Jahre alt, als der Vater starb. Sein Oheim Philipp, ließ sich daher zuerst zum Reichsverweser, dann zum Könige ernennen. Allein ihm widersetzten sich die Erzbischöfe von Trier und Cölln und Heinrich von Braunschweig, der kurz zuvor, wie wir gehört haben, durch seine Base Pfalzgraf bei Rhein geworden war. Während also Philipp sich zu Mühlhausen als König ausrufen ließ, wählten diese zuerst zu Andernach, dann zu Cölln Bertholden von Zähringen, und als dieser durch Geld zurückgehalten war, Heinrich's Bruder den Otto von Braunschweig. So entbrannte der kurz zuvor durch die Vermählung der Pfalzgräfin Agnes gedämpfte Bürgerkrieg zwischen den Weiblingern und Welfen wieder, und die schönen Rheinländer wurden abermals der Schauplatz neuer Verwüstungen.

Philipp rückte zuerst in dem Elsaße vor, nahm Straßburg und andere Städte in Besitz, und unterwarf sich die obere Rheingegend; sofort zog er vor Speier, welches er nach einer harten Belagerung eroberte; in Worms und Mainz befestigte er mit gewaffneter Hand seinen Freund Ludolf, welchen die Domherrn beider Hochstifter zu ihrem Bischofe erwählt hatten. Endlich breitete er auch seine siegreichen Waffen am untern Rheine aus. Er setzte sich in Besitz von Coblenz, und schlug seinen Gegner Otto bei Cölln. Mitten unter diesem glücklichen Unternehmen wurde er zu Bamberg von Otto von Wittelsbach ermor-

det, weil er ihm zuerst seine Tochter versprochen, und dann ihn mit einem Uriasbriefe nach Polen geschickt hatte.

Nach dem Tode Philipps erschien Beatrix, dessen jüngste Tochter, in Trauerkleidern, auf dem Reichstage in Mainz, und forderte, unter Leitung des Bischofs von Speier, von Otto Rache gegen den Mörder ihres Vaters. Die Fürsten verdammten diesen auch zur Acht und Oberacht; aber Otto warf seine Augen auf die junge Prinzessin, welche Klagen und Jugend doppelt reizend machten. Der Pabst und die Fürsten, welche Frieden wünschten, riethen ihm zu einer Verbindung mit ihr, wodurch die Fehde zwischen dem Hohenstaufischen und Welfischen Hause zu beiderseitiger Beruhigung gütlich könne beigelegt werden. Also wurde Beatrix zu Würzburg von den Herzogen von Oestreich und Baiern dem Otto vorgeführt und gefragt: ob sie den Kaiser zum Gemahle nehmen wolle? Die junge Fürstin erröthete, aber ein leises jungfräuliches Ja entschwebte ihren Lippen. Otto gab ihr die Hand und einen Ring. Die Vermählung geschah hierauf mit Beifall aller Fürsten, welche gegenwärtig waren, und der Welf wurde nun einstimmig als Kaiser anerkannt.

Diese Eintracht des welfischen und hohenstaufischen Hauses dauerte aber nicht gar lange. Bald nach der Vermählung starb die junge Kaiserin, und zwar, wie man behauptete, von den Beischläferinnen des Königs vergiftet. Otto aber war nach Italien gezogen, um sich als Kaiser krönen zu lassen. Der Pabst Innocenz III., welcher ihm die Verbindung mit Beatricen gerathen hatte, setzte ihm auch die Krone auf das Haupt; da er aber, um seine Gewalt zu befestigen, die Güter an sich zog, welche die Gräfin Mathilde der Kirche geschenkt hatte, that der Pabst ihn in den Bann, und Siegfried II., der Erzbischof von Mainz, wie-

derholte den päbstlichen Fluch in Teutschland. Um diesen Meineid zu bestrafen, ließ Otto seinen Bruder, den Pfalzgrafen Heinrich in die mainzischen Länder einrücken, und dieser übte darin eine solche Rache, daß auch nicht ein einziges Schloß unzerstört blieb. Da Siegfried durch den Einfall des Pfalzgrafen seine weltliche Macht verloren hatte, übte er desto gefährlicher seine geistliche. Aus seinen Ländern vom Rheine getrieben, versammelte er die Fürsten zu Bamberg, und erinnerte sie an den Eid, welchen sie dem Kaiser Heinrich für seinen Sohn Friedrich geleistet hatten. Er schrieb sodann in ihrem Nahmen an diesen nach Italien und bat ihn schmeichelnd: »daß er, obwohl an Jahren noch ein »Jüngling, aber an Weisheit ein Greis, nach Teutsch»land kommen, und die Krone, welche ihm die »Reichsfürsten anböten, und für welche seine Väter Gut »und Leben geopfert hätten, annehmen möge.«

Ein so lockender Antrag war dem jungen ehrgeitzigen Fürsten zu erwünscht, als daß er ihm hätte widerstehen können. Gegen den Willen seiner sicilianischen Stände verließ er seine Gattin, sein Söhnlein und sein italienisches Königreich, um jenes, wo sein Stammschloß blühete, und welches seine Väter so herrlich regiert hatten, zu übernehmen. Kaum war er nach Teutschland gekommen, als ihm die Fürsten, von Siegfried geleitet, entgegen zogen. Die schwäbischen und rheinischen Städte, welche seinem Hause zugethan waren, öffneten ihm die Thore. Otto mußte aus Breisach entfliehen, aus Furcht seinem Gegner von den Bürgern ausgeliefert zu werden. Nach der Einnahme dieser Festung ging Friedrich auf Mainz los, um seinen Freund Siegfried gegen die Anfälle Heinrichs des Pfalzgrafen zu schützen. Er vertrieb diesen aus dem mainzi-

schen Ländern und erklärte ihn in die Acht; dessen Bruder aber, den Kaiser Otto, jagte er nach der Harzburg. Hierauf führte er den Erzbischof siegreich nach Mainz zurück; und dieser salbte und krönte ihn dafür zum römischen Kaiser.

Friedrich II. hatte, wie sein Großvater, sowohl in Teutschland als in Italien große und nützliche Dinge unternommen. Auf dem Reichstage zu Mainz suchte er den Landfrieden mit Kraft zu befördern, und damit jedermann die Reichsgesetze verstehen möge, ließ er selbige in teutscher Sprache verkünden. Er setzte ein eigenes Reichsgericht an, wohin alle Streitsachen gebracht werden konnten. Er beförderte die Künste und die Wissenschaften, und gestattete, um ferneren Zwist zu verhüten, den Ständen im Jahre 1220 sogar die Landeshoheit in ihren bereits erworbenen Ländern; aber alles ohne Frucht. Der Geist der Gesetzlosigkeit hatte im Reiche schon so tiefe Wurzeln gefaßt, daß auch die weisesten und kräftigsten Maaßregeln der Regenten nicht mehr helfen konnten.

Es schien, so zu sagen, schon zur Sitte geworden zu seyn, daß die teutschen Kaiser-Dynastien durch ihre eigenen Kinder geschändet werden sollten. Auch Friedrich's II. Sohn, der römische König Heinrich, empörte sich gegen ihn. Der Vater mußte von Italien nach dem Rheine ziehen, um denselben für seinen Aufruhr zu bestrafen. Heinrich hatte sich vorzüglich in Breisach befestigt, von wo aus er die rheinischen Städte und Bischöfe bekriegte, welche seinem Vater treu geblieben waren. Friedrich aber kam diesen schnell zu Hülfe und jagte den aufrührerischen Sohn vor sich her bis nach Worms, wo er ihn gefangen nahm, und zuerst in Heidelberg, dann in Italien festsetzen ließ. Hierauf zog er nach Mainz und entsetzte ihn der königlichen Würde, welche er bald hernach auf seinen

zweiten Sohn Konrad brachte. Als dieser aber mit dem Vater nach Italien gegangen war, um dort die kaiserlichen Rechte gegen den heiligen Stuhl zu vertheidigen, entwischte der Pabst Innocenz IV. nach Frankfurt, und brachte die rheinischen Bischöfe gegen den Kaiser auf. Unter der Leitung des Erzbischofs von Mainz, Siegfried's III.,[1] erwählten sie zu Würzburg Heinrichen, den Landgrafen von Thüringen, Friedrichen entgegen. Diese neue Verschwörung gegen das hohenstaufische Kaiserhaus zwang Konraden nach Teutschland zurückzukehren, um einen Gegner zu bekämpfen, welchen man, als von den Bischöfen gewählt, spottweise den Pfaffenkönig nannte.

Als Konrad den Rhein herabzog, kamen ihm die Städte, die Ritter und was sonst noch seinem Hause ergeben war, mit Waffen und Freude entgegen; aber der Pfaffenkönig hatte die Macht der Bischöfe, die Bannstrahlen des Pabstes und dessen Geld auf seiner Seite.[2] Indeß gelang es ihm doch, durch Hülfe des dem Kaiserhause immer treuen Wormser Volkes bis in die Gegend von Frankfurt vorzudringen, wo sein Gegner, von den Erzbischöfen von Mainz und Cölln unterstützt, an der Nid gelagert war. Konrad besann sich nicht lange, seine Feinde anzugreifen. Mit gewöhnlicher Tapferkeit drang er über die Nid in ihre vordersten Reihen und durchbrach sie. Der Sieg schien schon in seiner Hand zu seyn; als zwei Verräther, sie werden Eitberg und Krohlig[3] genannt, mit 2000 Helmen zu dem Pfaffenkönig übergingen, und das Treffen wendeten. Konrad's

1. Des Nachfolgers Siegfrieds II.
2. Es sollen bei 50000 Mark gewesen seyn.
3. Citebergo et Croheligo.

Truppen, von ihren eigenen Leuten angegriffen, zwischen den Main und die Nid gedrängt, ergriffen die Flucht. Ihnen fiel der Pöbel und Troß, welcher in Frankfurt lag, in den Rücken. Bei Konrad blieben nur noch 3000 Ritter, aber auch diese mußten weichen, als 200 davon geblieben, die andern verwundet waren. [1]

Nach dieser Schlacht verfolgte Heinrich den römischen König bis nach Schwaben, wo bereits schon der Bischof von Straßburg über den Rhein gesetzt war, und die staufischen Länder in Besitz genommen hatte. Von allen Seiten gedrängt, mußte Konrad sich nach Regensburg zurückziehen; aber auch hier kam er in neue Gefahr. Da man ihm im offenen Felde nicht beikommen konnte, sollte er in seinem Bette ermordet werden. Dieses hörte der großmüthige Graf von Eberstein, und legte sich, um den König zu retten, an seine Stelle. Er erduldete auch wirklich den Heldentod für seinen König; und ihm gebührt darob in dieser rheinischen Geschichte ein so großes Lob, als wenn er auf dem Bette der Ehre gestorben wäre.

Während aber Heinrich mit den bischöflichen Truppen seinen Gegner bis nach Baiern verfolgte, empörten sich die rheinischen Städte, welche dem Kaiser treu waren, gegen ihre Bischöfe. Straßburg machte einen Aufstand gegen seinen Bischof Heinrich III., der die hohenstaufischen Länder angefallen hatte. In Speier erhielt das Volk seinen Bischof Heinrich II. auf des Kaisers Seite. In Worms entstand darob eine zwiespaltige Wahl und der Bischof R e i c h a r d wurde nicht in die Stadt gelassen;

1. Wahrscheinlich fiel die Schlacht an dem Orte vor, wo die Mainzer Truppen im Jahre 1799 so tapfer gegen die Franzosen gefochten haben.

in Mainz mußte der Erzbischof Siegfried III. einen harten Kampf gegen die Bürger fechten und ihnen neue Freiheiten zusagen. In Cölln war der Erzbischof Konrad aus der Stadt getrieben, und zu Wasser und zu Lande von den Bürgern besiegt worden. Frankfurt versagte den geistlichen Kurfürsten die Wahl der Gegenkönige und Achen die Krönung derselben. [1]

Durch den fast allgemeinen Aufstand der rheinischen Städte gegen ihre Bischöfe wurde die Partei Heinrichs ungemein geschwächt. Er mußte sich aus Baiern und Schwaben an den Rhein zurückziehen, und Konrad verfolgte ihn bis nach Cölln, wo er ihn schlug und in die Wartburg trieb. Hier endete der alte gedemüthigte Fürst im Jahre 1247 sein Leben und seine kurze Regierung; aber der Pabst und die rheinischen Erzbischöfe waren weder durch den Verlust ihres Königs, noch den Aufstand der Städte zur Nachgiebigkeit gebracht. Da ihnen Konrad den Weg nach Frankfurt verlegt hatte, kamen sie zu Woringen, einem köllnischen Städtchen, zusammen, und boten die Krone feil; keiner aber wollte sie annehmen, denn sie hatten sie verächtlich gemacht. Nachdem sie bei den niederrheinischen und auch auswärtigen Fürsten vergebens ihre Vorschläge angebracht hatten; fanden sie endlich an dem jungen Grafen Wilhelm von Holland die Puppe, welche sich von ihnen zu Woringen wählen, und dann zu Achen gewaltsam die Krone aufsetzen ließ.

Wilhelm konnte, so lange Friedrich lebte und Konrad in Teutschland blieb, keine Gewalt im Reiche erhalten; aber bald nach seiner Wahl starb der alte Kaiser, und

1. Ich werde die Geschichte dieser Aufstände bei der Geschichte der rheinischen Fürstbisthümer umständlicher erzählen.

Konrad mußte nach Italien ziehen, um seine Erbkrone in Sicilien gegen die Bewegungen der Päbste und der Welfen zu schützen. Während seiner Abwesenheit übertrug er die Reichsverwaltung seinem Schwiegervater Otto dem Pfalzgrafen bei Rhein, und wollte, nachdem er die päbstlichen und welfischen Heere geschlagen hatte, wieder nach Teutschland kommen, um auch da seine Feinde zu demüthigen. Er starb aber 1254 mitten in seiner glücklichen Laufbahn, und mit ihm die Würde des teutschen Kaiserthums.

Nach dem Tode Konrads IV. beruhete die Erhaltung des alten ruhmwürdigen Stammes der Hohenstaufen nur noch auf einem einzigen blühenden Zweige, dem jungen Konradin, Herzog in Schwaben; aber auch dieser sollte in der Blüthe seiner Jahre abgehauen werden. Schön und freundlich, wie seine Mutter, aber kühn und tapfer, wie seine Väter, wollte er in Teutschland seine Rechte, in Italien seine Krone verfechten. Es gebrach ihm aber an Ländern, an Geld und an Macht; denn der größte Theil davon war während der Bürgerkriege verschleudert worden. Auf das Uebrige machten seine Feinde Anspruch. In dieser Noth war ihm nur ein herzlicher Freund übrig geblieben, der junge Friedrich von Badenhochberg, dessen Vater Berthold des Prinzen Vormund war. Mit diesem zog er, von den Gibellinen gerufen, nach Italien, um sein Erbreich in Sicilien wieder zu erobern, welches der Pabst an Karl von Anjou übergeben hatte. In diesem den Teutschen so gefährlichen Lande fand er gegen sich die zahlreiche Partei der Welfen, die Macht der Franzosen, und die Bannstrahlen des Pabstes; dessen ohngeachtet gewannen ihm Jugend und Heldenmuth die Herzen der Männer und Weiber. Unter letztern befand sich die Frau eines italienischen Edelmanns,

welche ihm ihre Liebe nicht versagen konnte. Sie verschafte ihm Schutz und Anhang, aber dies war eben die Ursach seines Falles. Nachdem er die Freunde seines Hauses unter seine Fahnen gesammelt, und dadurch einige Vortheile erhalten hatte, kam es zu einer Hauptschlacht bei dem See Celano. Konradin, obwohl noch nicht siebzehn Jahr alt, ordnete wie ein alter Feldherr seine Truppen, und focht an ihrer Spitze, wie ein geprüfter Held. Im ersten muthigen Angriffe warf er die Haufen Karls von Anjou zurück; aber dieser hatte einen Theil davon im Hinterhalt gelegt, womit er jetzt dem siegenden Hohenstaufen in die Flanke kam. Durch diesen unerwarteten Angriff wurden Konradin's Schaaren erst erschüttert, dann zerstreuet. Er und sein Freund Friedrich mußten nach langem Kampfe selbst die Flucht ergreifen, und sich in einem Lande, wo es überall Verräther gab, in schlechten Kleidern zu retten suchen. Sie waren auch so glücklich, daß sie unentdeckt nach Astura kamen, wo Francipani einige Truppen befehligte. Unter dessen Schutze hofften sie nach Pisa zu schiffen; allein die ausserordentliche Sorge, welche dessen oder eines andern Gattin für die Rettung des geliebten Jünglings äußerte, erregte die Eifersucht des mistrauischen Mannes. Seine vorige Ergebenheit an ihn verwandelte sich in Haß. Rache dürstend ging er zu den Feinden des Prinzen über, und überlieferte ihn seinem Gegner, dem Karl von Anjou.[1] Konradin wurde sogleich mit seinem Freunde Friedrich gefangen genommen, nach Neapel geführt, und beide als Rebellen und Hochverräther zum Tode verdammt. Sie waren so eben im Schachspiele begriffen, als man ihnen das widerrechtliche Todesurtheil

1. Diese Verrätherei wird auch einem andern zugeschrieben, und soll bei Francipani durch einen Ring geschehen seyn.

vorlas. Sie hörten es ruhig und gelassen an, und spielten fort. Sie gingen sodann, wie im Leben, so im Tode vereint, auf das Blutgerüste, und starben als ewige Muster des Heldenmuths und der Freundschaft. Ich habe diese Geschichte, obwohl sie nicht am Rheine vorfiel, darum hier umständlich angeführt, weil beide Helden rheinische Fürsten waren, und ihr Beispiel also auch unter denen ihrer Ahnen zu glänzen verdient.

Nach dem traurigen Ende des hohenstaufischen Hauses zerfiel das alte Kaiserreich Karls des Großen, schnell und unwiederbringlich in Stücke. Heinrich V. hatte schon durch das Concordat den Kirchen die freie Wahl ihrer Bischöfe, und Friedrich II. den Ständen die Landeshoheit zugestehen müssen. Durch den Tod Konradins wurden die zwei mächtigsten Herzogthümer am Rheine, Franken und Schwaben erledigt, und eine Beute geistlicher und weltlicher Herren. Die kaiserliche Gewalt und der Reichsapfel waren ein Spielball in den Händen der rheinischen Kurfürsten geworden. Sie schalteten über die Gesetze, die Reichstage und die Krone; sie verkauften letztere dem, der ihnen am meisten dafür bezahlte. So wurden nach und gegen einander Heinrich von Thüringen und Wilhelm von Holland, Richard von Cornwall und Alphons von Kastilien, Adolph von Nassau und Albert von Oestreich, Ludwig der Baier und Friedrich von Oestreich, Günther von Schwarzburg und Karl von Luxemburg, Wenzel von Böhmen und Rupert von der Pfalz gewählt, und wieder vom Throne gestoßen. Jede Kaiserwahl war mit bürgerlichem Blute befleckt.

In einer so schauerlichen Gestalt tritt das große Interregnum ein, welches alle Verfassung umzukehren schien.

Man ließ zwar dem Nahmen nach noch Kaiser und Reichstag, Gerichte und Gaue wie zu den Zeiten Karls des Großen bestehen; aber der Wirklichkeit nach war das rheinische Gebiet in mehrere hundert kleine Herrschaften zerstückelt, welche unter sich kein anderes Gesetz erkannten, als was ihnen List oder Kraft vorschrieb. Die mittlere Geschichte des Rheins wird darum jetzt so merkwürdig, weil man, was sonst in der ganzen Weltgeschichte nicht angetroffen wird, geistliche und weltliche Regierung, Fürsten- und Republikengeist, Reichsstandschaft und Kaiserthum im seltsamsten Kontraste findet. Gemeine Zünfte stritten gegen ihre Magistrate, diese gegen ihre Bischöfe, welche zugleich ihre Fürsten waren, und diese wieder gegen Kaiser und Pabst. Das teutsche Reich enthielt das Fürstenthum, dieses die Rittersitze und bürgerlichen Gemeinden, diese die Zünfte, diese wieder die Bürger- und Bauerschaft. Dabei war alles so bunt gemischt, so sonderbar nebeneinander gesetzt, daß jedes gegen das andere kämpfend seine Selbstständigkeit behaupten wollte, und auch konnte.

Mitten in dieser allgemeinen Verwirrung entstehen Republiken, welche an Weisheit und Bürgersinn jenen der alten Griechen und Römer an die Seite gesetzt zu werden verdienen; und mächtige Fürstenthümer, welche Königreiche verdunkelten. Unter den listigen Ränken der Pfaffen und Demagogen muß man die großen Thaten der Helden bewundern, welche sich ihrem Vaterlande opfern. An die freien Republiken der Städte, reiheten sich die eisernen Schlösser der Ritter; an das Gebiet eines Klosters die Herrschaft eines Grafen; und wo der geistliche Staat eines Bischofs aufhörte, fing jener eines weltlichen Fürsten an. Hier sieht man flammende Scheiterhaufen

für Ketzer und Hexen, dort liebevolle Hospitäler für Arme und Kranke errichten. Indeß wilde Krieger die Felder und Dörfer verwüsten, treiben arbeitsame Bürger Gewerbe und Handel, und während ein Theil der Mönche den finstern Aberglauben predigt, klärt der andere das Volk durch Wissenschaften auf. Das kriegerische Schwert des Fürsten glänzt neben dem Hirtenstabe des Bischofs; zwischen den blutigen Reihen der Geißelmänner schlingen sich frohe schöne Gestalten zum Tanze, und unter dem dumpfen Chorgesange der Klöster erschallen die lieblichen Lieder der Minnesänger.

Das häusliche Leben war nicht minder mannigfaltig, als das öffentliche. Treue eheliche Liebe wechselte mit Buhlerei und Galanterie, kluge Wirthschaft mit Müßiggang und Räuberwerk, ritterliche Turniere mit buntem Possenspiele, und schöne romantische Sage mit groben Zoten und Trinkgelagen. Alles im Kampfe, alles im Ringen, alles im Streben; Ränke an Ränke, Fehden an Fehden, Aufruhr an Aufruhr; und das Ganze doch zusammen gehalten durch Kaiserthum und christliche Religion. Der Geist dieser Zeit spricht sich nicht deutlicher, als in seinen Gebäuden aus. Da steht der hohe Münster, mit tausend und tausend Säulen, Fratzen, Gesimsen, Bögen, geistlichen und weltlichen Bildern in den mannigfaltigsten Verschlingungen aufgeführt, uud streckt sein Haupt über die Wolken. Dieses Zeitalter erscheint wie eine große Werkstätte eines neuen Heldengeistes, der nach hohem Ziele strebte; oder wollte man ihm seinen Aberglauben, seine Anarchie und seinen Fehdegeist zu hoch anrechnen, so lese man die Heldengeschichte der Griechen. Wo findet man in der mittleren Geschichte des Rheins so viele Schand- und Gräuelthaten, als in jener des griechischen

Agamemnons? Die Geschichte dieses einzigen Heldenhauses ist eine ekelhafte Reihe von Ehebruch, Blutschande, Vater-, Gatten- und Geschwistermord. Doch zur Sache.

Wenn man den kriegerischen Geist betrachtet, welchen die teutschen Völker schon aus ihren Wäldern mitgebracht, und durch den Kampf mit den Römern genährt hatten, so wird man es sich leicht erklären können, warum die Lehensverfassung bald über die Landwehr- oder Gauverfassung unter ihnen die Oberhand erhielt. Schon nach der kräftigen Regierung Karls des Großen findet man den Heerbann und die Maifelder allbereits verschwinden, und den Heerschild oder den Lehenhof an deren Stelle treten. Die Geschichte der sächsischen, saalfränkischen und schwäbischen Dynastie ist ein anhaltender Kampf zwischen Reichs- und Lehensverband, zwischen Kaiser- und Fürstengewalt

Anfänglich wollten die klügern Kaiser die Macht der Herzoge und Grafen durch jene der Bischöfe und Aebte beschränken. Sie beschenkten die Kirchen und Klöster mit Gütern und Vorrechten, und entzogen selbige der Grafengerichtsbarkeit. Die friedlichen Geistlichen waren auch unter dem Schutze ihrer Dienstmannen und Kirchenvögte mit ihrer blos geistlichen Gewalt begnügt, und predigten Land- und Gottesfrieden. Als aber die Laienfürsten Grafschaft und Herzogthum in ihrem Hause erblich gemacht und die geistlichen Gebiete feindselig angefallen hatten; ergriffen auch die Kirchenfürsten statt Bannstrahlen das Schwert, und trotzten in Waffen und Schlössern dem doppelt geächteten und doppelt gebannten Kaiser.

Nach dem unglücklichen Abgange der Hohenstaufen, finden wir kaum noch eine Spur der alten Gau- und Heerbannsverfassung mehr. Statt der Gaugrafschaften nach Flüssen oder Gebirgen, erschienen jetzt Stammgraf-

schaften und Fürstenthümer nach Burgen und Schlössern benannt; statt des Heerbanns das Heerschild, statt der Maifelder Hoftage, statt Pfalzgrafen Hofrichter, statt Wehrmänner Vasallen und Landesknechte, statt Herzoge Kurfürsten, statt Reichsgut und Königshöfe Lehengut und Lehenhöfe. Dem zufolge hatte, wie der Sachsenspiegel sagt, der König oder Kaiser den ersten Heerschild, oder obersten Lehenhof; die Bischöfe, die Aebte und Aebtissinnen, welche gefürstet sind, hatten den zweiten; die Laienfürsten, seit sie der Bischöfe Mannen geworden, den dritten. Die Lehen selbst waren in Scepter- oder Fahnen-, und Unter- oder Afterlehen abgetheilt. Jene wurden vermittelst einer Fahne unmittelbar von dem Kaiser oder dem Fürsten, diese wieder von den Lehenträgern gegeben. Die Lehensleute waren entweder Lehensmannen, oder Burgmannen, oder Dienstmannen genannt, je nachdem sie auf Reise und Fahrt, oder durch Burghut, oder bei Hofe Dienste thun mußten. Durch dieses allgemein eingeführte Lehensrecht ging fast alles Hoheitsrecht, (regale) unter dem Nahmen von Cent-, Blutbann-, Münz-, Bete-, Gült-, Rent-, Frohn-, Dienst-, Reiß-, Fahrt-, Zug-, Forst-, Zoll-, Stapel-, Berg-, Salz-, Hammer- und Hüttenwerk-, Fischerei und Viehtrift rc. zugleich in Privatrecht (domaniale) über, welches jeder Lehensmann vererben, verheirathen, vermachen, vertauschen und vermutschiren rc. konnte. Um dieser sonderbaren Verwirrung nur einigermaßen Rechtmäßigkeit zu geben, war Kaiser Friedrich gezwungen, den Fürsten und Ständen die bereits erworbene Landeshoheit durch feierliche Urkunden zu bestätigen. Damit aber die kaiserliche Gewalt doch ferner behauptet werden könnte, setzte er auf dem Reichstage zu Mainz ein oberstes Hofgericht und einen obersten Hof-

richter an, »der alle Tage, außer Sonntags, alle Leute richten sollte, ohne von Fürsten und andern hohen Leuten; wo es geht an ihren Leib, an ihre Ehre, an ihr Recht, ihr Erbe und Lehen, das wollte er selber richten.« Zugleich setzten er und sein Großvater, da es jetzt überall Stadt-, Burg- und Kirchenvögte gab, welche die Stände ernannt hatten, Landvögte an, welche statt der alten Gaugrafen Recht und Frieden in den Gauen und Landen wahren und schirmen sollten. Allein diese Heilmittel hatten selbst unter dem Scheine der Gesetzlichkeit ihre Kraft verloren. Der Reichsverband erschlaffte allmählig unter dem Lehensverband, und das Reich schien über mehrere Jahrhunderte ohne Kraft und Gesetz. Faustrecht trat an die Stelle von Lehens- und Bürgerrecht.

Wenn wir nun nach so vielen Schenkungen und Freibriefen der Kaiser, und nach so vielen Anmaßungen der Stände, die großen Herzogthümer von Schwaben, von Franken, von Ripuarien und von Lothringen, mit ihren Grafschaften und Gauen längs dem Rheine hinab betrachten; so finden wir davon nichts mehr, als Bruchstücke und Trümmer. Die Landgrafen vom Elsaß hatten mit den Bischöfen von Straßburg und den Abteien, den Nord- und Sundgau getheilt. Das übrige davon erhielten die Grafen von Lichtenberg, von Pfird, von Egisheim, von Harburg, von Werd, von Dachsburg, von Lüzelstein, nebst zwei und zwanzig Dynasten. Die Hauptstädte des Elsasses, als Straßburg, Hagenau, Weissenburg, Colmar, Schlettstadt, Ebenheim, Rosheim, Mühlhausen, Kaiserberg, Türkheim, Münster, Landau und Selz hatten sich dem Reiche unmitteblar unterworfen. Den Breisgau und den Ortenau nahmen die Grafen von Habsburg, die Markgrafen von Baden, die Grafen

von Würtemberg, von Calw, von Tübingen, von Fürstenberg, von Eberstein, und die Bischöfe von Basel und Straßburg in Besitz. Von den Gauen des rheinfränkischen Herzogthums theilten die Markgrafen von Baden, und die Grafen von Würtemberg den Uffgau, den Wirmgau, den Glemsgau, Murachgau, Enzgau, Pfunzinggau, den Zabernachgau, und ein Stück des Anglachgaues und Kraichgaues unter sich. Den ganzen Gardensgau, Elzensgau, den untern Nekkargau und den Lobdengau erhielten die Pfalzgrafen bei Rhein; nebstdem theilten sie mit den Bischöfen von Speier und Worms, und den Grafen von Leinnigen, den Speier- und Wormsgau. Den bei weitem größern Theil des obern Rheingaues nahmen die Grafen von Katzenellnbogen; das übrige, die Abtei von Lorsch, hernach Mainz, die Grafen von Erbach, Isenburg, Münzenberg und die Bischöfe von Worms. Von dem Maingaue erwarb sich der Erzbischof von Mainz das größte Stück; das übrige die Grafen von Hanau, von Erbach und die Pfalzgrafen. Die Wetterau und den Nidgau theilten die Grafen von Nuringen, von Falkenstein, von Hanau, Münzenberg, Königstein, Solms und die Stadt Frankfurt. Die Königshundrede erhielten die Grafen von Nassau, die Herren von Eppstein, das Uebrige mit dem ganzen untern Rheingaue, die Erzbischöfe von Mainz. Der Nahegau wurde eben den letztern, und dem Pfalzgrafen, dann mit dem Trachgau und Hundsrück den Grafen von Sponheim, von Veldenz, von Zweibrücken, von Saarbrücken, von Stahleck, von Simmern, den Rheingrafen und denen von Falkenstein zu Theil; den Haynrich, Lahngau und Engersgau nahmen die Grafen von Nassau, von Katzenellenbogen, von Arnstein, von Diez, von Isenburg, von Sayn, von Solms und von Wied in Besitz.

Von den lothringischen und ripuarischen Herzogthümern erhielten die Erzbischöfe von Trier einen Theil des Bliesgaues und Saargaues, den Moselgau, das Maienfeld, große Stücke vom Hundsrück, vom Karesgau und Bedgau; nach der Hand auch diesseits des Rheins ein Stück von dem Lahngau, vom Haynrich und Engersgau. Die Erzbischöfe von Cölln erwarben sich den größten Theil des ripuarischen Herzogthums nebst Engern und Westphalen. Die übrigen Gaue theilten die Grafen von Berg, von Jülich, von Cleve, von Moers, von Limburg, von Geldern und Hennegau. Schafhausen, Basel, Freiburg, Speier, Worms, Oppenheim, Frankfurt, Mainz, Boxpart, Andernach, Cölln und Wesel wurden Reichsstädte mit einem kleinen Gebiete in ihren Gauen, und mehrere hundert Ritterfamilien gründeten ihre Gerichtsbarkeit rechts und links auf ihren Stammschlössern fest. So bildete sich längs dem Rheine hin ein politisch-geistlich-demokratisch-monarchisches Gemisch von Kurfürstenthümern, Markgrafschaften, Herzogthümern, Grafschaften, Reichsstädten, Abteien, Stiftern, Rittersitzen und Ganerbschaften, wovon ein jedes seine Rechte mit dem Degen in der Faust vertheidigte, und seine Herrschaft so weit ausdehnte, als es ihm List und Kriegsglück erlaubten.

Es würde dieses Buch zu einer ungeheuren Sammlung von Urkunden und Chroniken machen, wenn ich alle die Verfassungen, Fehden, Ränke und Verwüstungen anführen wollte, welche die Geschichte des Rheins in diesem Zeitraume so merkwürdig und schauerlich machen. Es ist genug, wenn ich sage, daß zu der Zeit kein Fürstenthum, keine Stadt, ja kein Rittersitz am Rheine zu finden war, welcher nicht über hundert Fehden ausgefochten, mehrere Belagerungen ausgehalten, und nicht eine Menge Urkun-

den von Erwerbungen, Erbschaften, Schenkungen, Verträgen, Fehdebriefen und Friedensschlüssen aufzuweisen hatte. Ehe ich aber die besondere Geschichte dieses Staatengemengsels erzähle, wird es nöthig seyn, zuvor erst ein allgemeines Bild ihrer Verfassungen, Gesetze, Gebräuche und Sitten zu entwerfen, damit ich nicht zu unnöthigen Wiederholungen gezwungen, und der Leser zur gehörigen Beurtheilung der Thatsachen vorbereitet werde. Wir wollen zuerst die geistliche, dann die weltliche Verfassung vornehmen.

Nach der ursprünglichen Gewohnheit der Kirche war einem Bischofe die Seelsorge über seine Gemeinde und die Oberaufsicht über seinen Kirchsprengel übertragen.[1] Es schien daher der Billigkeit gemäß, daß die Glieder einer jeden Christenversammlung sich auch ihren Vorsteher selbst wählten. Indeß verließ sich das gemeine Volk bei Ansetzung der Bischöfe vorzüglich auf die Vorsprache der Clerisei, und diese erhielt nach und nach allein das Recht, die Bischöfe zu wählen. Die Könige und Kaiser der fränkischen Monarchie hatten die Kirchen und Klöster mit großen Gütern und Freiheiten beschenkt; es war ihnen also daran gelegen, solche geistliche Vorsteher in ihrem Reiche zu haben, auf deren Eifer und Treue sie sich verlassen konnten. Daher schlugen sie öfters der Geistlichkeit einen ihnen gefälligen Mann vor, und diese durfte es nicht wagen, ihn zu verwerfen, weil der bei weitem größte Reichthum ihrer Kirchen von dem Throne her erworben war. Endlich vergaben die Könige auch wohl die Bisthümer und Abteien aus eigener Macht.

1. Siehe das zweite Buch.

Unter solchen Umständen wurde bei einer jeden Haupt-Kirche zugleich eine Versammlung von Chorherren gestiftet, welche den Bischof sowohl im Gottesdienste, als anderen geistlichen Verrichtungen unterstützen sollten. Diese lebten ursprünglich mit ihren Oberhirten nach Art der Mönche in einem gemeinschaftlichen, bei der Kirche erbaueten Hause beisammen, und der Bischof von Metz, Crodogang, hatte ihnen unter der Regierung Ludwigs des Frommen eine besondere Regel vorgeschrieben, welche von jener, die der heilige Benedikt für seine Mönche abgefaßt hatte, nicht viel verschieden war. Der Vorsteher oder Probst [1] des Domstiftes hatte den Rang vor allen Chorherren, und wurde als das Haupt derselben angesehen. Der Dechant [2] war Aufseher im Chore, Direktor der Versammlung oder des Kapitels, und Handhaber der Kirchenzucht. Der Scolaster [3] sollte die jungen Chorherren in den einem Geistlichen zuständigen Pflichten und Wissenschaften unterrichten, und die Domschulen in Ordnung halten. Der Sänger [4] war mit den Untersängern Vorstand des Chores oder Gesanges; und der Custos [5] mit den Sacristanen sorgte für die Reinlichkeit und Zierde der Kirchen und des Gottesdienstes. Die Chorherren [6] machten die Rathsversammlung der Bischöfe aus, welche man das Kapitel, von den darin vorgetragenen

1. Praepositus.
2. Decanus.
3. Scolasticus.
4. Cantor, Succentores.
5. Custos.
6. Canonici capitulares.

Kapiteln, nannte, und hatten Sitz und Stimme in allen ihre Kirche betreffenden Angelegenheiten. Die unmündigen Geistlichen des Stiftes standen unter der Aufsicht und Leitung des Scolasters, und wurden, weil sie ohne dessen Erlaubniß das Haus nicht verlassen durften, Hausherren oder Domicellaren [1] genannt.

Von dieser Stiftsverfassung findet man noch Ueberbleibsel bei allen Domkirchen und Klöstern am Rheine. Es wurde nämlich dicht neben dieselben ein Gebäude von vier Flügeln erbauet, in welchen sich die Schlafzimmer und Wohnungen der Domherren, die Speise- und Kapitelstuben, die Bibliotheken und die Küche befanden. Unter diesen vier Flügeln lief ein bedeckter Gang hin, welchen man den Kreuzgang nannte, worin bei schlechtem Wetter die Processionen gehalten wurden. In der Mitte desselben lag ein Garten, der anfänglich der Küche oder dem Spaziergange, nach der Hand aber als Kirchhof oder Begräbniß diente. An den vier Ecken des Kreuzganges waren Leuchten angebracht, um den Eingang in den Chor bei Nachtzeit zu erhellen. Die Wände desselben schmückte man mit Bildern aus der biblischen Geschichte, oder auch mit Grabmählern berühmter Geistlichen und Wohlthäter aus. Die Beschäftigungen der Chorherren waren der Gottesdienst, die Studien und die Stiftsangelegenheiten. Die Chorstunden wurden nach Maaßgabe der Zeit in den Morgen, Mittag und Abend abgetheilt. [2] Nebst den Haupt- oder Domkirchen wurden auch Nebenkirchen gestiftet, welche man entweder Ritter- oder Collegiatstifter nannte, je

1. Canonici domicellares.

1. Man nannte sie von den lateinischen Wörtern Metten, Laudes, Prim, Terz, Non, Vesper und Complet.

nachdem sie aus adelichen oder bürgerlichen Geistlichen bestanden. Die Klöster und Abteien hatten anfänglich fast eine ähnliche Verfassung, nur mit mehr Strenge. Ihre Obrigkeiten waren bei männlichen die Aebte, Prioren und Subprioren; bei weiblichen die Aebtissinnen und Priorinnen.

Da die Mönche und Chorherren in ihren Münstern und Kloster-Bibliotheken Muße genug hatten, dieser oder jener Wissenschaft nach Neigung und Fähigkeit obzuliegen; so verdanken wir ihnen auch manche schöne Entdeckungen und Werke in den verschiedenen Zweigen derselben. Erhaltung der klassischen Schriften durch Abschreiben, Annalen und Chroniken ihrer Zeit; physikalische Versuche; Sammlungen und Verbesserungen der Gesetze; und nachdem der Aristoteles durch die scolastische Philosophie mit der Theologie verbunden wurde, feine, originelle Ideen im Gebiete der Religion und Idealität. Albertus Magnus, Duns Scotus, Bernard und Hildegard waren rheinische Theolog-Philosophen, oder lehrten wenigstens am Rheine. Willigis und Burkhard waren rheinische Gesetzgeber. Wippo, Lambert von Aschaffenburg und der von Königshofen schrieben die rheinische Geschichte. Der Domherr Heinrich von Mainz verfertigte für den Prinzen Heinrich die erste Weltcharte; Frauenlob, Alberich und Konrad waren rheinische Dichter. Die zwei größten noch bestehenden Kunstwerke am Rheine, der Münster von Straßburg und der Dom zu Cölln, sind aus dem Kopfe der Bischöfe Werner und Engelbert hervorgegangen.

Die Klöster, welche unter der fränkischen Monarchie gestiftet wurden, hatten fast durchgängig die Regel des heiligen Benedickts, dieses Patriarchen des occidentalischen

Mönchthums. Gegen das zwölfte Jahrhundert zeichneten sich aber mehrere Ordensstifter aus, unter denen Dominikus und Franz von Assisi die Oberhand behaupteten. Auch am Rheine fanden sich zu den Zeiten der Kreuzzüge der heilige Bernard, welcher die Cistercienser; der heilige Bruno von Cölln, welcher die Karthäuser, und der heilige Norbert, welcher die Prämonstratenser gründete.

Da die Chorherren und Mönche eine vorzüglich geistliche Erziehung erhielten, und in den Kirchengeschäften erfahren waren, so nahm man auch meistentheils aus ihnen die Bischöfe. In Schannat's Geschichte von Worms befindet sich eine Urkunde, wodurch Ludwig der Fromme den Chorherren des Hochstiftes die Wahl ihres Bischofes zugestehet, und durch das Concordat, welches Heinrich V. mit dem Pabste Calixt schließen mußte, erhielten hernach alle Domkapitel am Rheine ein gleiches Recht. So wurde jetzt eine jede Hauptkirche ein eigener Staat im Staate. Um also die geistlichen Geschäfte desto besser leiten zu können, stellten die Bischöfe neben sich noch einen eigenen geistlichen Rath an, welcher aus den vorzüglichsten Prälaten des Domstiftes, aus den Archidiakonen der Collegiat- oder Nebenstifter und aus ihren Hofkaplänen zusammengesetzt war. Dieser Rath wurde bald ein geistliches Gericht für die nach dem canonischen Rechte der Kirche zuständigen Rechtsfälle. Anfänglich unterzogen sich die Bischöfe selbst der Leitung dieser Stelle. Nach der Hand aber, da sie sowohl an geistlicher als weltlicher Macht größer geworden waren, übertrugen sie dieselbe einem Stellvertreter oder General-Vicarius, so wie sie die gottesdienstlichen Handlungen in ihrem Nahmen von einem Bischofe verrichten ließen, dessen Bisthum von

den Ungläubigen besetzt war, und welchen das gemeine Volk Weihbischof nannte.

Unter den rheinischen Bisthümern gab es, wie wir bereits gehört haben, dreie, welche zugleich Erzbisthümer oder Metropolitankirchen waren, und ihr geistliches Gebiet weit nach Frankreich und Teutschland erstreckten. Durch die hierarchische Verfassung wurde sonach das geistliche Gericht oder General-Vicariat auch ein Oberappellationsgericht für alle demselben unterworfene Bisthümer oder Sufraganeaten. Dem zufolge liefen die hauptgeistlichen Angelegenheiten von halb Teutschland und Lothringen bei den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Cölln zusammen, und ersterer wurde schon seit des heiligen Bonifacius Regierung nach dem Pabste als der vorzüglichste Prälat der ganzen Christenheit angesehen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß solche Vorzüge und Vortheile, welche die geistlichen Stellen schon zu der Karlinger Zeiten erworben hatten, unter allen Klassen des Volks Leute erweckt haben, welche selbige zu erhalten suchten. Die Lehrer in den Schulen, die Günstlinge und Räthe der Kaiser, und selbst die Söhne der Fürsten und Adelichen bestrebten sich um die Wette, geistliche Würden und Pfründen zu erhalten, welche ein so großes Gewicht im Reiche, und ein so bequemes Leben im Hause gewährten. So geschahe es, daß die meisten Chorstellen der Hochstifter am Rheine, ja die bischöflichen Stühle selbst mit adelichen und fürstlichen Personen besetzt wurden.

Indeß hatten die Kaiser bei Vergebung derselben noch zu großen Einfluß, als daß es dem Adel sogleich gelingen konnte, die Hochstifter zu einem eigenen Besitzthume seines Standes zu machen. Wir treffen sowohl unter den sächsischen als salischen Kaisern zwischen einem

Adelichen immer auch einen Gelehrten auf den bischöflichen Stühlen am Rheine. Ja die Kaiser pflegten sogar letztere vorzuziehen, weil sie an denselben geschicktere Staatsleute und folgsamere Unterthanen zu haben glaubten, als an den blos kriegerisch gewordenen Adelichen. Erst nachdem das Concordat den Domkapiteln das freie Wahlrecht seiner Bischöfe gerettet hatte, führten die Adelichen nach und nach das allgemeine Kapitelstatut ein: daß kein Geistlicher eine Domherrenpfründe erhalten, vielweniger zu einem Bischofe gewählt werden könne, welcher nicht eine gewisse Zahl von Ahnen erprobet habe. Von nun an fanden es die Domherren weder ihrem Stande noch ihrer Neigung gemäß, sich, wie Mönche, in ein finsteres Chorhaus einsperren, und von ihren Scolastern hofmeistern zu lassen. Sie theilten daher die jährlichen Stiftseinkünfte unter sich, und wiesen einem jeden seine eigene Präbende und Wohnung an. So getrennt und eines freien Lebens gewöhnt, suchten sie sich endlich auch die Pflicht, täglich in den Chor zu gehen, zu erleichtern, und stellten aus der niedern Geistlichkeit Vicarien an, welche in ihrem Nahmen die Chorgesänge und den täglichen Gottesdienst halten mußten. Sie entzogen sich endlich so weit ihrer ursprünglichen Bestimmung, daß sie nur einige hohe Feste aussuchten, wo sie im Chore erscheinen, und nach demselben Kapitel halten mußten. [1]

Die Bischöfe waren indeß auch weltliche Fürsten geworden, und gaben daher ihrer Kirche ein weltliches Ansehen, und ihren Herrschaften eine weltliche Verfassung. Die ersten Erwerbungen, welche sie durch die Schenkungen der Kaiser oder anderer frommen Leute erhalten

1. Man nannte sie *festa suspendentia*.

hatten, waren, den Urkunden gemäß, nur von der gemeinen Gerichtsbarkeit der Grafen und der Steuerpflichtigkeit befreiet. Sie mußten sich deswegen wackere Beschirmer wählen, welche sie Kirchenvögte nannten, die ihre Stelle in weltlichen Dingen vertraten. Zu diesen gesellten sich späterhin ihre Dienst- und Lehnsleute [1] oder Burgmänner, die sich ihrer Kirche entweder durch Sold und Lohn pflichtmäßig, oder aus Frommheit freiwillig unterworfen hatten. Diese waren in Freie und Unfreie, Eigenhörige und Edle, Bauern und Bürgerliche abgetheilt. Jene versahen alsdann die höhern Stellen ihres Hofes oder Gebietes, als eines Obervogtes, Hofmeisters, Kämmerers, Stallmeisters, Truchsessen, Marschalks ꝛc.; diese eines Schultheisen, Untervogtes, und wenn sie Haushörige waren, eines Kochs, Kellers, Bäckers ꝛc. Man nannte diese Verwaltung die Familie des Stiftes oder Klosters; [2] und sie verband, wie Dahl nicht unrichtig sagt, Land und Leute, Herren und Unterthanen freundlich und menschlich untereinander. [3] Als sich die Stifter getrennt, die weltlichen Besitzthümer der Bischöfe und Aebte vergrößert, und überhaupt die Stände die Landeshoheit erworben hatten, wurde auch eine genauere Staatsverfassung nothwendig. Sowohl die geistlichen als weltlichen Fürsten hatten ihre Herrschaften durch Städte und Schlösser erworben; ihre Länder wurden sonach auch nach Städten und Schlössern eingetheilt, und durch

1. Ministeriales.

2. Familia.

3. Historisch-topographisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Lorsch.

Stadt- und Burggrafen oder auch Vögte verwaltet. Erstere hatten ihre Sitze auf den Burgen, und mußten sie mit den Burgmännern im Falle einer Fehde vertheidigen; letztere in den Städten, wo meistens auch ein Schloßhof oder Amtshaus errichtet wurde.

Bei den Fehden oder Kriegen bildeten die Lehens- und Burgmänner das Heerschild, unter welchem sie auszogen. Die ersteren hatten Hauptleute an ihrer Spitze, welche daher auch öffentlich mit einer Fahne beliehen, und Fahnen-Lehensträger genannt wurden. Die letzeren dienten in den Schlössern und Burgen als Besatzung. Sie wurden von den Burggrafen oder Burgvögten geleitet. Die einzelnen Ortschaften und dazu gehörigen Höfe oder Mühlen machten besondere Gemeinden aus, wovon eine jede ihre eigene Feldmark, ihr Lagerbuch, ihr eigenes Gericht, und ihre eigenen Schultheisen oder Bürgermeister hatte. Von diesen Ortsobrigkeiten wurden die geringen Rechtsfälle gerichtet, unter ihrer Leitung die Gemeindesachen abgethan, und die herrschaftlichen Gefälle gehoben. Ueber mehrere solche Gemeinden war ein Vogt oder Centgraf gesetzt, welcher hernach den Nahmen eines Amtmannes, Amtsvogtes oder Amtskellers erhielt, und die fürstlichen Gefälle und Gerichtsbarkeit verwaltete. Die Landstädte und Flecken wurden in Zünfte oder Kirchspiele abgetheilt; sie hatten ihren Stadtrath, Bürgermeister und Stadtschultheißen. In denselben war meistentheils der Sitz der gemeinschaftlichen Amtsregierungen. Mehrere Unterämter machten endlich Oberämter oder Vizthumämter aus. Sie wurden durch einen Vicedom oder Statthalter des Fürsten verwaltet. Als der Heerbann allbereits aufhörte, trat an dessen Stelle die Cent- oder Dienstmannschaft

der Fürsten, und die Lehensmänner und Burgvögte wurden die Hauptleute derselben. Die Regierung des ganzen Landes war an dem Hofe der Fürsten; die geistlichen hatten um sich ihr Kapitel und ihre Ministerialen zu Räthen, die weltlichen ihre Vasallen.

Wenn ein Fürstenthum oder eine Grafschaft nicht groß genug war, um sie in Oberämter abzutheilen, so regierte sie der Graf unmittelbar mit einem Rathe und Gerichte. Abgelegene Aemter und Ortschaften wurden auch wohl durch besondere Beamten; Gemeinherrschaften oder Ganerbschaften, durch eine gemeinschaftliche Regierung verwaltet.

Die größeren Städte am Rheine hatten sich zu der Zeit unmittelbar gemacht, und eine eigene Verfassung gegeben. Sie waren in Zünfte, Kirchspiele oder Quartiere abgetheilt, nach welchen die Bürger Gesetze gaben, ihre Obrigkeiten wählten, und ins Feld zogen. Sie hatten einen Magistrat, welcher die Regierungsgeschäfte besorgte; ein Schöffengericht, um Recht zu sprechen; einen Stadtschultheißen oder zwei Bürgermeister, um der Bürgerschaft vorzustehen. Die Zünfte machten wieder besondere Körper in der Gemeinde aus, wovon eine jede sich durch besondere Satzungen auszeichnete. Sie hatten ihre Zunft- und Trinkstuben, ihre Zunftladen, ihre Zunftgesetze, ihre Herbergen und ihre Geschwornen und Zunftmeister.

Zwischen und in diesen großen Fürstenthümern, oder Republiken, lagen die Schlösser und Höfe der rheinischen Ritter, welche das von den landesherrlichen Rechten auflasen, was die Fürsten und Städte übrig gelassen hatten. Nach Aufhebung der großen Herzogthümer in Franken und Schwaben machten sie eine eigene, unmittelbar unter dem

Reiche stehende Versammlung aus, welche man die schwäbischen und rheinischen Ritter-Kantone nannte. Sie verwalteten ihre kleinen Länder und Güter durch Amtleute und Vögte, welche zugleich Recht sprachen, und ihre Gefälle einzogen; sie selbst aber dienten entweder einem Bischofe oder Fürsten als Vizthume, Ministerialen, Burgmänner oder Hauptleute.

Zuweilen führten sie auch wohl selbst wichtige Fehden, je nachdem sie Muth und Anhang hatten. Wir finden in der rheinischen Geschichte eine Menge Beispiele, daß einzelne Ritter, wie die von Sickingen, Kronberg und Dahlberg es mit mächtigen Städten und Kurfürsten unternommen, und ihnen Schrecken eingejagt haben. Von den kleineren Herrschaften und Abteien will ich nicht reden, sie gleichen in ihrer Verfassung mehr oder weniger den großen.

So waren also die alten Gaue und Herzogthümer am Rheine in eine Menge kleiner Fürstenthümer und Republiken zerrissen, welche kein anderes Band mehr unter sich anerkannten, als ein veraltetes Kaiserthum, und einen, in leeren Formalitäten bestehenden Reichstag. Desto stärker aber wirkte unter ihnen die Religion. Unter dem wilden Gerassel der Waffen, oder den finstern Zellen der Klöster darf man freilich jenen sanften Geist der Liebe und reinen Sinn der Gottesverehrung nicht mehr suchen, welcher die ersten Christen belebte. Eitle Herrschsucht und blutige Kriegsgewalt entheiligte die Stühle der Bischöfe; grober Aberglaube und lächerliche Gebräuche schändeten die Andacht des Volkes; allein alle diese Misbräuche, welche im Mittelalter der christlichen Religion angehängt wurden, waren nicht fähig, den Geist der Allgemeinheit

und Brüderlichkeit in ihr zu verdrängen, den sich der Stifter derselben zum Zwecke gemacht hatte. Der kriegerische Teutsche, welcher seine Gottheit nur in heiligen schauerlichen Haynen zu verehren gewohnt war, und sich einen Himmel von Helden dachte, versinnlichte bald die überirrdische Christusreligion in seinen Vorstellungen, und so stieg zwischen Gott und ihm statt eines Pantheons oder eines Wallhallas von Göttern, ein gothischer Dom mit Heiligen auf, die ihnen als Mittler und Vorbild dienten.

Die Religionsübung dieser Zeit bestand größtentheils darin, daß man den äußern Gottesdienst zu verherrlichen, und jene Heiligen nachzuahmen suchte, welche man besonders lieb gewonnen hatte. Schon unter der fränkischen Herrschaft hatte jede Kirche, jedes Land, jede Stadt, jede Zunft, jedes Handwerk, sogar jede Krankheit ihren Patron erhalten, dessen Festtage besonders gefeiert wurden.[1] Ihre Bilder wurden entweder in Holz, oder Stein, oder Gold geschnitzt, in den Kirchen oder Kapellen aufgestellt; und zu ihnen wallfahrten ganze Schaaren des Volkes, um ihre Hülfe und Vorbitte bei Gott anzurufen. Noch größer wurde das Vertrauen, wenn bei den Bildern zugleich die Reliquien der Schutzpatronen oder die Zeichen ihrer Wunder zu sehen waren. Diese Heiligthümer wurden in kostbaren, mit Gold und Edelsteinen gezierten Gefäßen und von schimmernden Lampen umgeben, dem Volke gezeigt, und es küßte sie, ihre Wunderkraft hoffend, mit Thränen und Andacht. Es war keine Domkirche, kein reiches Kloster, ja fast keine Kapelle am Rheine, welche nicht einen solchen Schatz in ihren Sacri-

1. Siehe das zweite Buch.

steien verwahrt hätte. In den Schatzkammern von Mainz, Trier und Cölln befanden sich vortreffliche Kunstwerke dieser Art, und ihr Werth wurde auf Millionen geschätzt.

Wie nun die heiligen und frommen Menschen vorzüglich verehrt und zur Nachfolge aufgestellt wurden, so schrecklich wurde das Schicksal derjenigen geglaubt, welche mit Sünden befleckt aus diesem Leben gegangen waren. Die heidnischen Dichter haben die Martern der Verdammten nicht so gräßlich und fürchterlich geschildert, als selbige der Geist des Mittelalters, der sich in Dante's und Martin's von Cochem Worten ausspricht, erdacht hatte. Nach der heiligen Schrift besteht die Glückseligkeit des Himmels im reinen Anschauen und Genusse der göttlichen Schönheit; die Qual der Hölle in Beraubung derselben und Erkenntniß eigener Ruchlosigkeit. Höchstens wird von einem ewigen Feuer geredet. Mit dieser göttlichen und geistigen Vorstellung war aber ein so finsteres Zeitalter nicht zufrieden. Der Verdammte mußte zerrissen, gefoltert und gebraten werden, oder als ein abschreckendes Scheusal in fürchterlichen Gestalten und Stellungen umhergehen, um seine Strafe zu beurkunden. Daher kam es, daß man zu der Zeit in allen Städten, Wäldern, Gassen und Winkeln am Rheine Kobolde und Gespenster fand, welche entweder als Ungeheuer oder als Todtengerippe, oder in Leichentücher gehüllt, ächzend und seufzend die Vorübergehenden schreckten, oder in langsamen Schritten daherschleichend ihre Hülfe erflehten. Tyrannen, welche das Volk bedrückt, Bischöfe und Pfaffen, welche unzüchtig gelebt, Geizhälse, welche ihre Schätze vergraben, Feldmesser, welche falsch gemessen, und Richter, welche unrecht gerichtet hatten, mußten des Nachts umgehen. Dergleichen Erscheinungen blieben nicht auf einzelne Gestalten be-

schränkt. Zu Mainz zog die feurige Kutsche, zu Trier der Ricius Varus, in der Bergstraße Rothenstein und das wilde Heer, und im Odenwalde der wilde Jäger in ganzen Schaaren mit Pferden und Hunden aus, und schreckte brüllend und rasselnd das zitternde Volk.

Die Kraft des Aberglaubens dehnte sich sogar über die Lebendigen aus. Wenn irgend ein Mensch sich durch außerordentliche Erfindungen oder geheime Wissenschaften, oder Taschenspielereien ausgezeichnet hatte, so hielt man ihn für einen Zauberer oder Hexenmeister. Unter diesem Vorwande wurden eine Menge unschuldiger Weiber verbrannt, die man der Hexerei beschuldigte, oder die sich auch wohl selbst als Hexen angegeben hatten. Der Haß gegen alles, was man teuflisch glaubte, verbreitete sich endlich auch über Ketzer und Juden. Man beschuldigte sie der Irrlehre, der Zauberei, des Betrugs und der Brunnenvergiftung. Eine unzählige Menge dieser Unglücklichen wurden entweder verbrannt oder des Landes verwiesen.

Wenn irgend ein Unglück, war es Ungewitter oder Seuche, die Menschen traf; hielt man es für Strafe Gottes, und glaubte dessen Vorbedeutung in Kometen, Nordscheinen oder anderen Himmelszeichen zu sehen. Bei dem Ausbruche eines Krieges fand man in den verschiedenen Gestalten der Wolken streitende Heere, blutige Schlachtfelder und kreuzende Schwerter. Oft erschienen auch ganz eigene Arten von Krankheiten. So sammelte sich im Jahre 1374 am Rheine und an der Mosel eine Menge von Menschen, welche man die St. Veitstänzer nannte. Sie stellten sich geneinander über, hüpften hin und her, und dreheten sich so lange herum, bis sie taumelnd zur Erde fielen. Nach dem Tanze saßen sie an den Kirchen,

um Allmosen zu erbetteln. Zu Cölln am Rheine zählte man deren dreihundert. Diese angegebenen Krankheiten waren Mittel, Geld zu erhalten, oder ungestraft Unzucht zu treiben. Denn man fand, wie die Limburger Chronik sagt, darunter hundert Frauen und Dienstmägde, die keine ehrlichen Männer hatten, und in dieser Deusterei schwanger wurden.

Um solche Unglücksfälle und Krankheiten abzuwenden, stellte man Wallfahrten und Bußgänge an. Da sammelten sich öfters ganze Reihen von sich geißelnden Menschen, welche mit einem Kreuze an ihrer Spitze von Stadt zu Stadt zogen, und, indem sie ihren Rücken blutig schlugen, das Lied sangen:

Nun schlaget euch so sehr,
Um Jesu Christi Ehr, rc.

Im Trierischen gab es noch eine andere Art von Wallfahrern, welche man die hüpfenden Heiligen nannte, und die in ihren Bittgängen immer zwei Schritte vor, und einen wieder zurück machten.

So wechselte der Aberglaube am Rheine in den mannigfaltigsten Gestalten, und beschäftigte die Phantasie oder auch die Frommheit des Volkes. Man muß aber nicht glauben, daß alle diese Gebräuche und Schauspiele, welche der Geist des Mittelalters erfunden hat, allein der Kasteiung und Schwärmerei gedient hätten. Die Feste, Processionen und Wallfahrten waren öfters reizende Schauspiele für Kinder und Volk, oder Lustparthien, welche man unter Musik und Gesang anstellte. Ein jeder Festtag zog zugleich das prächtige Schauspiel einer Procession, eine jede Wallfahrt einen Jahrmarkt, oder einen Tanz nach sich. Auf eine hehre Adventszeit mit Geistern und Gespenstern, folgte eine muntere Fastnacht mit Hanswur-

sten und Maskeraden, und wenn diese rauschende Freude auch durch die strenge Fastenzeit unterbrochen wurde, so traten die Ostern wieder mit dem holden Frühlinge und einem fröhlichen Alleluja hervor.

Sogar die Kleidung der Männer und Weiber wechselte mit den Festen und Jahrszeiten; und derjenige, welcher, wie die Limburger Chronik sagt, heuer noch ein guter Schneider war, taugte bald nicht mehr eine Fliege, so hatte sich in kurzer Zeit der Schnitt verwandelt in diesen Landen. Nicht nur die Edelleute kleideten sich in Seide, Pelz und Gold, sondern auch die gemeinen Bürger. Wir finden in den Chroniken dieser Zeiten noch eine Menge Nahmen der Kleidungsstücke, wovon sich sowohl im Anzuge als in der Sprache die Uebung verloren hat; z. B. Lerschen, Henken, Kugeln, Glocken, Beelen &c. Die Frauen, sagt die Limburger Chronik, waren, wenn sie zu Hofe oder Tanze gingen, mit Perlenkleidern geschmückt, darunter hatten sie Röcke mit engen Aermeln, und das oberste Kleid hieß Sorket. Es war auf beiden Seiten aufgeschlitzt, gefüdert mit bunter Seide, oder am Saume mit Zendel. Oben war es gerunzelt und gefränzelt, und so weit ausgeschnitten, daß man ihre Brüste beinahe zur Hälfte sehen konnte.

Die Teutschen haben auch in den wildesten Zeiten die Gewohnheit nicht vergessen, ihre Feste durch Imse und Tänze zu erheitern. Dieser Gebrauch blieb um so mehr am Rheine, wo eine schöne Gegend und der köstliche Wein die Gemüther erfreuete. Längst seinen Ufern war keine Stadt, kein Kloster, kein Dorf, wo nicht jährlich solche Feste, als Kirchweihen, Jahrmärkte, Maigänge, Freischießen &c. der Frommheit des Volkes einen freundlichen Anstrich gaben. Die Gedichte und romantischen Sagen

des Rheins, welche wir theils schon angeführt, theils als Nachtrag mit Bildern liefern, sind ein sprechender Beweis seiner glücklichen Phantasie.

Zu diesen religiösen Anstalten kamen noch die Turniere und der Geist der Ritterschaft, welche den Volksfesten einen besonderen Glanz gaben. Bei einer jeden fürstlichen Vermählung oder sonstigen außerordentlichen Vorfällen wurde der Adel des Rheins zu einem solchen Wettkampfe eingeladen, wo Frommheit, Tapferkeit, Ehre und Galanterie, als die Haupttugenden der Ritterschaft miteinander eiferten, und durch die schönen Hände der Fräuleins belohnt wurden. Nach dem Verzeichnisse dieser Ritterspiele zu urtheilen, verging fast kein Jahr, wo nicht eins oder mehrere derselben gefeiert wurden. Wenn man nun noch bedenkt, wie viele Schauspiele und Feste die Kaiserkrönungen, die Reichstage und Fürstenwahlen am Rheine hervorbrachten, so wird man sich ein Bild von dem tragikomischen Leben der Rheinbewohner entwerfen können.

Ein solcher Geist belebte das Volk und den Adel am Rheine, als sie zuerst von Peter dem Einsiedler dann von dem Abt Bernard aufgerufen wurden, das gelobte Land, wo Christus starb, gegen die Ungläubigen zu vertheidigen. Wir haben bereits die Begeisterung und Auftritte geschildert, welche letzterer am Rheine hervorbrachte. Indeß aber die frommen Ritter nach dem gelobten Lande gezogen waren, hatten sich sowohl geistliche als weltliche Fürsten ihrer Länder und Schlösser bemeistert. Mancher kam fruchtlos mit Wunden bedeckt zurück, und fand, wie weiland Agamemnon, bei dem trojanischen Zuge, sein Weib und sein Gut in den Händen eines andern. Der heilige Enthusiasmus, welcher zu Anfange

des Zuges Aller Herzen vereinigt hatte, wurde sonach ein Zunder neuer Zwietracht und Raublust; und die Fehden fingen um so verderblicher wieder an, als die Ritter im Streite mit den Ungläubigen, Raub und Grausamkeit als verdienstliche Werke angesehen hatten. Die Kreuzzüge haben zwar die Vortheile über Europa gebracht, daß sie zugleich den Handel beförderten, und unter den Rittern die feinern Sitten des Orients verbreiteten; allein jene Ordnung der Dinge, welche Gesetze, und einen ruhigen Verkehr unter den Bürgern herstellen sollte, konnte nur durch solche Leute befördert werden, welche den Frieden von Herzen wünschten. Nicht aus den kriegerischen Ritterschlössern, sondern aus den friedlichen Städten ist der Geist der Ruhe und Gesetzlichkeit über die Länder des Rheins, und durch sie über Europa verbreitet worden.

Die Verfassung, welche das teutsche Reich durch die Gestattung der Landeshoheit an seine Stände erhalten hatte, war nicht fähig, dem Fehdewesen und Faustrechte Einhalt zu thun. Wenn auch Kaiser Friedrich II., auf dem zu Mainz gehaltenen Reichstage im Jahre 1235, zur Beförderung des Landfriedens ein Reichsgericht anordnete, und die Gesetze zu jedermanns Erkenntniß in teutscher Sprache ausfertigen ließ; wenn auch die mächtigen Kurfürsten am Rheine ihre Staaten von innen durch Vögte und Gerichte, nach außen durch beträchtliche Mannschaft schirmen ließen; wenn auch selbst die Kirche eingetreten war, und die Friedensstörer mit Bann und Flüchen bedrohte: so blieben alle diese Versuche doch fruchtlos, ja die Territorial-Abtheilung mit Landeshoheit versehen trug eher dazu bei, den Geist der Fehde und der Barbarei zu unterhalten, als einzuschränken. Die schönen Felder und Weinberge am Rheine wurden, wie

zuvor, verwüstet; die Schlösser und Burgen zerstört oder selbst Räuberhöhlen; die Kauffahrtheischiffe auf den Flüssen geplündert oder hinweggenommen; das arme Landvolk von seinem Pfluge und der fleißige Bürger von seiner Werkstätte getrieben; ja sogar der ruhige Geistliche, welcher zuvor die Wissenschaften trieb, oder das Feld bestellte, gezwungen, die Waffen zu ergreifen, um seine Kirche oder sein Kloster zu vertheidigen. [1]

Durch diesen traurigen Zustand der Anarchie wurde der gemeine Mann gerade am meisten bedrückt. Die Fürsten und Ritter liebten und lebten von dem Kriege; den Geistlichen schützte sein Stand und die Religion; aber der Bürger und Bauer mußte entweder durch sein Blut oder sein Geld als Werkzeug der Fehden dienen. Den Fürsten und Adelichen war es um Ehre und Eroberungen zu thun; aber der gemeine Mann liebte Ruhe und Frieden. Es war daher natürlich, daß auch die kräftigste Stütze des Landfriedens aus den Städten hervorgehen mußte.

Mainz, Cölln, Frankfurt, Speier, Worms, Straßburg, Basel und andere Reichs- und Gewerbsstädte am Rhein und Main mußten schon lange gewünscht haben, vom Drucke und den Räubereien der Fehdleute befreiet zu seyn; allein einzeln hatte jede weder Kraft noch Mittel genug, um mächtigen und kriegerischen Fürsten oder Rittern zu widerstehen. Es fehlte ihnen zwar weder an

1. Quo nimirum tempore universae provinciae adeo devastationis continuae importunitate inquietantur, ut ne ipsa, pro observatione divinae pacis professa sacramenta custodiantur.

Albas Ursperg.

Geld noch Mannschaft; aber ersteres diente mehr dazu, die Raubbegierde zu reizen, als abzuhalten, und letzterer fehlte es an kriegerischer Uebung und Gewandtheit. Nichts war also fähig, dem friedlichen Bürger Sicherheit und dem Reiche Frieden zu geben, als eine Vereinigung der mächtigsten Städte. Ein Bürger von Mainz, Arnold von Thurn, brachte sie zu Stande, durch die Stiftung des rheinischen Städte-Bundes, welcher im Jahre 1254, unter Kaiser Wilhelm, von siebenzig Städten geschlossen wurde.

Den ersten Anlaß dazu gab die Fehde mit Diether I., Grafen von Katzenelnbogen, welcher das Schloß Rheinfels anlegte, und von da aus die auf dem Rheine fahrenden Kauffahrtheischiffe zwang, einen neuen Zoll zu bezahlen. Einige Städte wollten die dem Handel so beschwerliche Feste zerstören, belagerten dieselbe, mußten aber ohne etwas ausgerichtet zu haben, ihr Lager aufheben und nach Hause kehren.[1] In dieser bedrängten Lage kam Arnold von Thurn,[2] ein wackerer Bürger von Mainz,[3] auf den glücklichen und ruhmvollen Gedanken, das durch ein größeres Bündniß mehrerer Städte zu bewirken, was einzelne Gemeinden, und selbst Kaiser und Gesetze dem Reiche bisher nicht zu geben vermochten.[4] Von einem Muthe und Geiste beseelt, welchen nur lange

1. Siehe unten die Geschichte von Hessen-Rheinfels.

2. Sein Grab kann man noch in einer Kapelle des Doms zu Mainz sehen.

3. Quidam validus Civis in Moguntia, sagt Albertus Stadensis.

4. Civitates Rheni quasi destitutae regia defensione. Chron. August. Neque enim publico aliter consuli poterat. Adelsreuter: Ann. Boj.

erduldetes Unrecht und Gefühl einer guten Sache einflößen können, stellte er seinen Mitbürgern das große Elend vor, das sie und andere Städte durch solche Bedrückungen und Räubereien ferner zu erdulden hätten. Er zeigte ihnen, daß es kein anderes Mittel gäbe, diesem Unfuge entgegen zu kommen, als ein allgemeines Bündniß aller rheinischen Städte. Einzeln würden sie immer geschlagen und ohnmächtig seyn; aber verbunden könnten sie durch ihre Reichthümer und Mannschaft den Landfrieden auf allen Flüssen und Wegen mächtig gebieten.

Durch solche Vorstellungen, vermuthlich mit einer herzlichen Beredsamkeit vorgetragen, brachte er endlich seine Mitbürger dahin, daß sie sich durch einen Eid verbanden, mit Gut und Blut die Sicherheit des Reiches und den Landfrieden zu erkämpfen. [1] Diesem der Ruhe Teutschlands und Europens so heilsamen Bunde traten bald Cölln, Worms, Frankfurt, Speier, Straßburg und Basel bei; andere Städte vermehrten ihn täglich, so daß er als ein mächtiges und fürchterliches Gemeinwesen angesehen wurde. [2] Sie wählten sich ihre Anführer und Bundesrichter, stellten Kriegsvolk auf die Beine, zerstörten die in der Gegend umher liegenden Raubschlösser, und hoben die neu angelegten Zölle auf. [3] Die Kaiser und die klügsten Fürsten unterstützten diese Unternehmungen. Die Erzbischöfe und Kurfürsten Gerhard von

1. Coepit hortari concives suos, ut pro pace restauranda juramento se invicem constringerent. Albert. Stad.

2. Consenserunt ei et aliae civitates plurimae. ibidem.

3. Eligentes sibi capitaneos, destruentes castra nociva, et injusta telonea removentes. Chron. August. Bei Gudenus Urkunde 278 kommt ein gewisser Adolf von Waldek als Bundesrichter vor. Er wird schon justitiarius rei publicae genannt.

Mainz, Konrad von Cölln, Arnold von Trier und Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, nebst anderen Fürsten und Grafen, hielten es nicht unter ihrer reichsfürstlichen Würde, einen Bürgerbund zu beschwören, welcher die so lange gehoffte, aber fruchtlos verordnete Sicherheit des teutschen Reichs begründen sollte. Die meisten erklärten sogar, daß ihre Zölle ungerecht, dem Verkehr und gemeinen Wesen hinderlich wären, und daß sie selbige entweder gänzlich aufheben, oder doch auf eine billige Abgabe vermindern wollten. [1]

Nach diesen so wichtigen Verstärkungen und Zutritten setzten die Verbundenen einen Tag nach Straßburg auf St. Michaelis an, um dem Ganzen eine festere Gestalt zu geben, und sich über die Mittel den Landfrieden zu bewirken, zu berathschlagen. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Verabredung eines so fürchterlich werdenden Bündnisses denjenigen Grafen, Rittern und Fehdleuten gehässig war, welche bisher nur vom Raube lebten, und den ruhigen Bürger auf Kosten des Reichs und der Gesetze bedrücken wollten. Sie suchten daher unter den Fürsten und dem Adel Eifersucht und Neid auszustreuen; sie gaben zu verstehen: daß es für Fürsten und Edelleute schändlich, ja gefährlich wäre, sich mit Bürgern und Handwerkern in Bündnisse einzulassen, und auf solche Weise Krämern und Spießbürgern die Herrschaft über Edle und Ritter einzuräumen. [2]

1. Iuraverunt sua telonea injusta esse, eademque tam in terris, quam in aquis relaxantes. ibidem.

2. Non placuit res militibus, sed neque praedonibus, et maxime his, qui habebant assidue manus pendulas ad rapinam, dicentes esse sordidum mercatores habere super homines honoratos et nobiles dominatum. Alb. Stad.

Solche Vorspiegelungen wollten weder bei den klugen und patriotischen Fürsten, noch bei andern dem Bunde beigetretenen Adelichen einen großen Eindruck machen. Die Erstern wünschten schon lange dem Faustrechte und den Räubereien ein Ende zu machen, und die Letztern fürchteten die Macht und Züchtigung des Bundes.[1] Da also die Raubgrafen und Fehdleute ihre Absicht durch Einlispelungen nicht erreichen konnten, so versuchten sie es durch Kriegslist und Gewalt der Waffen. Ein gewisser Graf Emicho nebst andern Gehülfen seines saubern Handwerks überfielen bei Nacht die Geschäftsträger, welche die Bundesverwandten nach Straßburg abgeschickt hatten. Arnold, Kammerrichter, und Friedrich, Stadtschultheiß von Mainz, Ritter Wolfram, Heinrich und Richard von Worms und andere Gesandte der Städte wurden von diesen Räubern, den Tag vor Michaelis, zu Herde niedergeworfen, und gefänglich auf das Schloß Landek geführt.

Durch eine so offenbare Verletzung des Land- und Bundesfriedens konnte dieser Raubgraf zwar die Städte und Fürsten mit neuem Hasse gegen die Räuber erfüllen; allein er verhinderte selbige nicht, andere Zusammenkünfte zur Begründung gemeiner Ruhe und Freiheit anzusagen. Zu Cölln, zu Worms, zu Straßburg wurden mehrere Bundestage angesagt, und endlich erhielt dieser merkwürdige rheinische Bund zu Mainz, wo er seinen Anfang hatte, auch den 29. Juni 1255 seine völlige Gestaltung und Verfassungsmäßigkeit.

Unter Leitung des kaiserlichen Hofkanzlers Grafen von Waldek traten demselben bei, von den Kurfürsten:

1. Vicinos comites suae societati adhaerere compellunt, ibid.

Gerhard von Mainz, Arnold von Trier, Konrad von Cölln, Ludwig von der Pfalz; von den Fürsten und Grafen: Jakob von Metz, Richard von Worms, Heinrich von Straßburg, Berchtold von Basel, der Abt von Fuld, der Rheingraf Konrad, Reicher von Katzenelnbogen, Friedrich von Leiningen, Bertold von Ziegenhayn, Emmicho der Raugraf, Poppo von Thüringen, und Sophie Landgräfin von Thüringen, nebst andern Grafen und Herren; von den Städten: Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Basel, Zürich, Freiburg, Breisach, Rheinfelden, Colmar, Schlettstadt, Hagenau, Weissenburg, Umstadt, Wimpfen, Heidelberg, Lauternburg, Oppenheim, Frankfurt, Friedberg, Wetzlar, Gelnhausen, Marburg, Hirschfeld, Fuld, Mühlhausen, Aschaffenburg, Seligenstadt, Bingen, Bacharach, Wesel, Boppart, Andernach, Bonn, Coblenz, Neuß, Cölln, Achen, Münster, Bremen, Grumberg rc. so daß die Anzahl auf mehr als siebenzig angegeben wird.

Nachdem nun diese sowohl an Würde als Macht so ansehnlichen Verbündeten über die Hauptstücke ihres Vertrags übereingekommen waren, schickten sie eine feierliche Gesandtschaft an Kaiser Wilhelm, um von ihm, als dem Oberhaupte des Reichs eine förmliche und rechtskräftige Bestätigung desselben zu erhalten. Der Brief, welchen sie an den Kaiser ausfertigten, lautet also:

»Die Bürgermeister und Schulzen von mehr als siebenzig Städten des obern Teutschlands ihrem ruhmwürdigen Herrn, dem römischen Kaiser Wilhelm, alle Ehrfurcht und ewige Treue zuvor.

»Euer Hoheit erklären wir durch den Inhalt dieses Briefes, daß wir zu Mainz versammelte Bürger den 29. Junii durch Vermittelung des Edlen von Waldeck, kaiser-

lichen Hofrichters, zu Begründung des Landfriedens und Abstellung aller Fehde und Zwietracht über feste und unverbrüchliche Punkte übereinkommen sind. Wir bitten daher Euer königliche Majestät, uns weisest hierin mit Rath und That beizustehen, und diesen von uns angefangenen Landfrieden, in so weit es die Reichsgesetze erlauben, mit Höchstdero Handvest und Brief zu bestätigen und zu besiegeln. Wir hoffen dies um so mehr von Euer Majestät Gnade, da dieses Bündniß zu Dero Vortheil, Nutzen und Ruhm ersprießlich ist, und da wir wissen, daß Euer Durchlaucht huldreiche Ankunft bei uns, demselben die erwünschte Kraft geben wird.

»Gegeben zu Mainz am letzten Junii 1255.«

Dem kaiserlichen Hofe konnte wohl nichts erwünschter seyn, als so ein Bündniß, was wohl am meisten fähig war, den Landfrieden zu befördern, und besonders das durch das Fehdesystem herabgekommene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen. Wilhelm bestätigte dasselbe nicht nur, sondern er kam auch dieses Jahr noch nach Mainz und dann nach Oppenheim, um ihm durch seine Gegenwart eine feierliche Sanktion zu geben.

Die Hauptpunkte und Absichten dieses so merkwürdigen rheinischen Bundes waren:

Fürs erste durch wechselseitigen Beistand und Unterstützung so vieler und mächtiger Fürsten, Grafen und Städte den so lange gewünschten Landfrieden zu begründen.

Zweitens. Eine hinlängliche Anzahl Truppen auf die Beine zu bringen, welche alle Räuber und Friedensbrüchigen im Zaume und Ehrfurcht zu halten fähig wäre.

Drittens versprachen die Städte noch insbesondere, bei strittiger Kaiserwahl keiner Parthei beizustehen oder ihr

Schutz zu geben, sondern nur demjenigen Kaiser zu huldigen und gehörige Unterwürfigkeit zu erzeigen, welcher einhellig von den Kurfürsten gewählt worden sey.

Die übrigen Absichten des Bündnisses erhellen aus folgendem Manifeste des Kaisers.

Wilhelm von Gottes Gnaden, römischer König, allzeit Mehrer des Reichs, entbieten allen unsern lieben Getreuen, welche diesen Brief zu Gesicht bekommen, unsre Gnad und alles Gut.

»Wir sagen Gott unserm Herrn, dem Geber alles Guten Dank dafür, daß er das Geschrei der Armen, welche bisher durch so viele Kriege, Zwiespalt und die abschenliche Tyrannei der Uebelgesinnten bedrückt waren, erhört, und endlich den so lange gewünschten, aber bisher gänzlich verbannten Landfrieden durch die Arbeit und Hülfe der Gemeinen und Einfältigen zur Ehre seines göttlichen Nahmens und zum Heile der ganzen Welt und Christenheit besonders unter unsrer Regierung mildest, väterlich und gleichsam durch ein Wunder eingeführt hat. Wir bestätigen demnach im Nahmen unsers Herrn Jesu Christi, diesen nun festgesetzten und rathsam beschlossenen Frieden aus ganzem Herzen, und durch unsre königliche Autorität; und wollen und wünschen, daß sowohl Geistliche, Mönche, Nonnen, und was Standes und Ordens sie seyen, als weltliche, sogar auch Juden der Vortheile dieses Friedens sich freuen, und zu ewigen Zeiten genießen mögen. Damit aber zwischen dem Adel und den Städten des Landes fernerhin kein Anlaß zu Strittigkeiten vorhanden seye, wodurch dieses heilige Friedensgeschäft aufgehalten oder gestört werden könnte, so haben wir mit einstimmigem Willen der Adelichen und Städte und mit reifer Ueberlegung unsers Raths festgesetzt und beschlossen, daß die Adelichen

und Landesherren ihre Gerichtsbarkeit nach Recht ausüben, und alle ihre Gerechtsame behalten sollen. Sie sollen ferner von jenen Leuten, welche ihrem Gerichtszwange unterworfen sind, alle die Dienste und Rechte empfangen und fordern können, welche sie oder ihre Vorfahren vor dreißig, vierzig oder fünfzig Jahren rechtmäßiger Weise erworben haben; und sowohl Herren als Unterthanen sollen zufrieden leben. Auch sollen alle Kirchen, Städte und Flecken, und was zu ihnen gehört, alle ihre Freiheiten, allgemeine und besondere Gerechtsame und Privilegien, welche sie von alten Zeiten besitzen, ruhig und friedlich genießen. Wenn aber vorerwähnte Adeliche und Landesherren über Unbilden von den ihnen zuständigen Städten zu klagen haben, sollen sie keinen Bürger derselben deswegen gefangen oder als Geißel nehmen, oder auch eigenmächtig gegen sie rechten; sondern sie sollen die Sache vor uns oder den Grafen von Waldeck, unsern Hofrichter, oder den Schultheiß zu Boppard, oder zu Frankfurt, Oppenheim, Hagenau, Weissenburg oder Colmar bringen, und da ihre Sache durch ein rechtlich Gericht und durch ein billig Urtheil verfolgen. Die Städte und Flecken aber sollen ihre wechselseitige Unbilden, welche ihnen angethan worden, nach vorgesagtem Eide vor uns oder andern austragen lassen, und zwar so, daß jeder Adeliche und jede Stadt oder Flecken ihre Klage demjenigen von obgenannten Richtern vorbringe, welcher ihr am nächsten ist. Wenn aber die Stadt oder Flecken aus Nachläßigkeit eines solchen Richters kein Recht und keinen Spruch erhalten; alsdenn mögen sowohl Adeliche als Städte wegen Haltung des geschwornen Friedens sich zusammen thun, und den Ruhestörer feindlich angehen, und soll dies nicht als ein Friedensbruch angesehen seyn. Wenn also einige Städte,

Flecken, Adeliche, oder wer es auch seyn möge, den Frieden in einem der oben angeführten Punkte verletzt, so soll bei Verlust unsrer Gnade, gegen diese Ruhestörer von allen, welche den Bund beschworen haben, mit vereinten Kräften feindselig verfahren werden, auf daß der Friede von nun an auf immer aufrecht und unverletzt erhalten werde. Damit nun diese unsere heilsamen und von allen beschwornen Satzungen fest und dauerhaft bleiben mögen, und von allen unverwerflich gehalten werden, so haben wir diesen Brief mit unsrer königlichen Majestät Insiegel unterzeichnet und bekräftigt. So geschehen zu Oppenheim im Jahre MCCLV in vigilia St. Martini indict. XIV.«

Dieser Bund gab dem ganzen teutschen Staatskörper und Handel eine andere Richtung. Die fleißigen Städte schafften bald Geld, und ihre Zünfte eine Truppenzahl auf die Beine, welche selbst mächtigen Fürsten fürchterlich war. Sie kündigten allen Räubern und Friedensbrüchigen den Krieg an, zerstörten ihre Raubnester, und brachten auch als Stände des Reichs auf allen Reichstagen den allgemeinen Landfrieden und eine bessere Justizverwaltung zur Sprache.[1] Der Bund erstreckte sich bald über ganz Teutschland. Die Bauerngemeinden, durch dies große Beispiel bürgerlicher Freiheit gereizt, suchten sich der Herrschaft ihrer Herren zu entziehen; und wenn es ihnen nicht gelingen konnte, freie Reichsdörfer zu werden, oder sich, wie die Schweizer, in Kantone zu versammeln, so setzten sich doch einzelne Familien, unter dem Namen der Pfalbürger, unter den Schutz der Städte; und die Kaiser, welche durch das Lehensystem und große Interregnum ihr Ansehen verloren hatten, sahen dies Bestreben der gemei-

1. Siehe die Reichsabschiede dieser Zeit.

nen Bürger als das schicklichste und kräftigste Mittel an, um dem Reiche Einheit und ihrer Krone eine neue Würde zu geben.[1] Kaiser Rudolph von Habsburg wollte dadurch die Macht der Großen beschränken, und eine Art von Unterhaus in Teutschland bilden. Ludwig der Baier beschenkte die Städte mit Freibriefen und Privilegien, und unter Wenzels Regierung kam, sogar mit Zuthun dieses Kaisers, ein neuer Bund der rheinischen und schwäbischen Städte zu Stande, welcher fähig war, mit Heeren von zehn- bis zwölftausend Mann die mächtigen Herzoge in Baiern und Schwaben zu bekämpfen.[2]

Diese anwachsende Bundes-Republik, mächtig durch Reichthum, Mannschaft und das Recht, fürchterlich im Kriege und Bunde, erregte endlich die Eifersucht und Furcht selbst jener Fürsten, welche sie anfänglich unterstützt hatten.[3] Die Anführer der städtischen Truppen, an Fehde gewöhnt, gingen bald aus dem Zustande der Vertheidigung in jenen des Angriffs über, und einzelne ihrer Haufen übten Gewaltthaten aus, welche dem Zwecke des Bundes ganz entgegen waren.[4] Durch diese Ausschweifungen und

1. Fovebat hasce societates, ut potentiam suam magis firmaret. Trithem. chron. Hirsaug.

2. Wenzeslaum regem occultum hujus ligae civium fuisse authorem, utpote qui potestatem theutonicorum principum semper habebat suspectam, quam tali modo speraverit infirmandam. ibid.

3. Displicuit haec civium colligatio principibus multis, qui multitudinem indomitae plebis de facili causa in furorem posse converti scientes, sibi non immerito metuebant ibid.

4. Naturam luporum coepisse inducere canes, et qui latrones debuerant persequi, didicisse immitari. ibid.

Friedensbrüche aufgebracht, entzogen ihnen die Kaiser ihren Schutz, und der Adel errichtete unter sich Bündnisse, welche den städtischen das Gleichgewicht halten sollten. Eines schlossen die rheinische und schwäbische Ritterschaft unter St. Georgen und Wilhelmen Schild. Ein anderes entstand in der Wetterau unter dem Namen der Löwengesellschaft. Auf diese folgte das Bündniß der Gehörnten. Das gemeinschaftliche Interesse des Adels vereinigte sie endlich alle im Jahre 1382 zu einem gemeinschaftlichen Vereine, welchen sie dem städtischen entgegen setzen wollten. Die Kaiser und der Reichstag mußten endlich ins Mittel treten, und so kam das erste vollständige Reichsgesetz, die goldne Bulle, und im Jahr 1383 eine neue Reichsabtheilung zu Stande, welche aber mehr dazu beitrugen, die Macht der Fürsten zu bekräftigen, als die Nation zu erheben.

Durch diese Begebenheiten und Verfügungen verlor der rheinische Städte-Bund gänzlich seinen nrsprünglichen Zweck. Der Fehdegeist verdrängte unter den Bundestruppen den Bürgergeist. Die Söldner verachteten die Befehle der Bürgermeister, und die gedungenen Anführer bedrückten den ruhigen Landmann und Bürger. Das große Bündniß trennte sich endlich in mehrere einzelne, wovon ein jedes seine besonderen Fehden führte. Die schwäbischen Städte bekriegten die Herzoge von Würtemberg, die rheinischen, die Pfalzgrafen bei Rhein. Nach vielen Verwüstungen und einzelnen Gefechten kam es bei Worms zu einem entscheidenden Treffen, worin die Bürger von Mainz, Speier und Worms geschlagen, und kurz darauf, wie der gelehrte Abt von Trithem so richtig sagt, ihre Bündnisse, welche anfänglich einen so heilsamen Zweck und guten

Fortgang hatten, durch eigne Friedensbrüche getrennt wurden.[1]

Indeß gingen die Absichten derselben nicht ganz verloren, ja sie waren, wie Pütter sagt, bis zur Errichtung der hohen Reichsgerichte noch eine kräftige Stütze gemeiner Freiheit. Wenn durch sie auch in Teutschland nicht, wie in andern Reichen, eine allgemeine Repräsentation des Volkes zu Stande gekommen ist; so bildeten doch die Städte ein eigenes Collegium auf dem Reichstage, und verbreiteten in allen Gegenden umher Gesetzlichkeit, Industrie, Künste, Handel und Cultur. Wir wollen zuerst eine allgemeine Schilderung ihrer wichtigen Unternehmungen in Gesetzgebung, Kunstfleiß und Handel entwerfen, dann das besonders anführen, wodurch sich eine jede derselben ausgezeichnet hat.

Schon vor der Errichtung des rheinischen Städte-Bundes war fast in einer jeden beträchtlichen Stadt ein Regiment unter der Bürgerschaft festgesetzt worden, was durch lange Erfahrungen und öftere Zusätze verbessert und erprobt, alles das, was sonst in der Lehensverfassung geschehen war, an Regelmäßigkeit und gesetzlicher Ordnung übertraf. Die Bürger waren in Zünfte oder Quartiere eingetheilt, um sowohl ihre Magistratspersonen zu wählen, als auch ihre Mannschaft zum Kriege zu bilden. Zur Gesetzgebung und Regierung setzten sie einen Stadtmagistrat an, welcher aus den alten Geschlechtern und den Zünftigen ge-

1. Felix quidem et satis fortunatum confoederationis suae habuerunt exordium, et omnibus in circuitu raptoribus magnum incussere timorem: verum postquam eorum milites conductitii aequitatis legem violare coepissent, confoederatio eorum diutius permanere non potuit. ibid.

wählt wurde. An der Spitze des Ganzen standen ein oder zwei Bürgermeister als Vorsitzer des Rathes und Anführer der Truppen. Bei einigen Städten, als Bern, Worms, Speier, war mehr die aristokratische, bei andern, als Cölln, Straßburg, Frankfurt, die demokratische Form vorherrschend, alle aber galten für Republiken, und glaubten durch ihre Senats- und Volksbeschlüsse [1] den alten Griechen und Römern zu gleichen.

Eben diese republikanischen Verfassungen beförderten auch eine regelmäßige Justizverwaltung und die Einführung deutlicher Gesetze. Bisher war die Gerechtigkeit von geistlichen und weltlichen Vasallen nur nach Willkühr verwaltet worden. Dem Bürger der Städte war daran gelegen, gleiche Rechte und Sicherheit zu haben, und bei den Seinigen durch Gesetze geschützt zu seyn. Da aber durch Lehens- und Faustrecht mit den Capitularien zugleich die römischen und teutschen Gesetze außer Acht gekommen waren, sammelten einige weise Bischöfe oder Rechtsgelehrte das, was davon noch im Herkommen war, und verbesserten es durch einige Zusätze, welche aus der veränderten Verfassung nothwendig wurden. Eine der ältesten Gesetzsammlungen dieser Art ist jene, welche der Bischof von Worms, Burkhard I., für sein Hochstift und seine Stadt abfassen ließ. Ich werde den Inhalt dieser merkwürdigen Urkunde in der Geschichte von Worms anführen. Nach ihr oder in ihrem Geiste abgefaßt, erschien späterhin der Schwabenspiegel als Gesetz für die oberrheinischen Länder. Die Verordnungen dieser Gesetzbücher gründen sich noch ganz auf den Geist der alten teutschen Gesetze, vermöge welcher die peinlichen Fälle durch Zweikampf und

1. Senatus populusque.

Gottesurtheil bewiesen, die Verbrechen durch Geldstrafe oder das Friedgeld gebüßt werden konnten. Dergleichen Gesetze mochten wohl bis in das dreizehnte Jahrhundert am Rheine ihre Rechtskraft behalten haben. Als aber die Gewerbe und der Zusammendrang in den rheinischen Städten die Geschäfte und Rechtshändel vervielfältigt hatten, und gegen Räuber und Mörder ein stärkerer Schutz nothwendig war; mußten auch, da man das römische Recht noch nicht kannte, neue und umfassendere Gesetze über Kauf und Verkauf, Zinsen und Schulden, Lug und Betrug, Raub und Mord gegeben werden. Man sammelte daher die alten Weisthümmer der Schöffenstühle über dergleichen Vorfälle, und nannte sie Stadtrechte oder Stadt-Reformationen.

Bei dieser erneuerten Gesetzgebung ging der Geist der teutschen Gesetzgeber, besonders in peinlichen Sachen, von einem Extreme zum andern über. Nach den Verordnungen des Bischofs Burkhard und des Schwabenspiegels, konnte man noch Diebstal und Mord durch Geld abbüßen; aber nach den neuen Statuten-Büchern, ist auf das geringste Verbrechen Nasen- und Ohrenabschneiden, Hängen und Köpfen gesetzt. Daher heißen noch die peinlichen Gerichte entweder zu Haut und Haar, oder zu Hals und Kopf. Ein gemeiner Diebstal wurde mit dem Strange, öffentlicher Raub mit dem Rade bestraft. Zauberei und Ketzerei, oder auch fleischliche Vergehungen zwischen Juden und Christen, fanden auf dem Scheiterhaufen ihre Strafe; und wo man des Verbrechens Gewißheit durch Zeichen nicht erfahren konnte, brachte man den Angeklagten durch Foltern zum Geständniß. Den Kirchendieben, Hexen und Ketzern war der Feuertod ohnedies gewiß. Bei den Grafen- und Herrengerichten ging die Grausamkeit in

Bestrafung so weit, daß man auf Wilddieberei oder Waldbeschädigung die härteste Todesstrafe setzte. Nach den Forstrechten im Spessart und der Eppsteiner Gemarkung wurden Wild- und Krebsdiebe enthauptet, oder an einen Baum aufgehängt. Nach den Waldgesetzen im dreieichner Hain verlor ein Forstfrevler die Hand; und nach jenen der hohen Mark wurde einem Baumschäler der Nabel aus dem Bauche geschnitten, dieser an einen Baum genagelt, und der Verbrecher so lange um denselben geführt, bis ihm die Därme aus dem Leibe gewunden waren und er todt darnieder sank.

Von dieser Zeit an vermehrten sich auch die Gefängnisse und Hochgerichte in den Städten und Ländern an dem Rheine. Erstere waren meistentheils bei den Stadtthürmen oder Rathhäusern angebracht und so dunkel und vergittert, daß sie eher einem Loche als einem Verwahrungsorte gleich sahen. Viele wurden auch, wie zu Zürich, und Miltenberg, mitten in dem Wasser errichtet, damit der Verbrecher nicht entwischen konnte. Noch vor einigen Jahren konnte man längs dem Rheine hin keine Stunde fahren, ohne einen oder ein Paar Rabensteine und Galgen an dem Ufer zu erblicken. Diese waren, wie bei Ingelheim und Lorch, so nahe beisammen, daß zwei an beiden verschiedenen Orten hinzurichtende Armesünder noch vor ihrem Ende mit einander sprechen konnten.

Um dieser finstern, schrecklichen Gerechtigkeitspflege den höchsten Anstrich von Schauerlichkeit zu geben; setzte man neben die öffentlichen Gerichte noch heimliche oder die sogenannten Vehmgerichte. Da sie selbst verborgen gehalten waren, ist auch ihr Ursprung verborgen geblieben. Einige Alterthumsforscher schreiben ihre Entstehung Karl dem Großen zu, welcher sie während seiner Kriege

gegen die Sachsen eingeführt haben soll. Wahrscheinlicher verdanken sie ihre Pflege dem Erzbischof von Cölln, Engelbert, [1] welcher als Großinquisitor und Reichsverwalter, geistlich- und weltliches Gericht, Beichtstuhl und Richterstuhl bei demselben vereinigte. Da jetzt mit dem Faustrechte und den unzugänglichen Räuberhöhlen der Bergschlösser, auch die heimlichen Verbrechen zugenommen hatten, glaubte dieser merkwürdige Fürst-Bischof, daß dieselbe auch nur durch heimliche Untersuchungen und Gerichte verfolgt und bestraft werden könnten. Diesem zufolge wurden zuerst in Westphalen, [2] dann an andern Orten Teutschlands heimliche Gerichte angelegt, mit Meister- und Schöppenstühlen und Vollstreckern der Urtheile. Diejenigen Personen, welche in diesen heimlichen Gerichtsorden aufgenommen wurden, mußten schwören, die heimliche Gerichtsbarkeit zu handhaben, den Verbrechen nachzuspüren, die Verbrecher anzuklagen, und selbige nach Wissen und Gewissen zu richten. Der Angeklagte wurde durch öffentliche oder heimliche Anschlagezettel vor das Gericht gefordert, und wenn er nicht erschien, entweder aufgefangen oder das Urtheil der Schöffen auch auf offenen Wegen und Straßen an ihm vollzogen.

Dieser fürchterlichen Gesetze und Anstalten ohngeachtet, waren weder Flüsse noch Landstraßen vor Räubern und Mördern sicher. Ja die heimlichen Gerichte beförderten eher die Verbrechen, als daß sie dieselben aufgehalten hätten. Wie sollten sich dadurch gemeine Diebe haben schrecken lassen, da es Vornehme und Mächtige nicht

1. Davon mehr in der Geschichte von Cölln.

2. Weil Engelbert als Kurfürst zugleich Herzog in Westphalen war.

thaten; und die Freischöppen selbst die gefährlichsten Justizmörder geworden sind. Nur der Beichtstuhl oder das Gottesgericht im Gewissen war das einzige Mittel, den heimlichen Verbrechen zuvorzukommen; aber auch dieser wurde öfters mißbraucht, obwohl er keine weltliche Gewalt zur Seite hatte. Indeß brachte die verbesserte Gerechtigkeitspflege wenigstens in den Städten größere Ordnung und Ruhe hervor. Um diese zu vermehren, wählten sich die Gemeinden, nebst den Schöffen und Richtern, noch andere Beamten, welche nach Maaßgabe der verschiedenen Verwaltungszweige entweder Seckelmeister, oder Rechenmeister, oder Münzmeister, oder Baumeister, oder Zunftmeister genannt wurden. Die Bürgermilitz war Zunft- oder Quartierweise abgetheilt und von den Hauptleuten angeführt. Die Städte wurden mit Mauern, Gräben und Thürmen befestigt, mit Warten umgeben, und die Zeug- und Fruchthäuser mit allem angefüllt, was zum Unterhalte und zur Bewaffnung ihrer Heerhaufen diente.

Nachdem auf diese Weise die Bürger in den Städten von innen durch Gesetze, nach außen durch Bollwerke und Mannschaft gesichert waren, fingen alle Arten von Künste und Gewerbe schnell unter ihnen an zu blühen. Die Bürgerschaft der Städte war selbst schon in Zünfte nach den verschiedenen Gewerben getheilt, und nicht nur die gröbern Handwerker als Maurer, Zimmerleute, Schmiede, Schuster, Wagner, Bäcker, Metzger ꝛc. hatten darin ihre Werkstätten errichtet; es zeichneten sich unter ihnen auch solche Künstler und Arbeiter aus, welche in Seide, Wolle, Hanf, Leder, Holz, Glas, Elfenbein, Stein, Gold und Silber alles das hervorbrachten, was die menschliche Gesellschaft nur schönes, künstliches, bequemes und wunderbares wünschen kann. Ich selbst habe in

den alten Kirchenschatzkammern oder fürstlichen Kunstsammlungen Werke und Fabrikate von diesen Zeiten her gesehen, welche sogar neue Kunstwerke sowohl an Schönheit als Tüchtigkeit übertrafen. Fein gewebte Tücher, seidene Gewänder mit seltener Pracht, Farbenspiel und Stickerei, Spitzen fein wie Spinnengewebe und zierlich wie Blumen gebildet, Schränke und Stühle von der niedlichsten Schreinerarbeit, Gefäße theils aus Holz und Elfenbein geschnitzt, theils aus Erde geformt oder aus Gold und Silber gegossen, mit den schönsten Zierrathen, Edelsteinen und Figuren besetzt, konnte man noch vor einigen Jahren in den Kirchen von Straßburg und Cölln, oder in den Schatzkammern von Mannheim und Mainz finden.

Von diesen handwerkerlichen Bestrebungen stiegen die sinnreichen Städtebewohner endlich zu den höhern Regionen der Kunst: zur Mahlerei, Bildhauerei, Uhrmacherei, Musik, Poesie und Architektur. Es ist wohl keine Kirche, kein altes Schloß, kein Rathhaus längs dem Rheinstrome hinab, was nicht mehrere Beispiele und Muster großer Kunstwerke aufweisen könnte. In den Sammlungen der Herren Boisseree und Wallraf zu Cölln, und dem Museum zu Frankfurt findet man Schätze von altteutschen Bildern. Die Kirchen von Freiburg, Straßburg und Cölln sind Wunder der Baukunst und Bildhauerei. Ihre Fenster schimmern mit tausenderlei Farben und Gestalten der Glasmahlerei. In dem ehemaligen Domschatze zu Mainz und Cölln waren Gefäße und Statüen von seltener Pracht Schönheit und Vollendung. Die Kasten, worin die Gebeine der heiligen Elisabeth zu Marburg, und die Köpfe der drei Könige zu Cölln liegen, gelten für Meisterstücke von Gold- und Schmelzarbeit. Die alten Choral- und Gesangbücher sind eben so merkwürdige Urkunden der hei-

ligen Musik als der Miniatur-Mahlerei.[1] Wenn aber auch von allen diesen Urkunden und Denkmälern des rheinischen Kunstfleißes nichts übrig geblieben wäre, als der Dom zu Cölln, so würde dieser uns noch Beweise davon im Ueberflusse geben können.

Diese Schönheiten der leblosen Kunstwerke wurden durch den Geist des Gesanges und der Poesie noch mehr belebt. »Ich wunderte mich, sagt Petrarca, am Rheine »so viele Bildung, so biedere Männer und schöne Weiber »gefunden zu haben. Das ganze Ufer war mit liebens»würdigen Mädchen besetzt; und Gott! welche schöne Gestal»ten, welche einnehmende Gesichter, welch niedlicher Anzug. »Jeder Mann müßte sogleich Liebe fühlen, dessen Herz nicht »anderswo schon gefesselt wäre.«[2] Unter diesen sangen die berühmten Minnesänger Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg, Heinrich von Mainz und andere, deren Lieder Rüdger von Manesse sammelte; und ich selbst habe in dem Kreuzgange des Mainzer Domes das Denkmal des berühmten Frauenlob wiederhergestellt, welchen die Frauen aus Dankbarkeit selbst zum Grabe getragen haben.[3]

Von den Werkstätten der Handwerker und Künstler innerhalb der Städte erstreckte sich auch die Industrie auf

1. Noch ist zu Aschaffenburg das Brevier und Kirchenbuch Kurfürst Alberts II. ein wahres Denkmal altteutscher Kunst.

2. Mirum in terra barbarica, quanta civilitas, quae urbis species, quae virorum gravitas, quae munditiae matronarum. Omnis ripa praeclaro et ingenti mulierum agmine tegebatur. Obstupui, Dii boni, quae forma, quae facies, quis habitus! amare potuisset, quisquis eo non praeoccupatum animum attulisset. Ep. ad Colonnam.

3. Davon umständlicher weiter unten.

das flache Land umher. Wir sind zwar den Geistlichen und Mönchen vielen Dank für den Anbau der Fruchtfelder und Weinberge am Rheine schuldig, aber die blühendste Landwirthschaft bildete sich erst in der Nachbarschaft der Städte. Die reichen Bürger und Patricier gingen in allen Arten von Pflanzungen den Bauern auf ihren Landgütern als Muster voran. Einige darunter, z. B. Wigilo von Wambach in Frankfurt, die zum Jungen von Mainz, die Lieskirchen in Cölln, hatten sich so beträchtliche Ländereien erworben, daß sie damit reiche Stiftungen für Kirche, Kranken und Arme machen konnten. Die Frucht- und Speisemärkte in Mainz, Cölln, Straßburg, Frankfurt und Worms gaben dem Landmann einen sichern Absatz seiner Früchte, seiner Küchenkräuter, seines Obstes, seiner Eier, seiner Milch und seiner Butter; und die Gärten, welche die reichen und wohlhabenden Bürger zu ihrem Vergnügen um die Städte anlegten, waren eine Pflanzschule seltener Gewächse und Blumen. Eine jede Stadt hatte dabei noch eine eigene Gärtnerzunft, welche den Burgbann anbauete. Diese fleißigen Leute arbeiteten wohl vier Mal des Jahres ihren Boden um; und noch sind das Gartenfeld bei Mainz, Sachsenhausen bei Frankfurt und die Kappesbauern zu Cölln Beweise davon.

Der Kunstfleiß führte endlich die Bewohner der Städte auf ganz neue und unerhörte Entdeckungen. In Freiburg und Straßburg wurden eine Menge Verbesserungen bei den Mischungen der Farben, in der Verarbeitung der Metalle, an den Spinnrädern, Uhren, Weberstühlen gemacht. In Basel verfertigte man aus Lumpen Papier, und in Mainz erfanden Guttenberg und Faust die Buchdruckerei, welche sowohl in Sitten als Wissenschaften eine neue Epoche stiftete. Der gelehrte Schunk

hat uns in seinen Beiträgen zur Mainzer Geschichte ein Bruchstück mitgetheilt, woraus man schließen könnte, daß sogar die Erfindung des Schießpulvers Mainz zugehöre.[1]

Von allen diesen einzelnen Bestrebungen der Städte, von diesem mannigfaltigen Wetteifer in Künsten, Handwerken, Anbau und Erfindungen, war der Handel und die rheinische Schiffahrt die Seele. Wenn man den Lauf und die Größe des Rheins betrachtet, so ergibt es sich von selbst, daß dessen Bewohner zu beiden wichtigen Beschäftigungen angetrieben werden mußten. Dieser herrliche Fluß durchschneidet Europa, so zu sagen, in der Mitte. Er verbindet den fruchtbaren Süden mit dem fleißigen Norden; und die ihm zugehenden Gewässer führen ihm die Reichthümer des Osten und Westen zu.

Als der rheinische Städte-Bund errichtet wurde, hatten sich bereits schon drei Hauptstädte zu Meisterinnen der Schiffahrt und des Handels gemacht, welche auf ihm getrieben wurde: Straßburg nämlich am Obern-, Mainz am Mittel- und Cölln am Unterrheine. Ihre günstige Lage und selbst die allmählige Vergrößerung des Flusses brachten es mit sich, daß bei denselben ein Ueberschlag und Stapel der Waaren statt finden mußte.

Von Basel bis nach Straßburg ist der Rhein zwar schon zu einem beträchtlichen Strome angewachsen, allein sowohl die Seichtigkeit seines Wassers als die vielen Auen vertragen noch kein schweres, tiefgehendes Schiff. Man bediente sich daher kleiner, flacher und aus einigen Tannenbretern zusammengesetzter Fahrzeuge, welche man die

1. Einen Brief vom Jahre 1305, worin Kurfürst Heinrich III. einen Feuerschützen, welcher sich im Schlosse Ehrenfels unter Mainz aufhielt, begehrt.

Lauertannen nannte. Erst von Straßburg konnten größere Schiffe den Fluß hinabgesendet werden. Aber auch diese waren nicht beträchtlich, indem sie unter dieser Stadt bis nach Speier noch manchen Gefahren ausgesetzt waren. Ihre Fracht durfte nicht viel über 2500 Centner betragen. Es wurde daher ein Schiffahrtsgesetz gemacht, vermöge welchem jeder Schiffer, der zu Thal fahren wollte, zuerst sein Fahrzeug von Sachverständigen besehen, dann das Wasser von Straßburg bis Germersheim untersuchen, und endlich nach Maaßgabe der Größe des Schiffes sich sowohl die Zahl der Steuerleute als Ruderknechte bestimmen lassen mußte. Fand man die Fracht alsdann noch zu schwer, so wurde sie in kleinere Fahrzeuge oder Nachzüge vertheilt, und erst zu Neuburg in das Hauptschiff übergeladen. Demzufolge sahe man Speier als den Ort an, wo größere Schiffe ruhig den Rhein befahren konnten. Diese Stadt erhielt dadurch einen natürlichen Stapel.

Nachdem der Rhein den Neckar und den Main aufgenommen hat, gewinnt er bei Mainz jene Breite und Tiefe, welche ihn den größten Flüssen Europens gleich setzt. Bei dieser Stadt erhält also die Schiffahrt auch neues Leben und Gewicht. Von ihrem Ufer gehen bis nach Cölln Schiffe ab, welche bei 10,000 Centner enthalten können. Diese Vermehrung der Fracht brachte in Mainz einen neuen Ueberschlag und ein neues Stapelrecht hervor, vermöge dessen die dort landenden Schiffe die Waaren ausladen und zum Verkauf anbieten mußten. Sowohl die Bürger als Kurfürsten von Mainz behaupteten und beförderten dieses Recht aus allen Kräften. Erstere errichteten an dem Ufer des Rheins Kranen und Dämme; die Kurfürsten Hatto und Siegfried I.

ließen die Felsen am Binger Loche sprengen, um die Schifffahrt zu erleichtern, und unter dem Kurfürsten Peter wurde ein Kaufhaus erbauet, was dem Ueberschlage und Lager der Waaren Raum und Schutz gab. Endlich verschaffte der Kurfürst Diether unter der Martinsburg den Schiffen einen Hinterhalt, wohin sie sich bei schnell eintretender Winterkälte gegen Frost und Eisgang retten konnten. Durch diese nützlichen Anstalten wurde die Schifffahrt von Mainz bis Cölln erleichtert, und der Handel auf dem Flusse ungemein befördert.

In letzterer Stadt erhielt beides endlich seine höchste Wichtigkeit. Nachdem nämlich der Rhein noch die Nahe, die Lahn und Mosel in sich aufgenommen hat, bildet er längs dem Ufer von Cölln hin einen natürlichen Hafen im Halbkreise von einer Stunde, von welchem jetzt Schiffe aus- und eingehen konnten, welche an Größe und Gewicht den Seefahrzeugen gleich kamen. Durch einen so zahlreichen Verkehr sahen die Ufer dieser Stadt einem Walde von Mastbäumen, oder einer Gasse von schwimmenden Häusern gleich, von außen mit allen Schiffgeräthen und Tauwerke, von innen mit allen Bequemlichkeiten einer Wohnung versehen, und mit den Reichthümern aller Weltgegenden belastet. Es war daher natürlich, daß auch hier das Stapelrecht eingeführt, und die Stadt mit Kranen, Dämmen und einem Kaufhause versehen wurde.

Dem Beispiele dieser drei Haupt-Handelsstädte am Rheine folgten bald die übrigen. Freiburg, Speier, Worms, Frankfurt am Main, Bingen, Coblenz, Wesel und Cleve. Eine jede Stadt oder jedes Städtchen, was entweder an der Mündung eines in den Rhein gehenden Flusses und Wildbaches lag, oder wo Felsen, Sandbänke, Strudel und andere Oertlichkeiten

der Schiffahrt Hindernisse in den Weg legten, wurde eine kleine Niederlage, von wo aus die aus allen Gegenden kommenden Waaren und Landeserzeugnisse entweder nach dem Hauptstrome, oder von diesem in die weitern Länder rechts und links ihre Versendung erhielten. So wurden schon gegen das zwölfte Jahrhundert hin alle Arten von einheimischen und fremden Erzeugnissen, Getraide und Früchte, Wein und Oehl, Bau- und Brennholz, Gewürz und Metalle, Bau- und Mühlsteine, Thierhäute und Leder, Leinen- Wollen- und Seidentuch, Werkzeuge und Gefäße, Geschmeide und andere Kostbarkeiten auf dem Rheine zu Thal und zu Berg gefahren, und in die entferntesten Gegenden damit Handel getrieben.

Man kann sich leicht vorstellen, daß sowohl die rheinischen Städte, als die rheinischen Fürsten sich wechselseitig bestrebten, aus diesem wichtigen Verkehre den möglichsten Nutzen zu ziehen. Jene versuchten alle Mittel, wodurch sie die Schiffahrt auf dem Rheine gegen die Gefahren sichern konnten, welche ihnen die Natur, oder Raubsucht der Fehderitter entgegen stellte. Sie befestigten die Ufer gegen den Andrang oder die Wildheit des Wassers, durch Dämme und Grippen. Sie zersprengten die Felsen und Klippen, welche über oder unter der Rheinfläche den Schiffen droheten, und befestigten durch Gebüsche und Stämme den Leinpfad. Am Niederrheine waren eigene Rheinbaumeister angestellt, welche man Teiggrafen nannte, und am Ober- und Mittelrheine bewaffnete Flotten auf dem Flusse erhalten, welche die Kauffahrteischiffe decken, und gegen alle Anfälle der Räuber und Friedensstörer schützen sollten.

Die rheinischen Fürsten beförderten wohl auch die Schiffahrt durch große, kostspielige Unternehmungen. Auch

sie errichteten Dämme, ließen Felsen sprengen, und legten Kaufhäuser und Kranen an; allein ihre Absicht ging doch mehr auf die Bereicherung ihrer Kammern, als auf das gemeine Wohl. Da die Wahl der Kaiser gegen das zwölfte Jahrhundert größtentheils von den rheinischen Kurfürsten abhing; so ließen diese sich von dem zu erwählenden Reichsoberhaupte neue Rheinzölle oder sonst ein die Rheinschiffahrt betreffendes Recht ertheilen. So geschah es, daß ein jeder derselben drei oder vier Hauptzölle am Rheine, und mehrere Nebenzölle auf den ihn zufließenden Flüssen erhielt. So wichtige Vortheile, welche dadurch die Kurfürsten erworben hatten, reizten auch die anderen Mächtigen am Rheine. Jeder Fürst, dessen Land sich an den Fluß erstreckte, verschaffte sich entweder durch die Gnade des Kaisers, oder durch Gewalt einen Rheinzoll; und wenn er seine Anmaßungen auch nicht über alle vorbeifahrende Schiffe als Waaren ausdehnen konnte, so versuchte er sie doch wenigstens auf einige Artikel, als Wein, Pfeffer und Getraide.

Die Zölle wurden besonders bei solchen Orten angelegt, wo entweder der Stapel, wie zu Speier, Mainz und Cölln, oder die Natur, wie bei dem Binger Loche, bei der Pfalz, bei der Bank [1] die Schiffahrt aufhielt. Hier wurden entweder Zollhäuser, oder feste Schlösser und Mautthürme erbauet, aus welchen man die Schiffe mit gewaffneter Hand anhalten und zwingen konnte. Auf diese Weise hatten sich die rheinischen Fürsten schon über dreißig Zölle von Straßburg bis zu den Niederlanden erworben; wovon die vier rheinischen Kurfürsten allein über achtzehn besaßen. Um daher dem Zollwesen mehr Ordnung und

1. Zu St. Goar.

Gleichförmigkeit zu geben; hielten letztere mehrere Zusammenkünfte zu Mainz, zu Lahnstein, oder auch bei dem Königstuhle, und setzten gewisse Zollverordnungen oder Zollartikel fest, nach welchen sich sowohl die Zollbeamten, als Schiffer richten sollten. Diesen gemäß, wurde bei einer jeden Zollstätte ein Beseher, um die Fracht zu schätzen; ein Zöllner oder Zollschreiber, um die Einnahme einzutragen; ein Nachgänger, um beide zu kontrolliren; endlich ein Frachtbestätter, welcher den Schiffern Vorschuß leistet, angestellt. Diesen waren mehrere Zollknechte zugegeben, welche ihnen in den Amtsverrichtungen behülflich seyn mußten. Sie wurden meistens aus der Schifferzunft genommen, auf daß sie sowohl über die Schiffsladungen als Frachtbriefe desto sicherer urtheilen könnten. Der Zolltarif war nach Maaßgabe des innern Werthes oder auch des Gewichtes eingerichtet, allein die Zollbeamten verließen sich meistens auf ihre Kenntnisse und Erfahrungen, auch wohl auf ihr Augenmaaß; und so mußten sich die Schiffer mit ihnen öfters durch Geschenke abfinden. Dieser Willkühr der Schätzung suchte man hernach durch Maaß und Wagen abzuhelfen. Man maß nämlich die Schiffe nach ihrer Länge, Breite und Tiefe, oder wog die Waaren, und forderte sonach den Zoll. Aber auch diese Untersuchung blieb noch vielen Schwierigkeiten unterworfen, und so kehrte man wieder mehr oder weniger zu der alten Schätzung über Bausch und Bogen zurück. Die Zollgesetze der rheinischen Kurfürsten kamen endlich theils durch die Willkühr der Zollbeamten, theils durch die Eigenmacht der übrigen Fürsten wieder außer Acht; und es bestand blos unter Zöllnern und Schiffern ein Geschäft auf Treue und Glauben.

Die Menge und fast unnatürliche Vervielfältigung der Rheinzölle machte endlich selbst diese Art von Zollerhebung nothwendig. Wenn man bedenkt, daß von Mainz bis Cölln allein über vierzehn Zölle, und diese öfters so nahe bei einander angelegt waren, daß der Schiffer, wie bei Bacharach und Andernach, von einem Ufer gleich auf das andere überfahren mußte; so wird man leicht die Beschwerlichkeit und den Aufenthalt begreifen, welcher der Schiffahrt durch eine strenge Untersuchung nach Maaß und Gewicht in den Weg gelegt worden wäre. Uebrigens wurde der Zoll in Tournosen erhoben, welches Geld man für das schicklichste hielt, um den Preiß der Waaren zu bestimmen.

Der wechselseitige Verkehr und der wechselseitige Schutz, welchen zuerst die Städte am Rheine durch den rheinischen Städte-Bund unter sich festgesetzt hatten, erstreckte sich in kurzer Zeit durch den großen Hansee-Bund über ganz Europa. Noch kann man in dem Rathhause zu Cölln die Sitze der Bundesrichter und in dem Kaufhause zu Mainz die Schildhalter der Städte sehen, welche dieses große Gemeinwesen entweder geleitet oder repräsentirt hatten.[1] »Innerhalb der Mauer einer »Stadt, sagt Herder, war auf einen kleinen Raum alles »zusammengedrängt, was nach damaliger Zeit Erfindung, »Arbeitsamkeit, Bürgerfreiheit, Haushaltung, Polizei und »Ordnung wecken und gestalten konnte: die Gesetze man»cher Städte sind Muster bürgerlicher Weisheit. Edle »sowohl als Gemeine genossen durch sie des ersten Nah»mens gemeinschaftlicher Freiheit, des Bürgerrechtes.

1. Jetzt ist das Kaufhaus niedergerissen. Den Umriß davon findet man in den rheinischen Alterthümern.

»In Italien entstanden Republiken, die durch ihren Han»del weiter langten, als Athen und Sparta je gelangt »hatten; diesseits der Alpen gingen nicht nur einzelne »Städte durch Fleiß und Handel hervor, sondern es »knüpften sich auch Bündnisse derselben, ja zuletzt ein »Handelsstaat zusammen, der über das schwarze, mittel»ländische, atlantische Meer, über die Nord- und Ostsee »reichte. In Teutschland und den Niederlanden, in den »nordischen Reichen, Polen, Preußen, Ruß- und Liefland »lagen diese Städte, deren Fürstin Lübek war, und die »größten Handelsörter in England, Frankreich, Portu»gall, Spanien und Italien gesellten sich zu ihnen; viel»leicht der wirksamste Bund, der je in der Welt »gewesen. Er hat Europa mehr zu einem Gemein»wesen gemacht, als alle Kreuzfahrten und römische Ge»bräuche: denn über Religions- und Nationalunterschiede »ging er hinaus, und gründete die Verbindung der Staa»ten auf gegenseitigen Nutz, auf wetteifernden Fleiß, auf »Redlichkeit und Ordnung. Städte haben vollführen, was »Regenten, Priester und Edle nicht vollführen konnten und »mochten: sie schufen ein gemeinschaftlich wirkendes Europa.«

Ich glaube dieses Buch nicht besser schließen zu können, als mit einer Stelle aus Münsters Kosmographey, welche die Gesetze und Sitten der Zeit so deutlich schildert. »Gleichwie von Anfang der Beschöpfung bis auf unsere Zeit sich verloffen haben sieben Welt, und wir jezund sind in der siebten Welt, die besteht also lang als Gott will, derselben weis sind auch sieben Heerschildt aufgelegt. Der König hebt den ersten; der Bischof Abt und Abtissin, die da gefürstet sind, heben den andern; die Layenfürsten den dritten; die Freyherrn den vierten, die Mittelfreien den fünften; die Dienstmannen den sechsten;

und den siebenten Heerschild hebt jeglicher Mann, der nicht eigen oder ein Kind ist.

Siebenzahl wird auch angenommen von dem menschlichen Leib. Dann bey dem Haupt wird bescheiden Mann und Weib, die ehelich zusammen gekommen sind, und die Kind von ihnen beyden geboren, werden bezeichnet nach dem ersten Glied von beyden Haupt; nämlich da die Arme stoßen an die Schultern. Geschwister Kind die andere Sippe, die stehn an dem andern Glied von dem Haupt herab gezählt, das Glied heißt der Ellenbog. Die dritte Sipp steht an dem dritten Glied, da die Hand an den Arm stößt, und die vierte an dem vierten Glied, da der Mittelfinger an die Hand stoßt. Die fünfte Sipp steht am fünften Glied, nämlich an dem andern Glied des Mittelfingers. Die sechste am dritten Glied des Mittelfingers, und die siebende vor dem Nagel des Mittelfingers. Nun welche Kinder nach diesen sieben Gliedern sich vergleichen, die nehmen auch zu gleicher Weise das Erb. Hat ein Pfaff eine Kirche oder Pfründe, davon er sich betragen mag, so theilen seine Geschwister nicht mit ihm das fahrende Gut. Wer Erb nimmt, der soll auch die gelten, die der todte Mann gelten sollte. Diebstal, Spiel und Raub ist niemand schuldig zu gelten für den andern.

Es mögen nicht zeugen Kinder die unter vierzehn Jahren sind, noch Weiber, dann in etlichen Sachen, auch nicht Buben, Dumme und Thörigte, Blinde, Taube, Unsinnige, Ketzer, Verbannte und meineidige Leute.

Es mag ein Kind seines Vaters und seiner Mutter Erb verwirken in vierzehen Dingen. Nämlich so der Sohn bey der Mutter liegt; oder so er seinen Vater

fahet und einschleußt wider Recht; oder so der Sohn seinen Vater anspricht und solche Dinge von dem Vater anzeigt oder rüget, die dem Vater an den Leib gehen; oder so der Sohn einen Vater schlägt an die Waugen; oder merklichen bescholten hat; oder auf ihn klagt, das den Vater in Schaden bringt, an Ehre oder Gut; oder so der Sohn ein Dieb oder Bösewicht wird; oder den Vater irret und verhindert an seiner Seelenheil am Todtbett; oder so der Sohn ein Spielmann wird wider des Vaters Willen; oder wollt nicht Bürge werden für den Vater; oder wollt ihn nicht lösen von dem Gefängniß; oder so der Vater von Sinnen kömmt, und der Sohn verwahret ihn nicht; oder so der Sohn dem Vater sein Gut verthut mit Unfug.

So ein Mann stirbt ohne Kinder, und hinterläßt eine Frau, soll diese unbekümmert seyn bis zum dreisigsten Tag. Von dem Erb soll man zum ersten dem Gesind ihren Lohn geben, und soll sie nicht ausstoßen bis zum dreisigsten Tag, bis sie sich anderswo versehen mögen. Darnach muß die Frau theilen mit den Erben. Sie soll auch ihres Mannes Roß und Sattel, Harnisch und das best Schwert geben seinem Herrn, ob er ein Dienstmann war. Die Frau soll geben den Erben ein Beth, ein Pfülven, ein Küssen und zwey Beilachen Tischlachen und ein Badkappen, zwo Zwehelen und zwei Becken. Das ist die gemeine Hinfahrd, da setzen die Leut mancher hand Dieng zu, so dazu gehört. Wo aber die Frau der Dingen nicht hat, der soll sie nicht geben.

Wenn zwey oder mehr gebohren sind zu einer Todleib, soll der Aelter das Schwert nehmen vorhin, demnach theilen sie gleich und der Jünger der Wehler. Es soll auch der ältst Bruder des jüngeren Vogt seyn, bis sie

aufgewachsen sind, darnach soll er ihnen gute Rechnung geben.

Münchet man einen Knaben unter vierzehn, oder eine Jungfrau unter zwölf Jahren, denen soll nichts abgehen an Land und Lehnrechten im Erben. Kommen sie über dies Ziel, so stehen ihre nächsten Freunde an ihr Erb. Weis man das Alter eigentlich nicht, soll man Zeichen suchen am Leib, das erst so man kleine Härlein findet unter der Nasen, das andere so man solches findet unter der Uchsen; das dritte ob den Gemäch, damit wird bewerht, daß der Knab vierzehn Jahr alt ist oder drüber. Aber die Jungfrau mag mit diesen Zeichen nicht überwunden werden.

Man soll allen Raub und Diebheit zweifaltig gelten, so sie mit Gericht genöthigt werden. Gebe sie aber wieder unbenöthigt, so soll man sie einfältig gelten. Straßenraub begeht man sunderlich an dreyer hand Leut, an Pfaffen oder Pfaffengesind, an Pilgern und an Kaufleuten, die von Land zu Land fahren. Man soll die Straßenräuber hängen an einen Galgen, der aufgericht werde an einer öffentlichen Straß. Hat man wider einen solchen Räuber keine Gezeugen, soll man ihm vorlegen drey Wahl, die Wasserurtheil, oder das heiß Eysen auf der Hand zu tragen, oder in ein heißwallenden Kessel mit Wasser zuzugreifen bis an die Ellenbogen. Gerichtet er damit, so ist er der andern Urtheilen ledig. Die ihr Recht mit Diebstal oder Straßenraub verwirken, ob man sie desselben Raubs oder Diebstals anders zeihet, die mögen mit ihrem Eid nicht ledig werden, man soll ihnen drey Chur vortragen, das heiß Eysen zu tragen, oder in wallenden Kessel zu greifen, oder mit Kampf sich zu wehren.

Alldieweil sich ein Mann mit seinem Schwert begürken mag, und auf ein Roß mit einem Schild und mit einem Schaft gesizen mag, und man sezt ihm ein Stock zu dem Roß, der einen Daumellen hoch ist, und man soll ihm den Stegreif halten, und ein Meilwegs gereiten mag, der mag Haus halten und mit seinem Gut umgehen, als ob er vierzehn Jahr alt wär. Wenn der Jüngling zu vierzehn Jahren kommt, mag er ein ehlich Weib nehmen, ohne seines Vater Willen: also auch eine Tochter, die zu zwölf Jahren kommen ist, mag einen Ehemann nehmen.

Es mag niemand Pfleger seyn, er sey dann fünf und zwanzig Jahr alt. Den Pfleger nennt man etwan Vormünder, etwan Vogt, etwan Behalter, etwan Sallate. Die alle sollen getreue Leute seyn. Es mag kein Kind unter vierzehn Jahren ohne seinen Pfleger etwas thun, das stät seye. Verspielt ein Kind seines Vaters Gut, dieweil es nicht ausgesteuert ist, und ist unter 25 Jahren, muß man es dem Vater wiedergeben. Ein jeglicher Jüngling soll Pfleger haben, bis er 25 Jahr alt wird. Dieweil soll er nichts thun ohne seinen Pfleger mit seinem Gut. Ein Weib mag ohne ihres Mannes Erlaubniß ihres Guts nichts hinweggeben, weder eigne noch ledig Ding, noch Zinsgut, noch Lehensgut. Dann er ist ihr Vogt.

Der Kaiser mag in allen Landen nicht gegenwärtig seyn; und mag alle Untergericht nicht verrichten, davon so leihet er andern Fürsten, Grafen und anderen Herren weltlich Gericht. In teutschen Landen hat jedes Land seine Pfalzgrafen. Sachsen hat einen, Baiern einen, Schwaben einen und Franken einen. Der römisch König soll mit Recht dieser Herrschaft, Markgrafschaft, Pfalzgrafschaft oder Grafschaft, keine in seiner Gewalt haben

Jahre und Tage. Er soll sie hinleihen, thut er das nicht, des klagen die Fürsten und andere, das ihnen gebrest, dem Pfalzgrafen am Rhein, wann der ist zu Recht Richter über den König und davon hat die Pfalz viel Ehre. Alß man den Kaysser kieset, soll er dem Reich hulden, und soll in Eid nehmen vier Ding, nämlich daß er das Recht stärke, das Unrecht bekränke, das Reich alle Zeit mehre, und nicht ärmer mache.

Andere viel Rechte so in teutscher Nation gemacht sind, von Erben, Bürgschaften, Gezeugen, Morgengaben, Leibgeding, Heimsteuer, Todleib, rechtlosen Leuten, Acht, unehelichen Kindern, Pflegern, Eigenleuten und Nothwehr ꝛc. will ich dahin fahren lassen.

Es weißt auch vast jedermann, was und welche Kleider vnd speiß im Teutschen Land jezt im brauch seind, darumb nicht vom nöthen, etwaß davon zu schreiben. Es haben die Teutschen viel Vnterschied vnd mannigfältige grad od' stand Vnder inen. Den ersten stand haben die Geistlichen, den andern die Edlen, vnd der hat vil grad, dan es seind Fürsten, Grauen, Freyherren vnd andere Edlen. Die Fürsten Vebertreffen die andern nit allein in der Würdigkeit vnd hohem geschlecht, sunder auch in dem gewalt, dann sie haben weite Länder vnd herrschaften. Aber die Grauen, Freyherren, vnd andere edlen, sitzen hin vnd her hinder den Landesfürsten, besunder die schlechten edelleut. Hie ist gar ein seltzamer brauch vnder den edlen. Dann wann die Keyser des Keyserthums halb not angehet, vnd er Vermanet seine Fürsten, grauen vnnd edlen, so sprechen sie, das sie gefreyet seind, vnd niemand dienen dann der jnen sold giebt, darzů lassen sie auch jre vnderthanen nit dienen, vnd sagen doch das der Keyser jr Oberherr sey. Diese leut meinen, das jr adel

nit wenig geschwecht wurd, wann sie solten kaufmanschatz treiben, oder ein Handwerk fuhren, oder so einer ein vnedle hausfrauwen neme, oder solt einer wonen wie ein ander Bürger in einer frembden statt. Sie haben kein Gemeinschaft vnd beywonungen auf den bergen, in den wäldern, oder auf dem feld, do sie mit jrem Hausgesind frey wonen. Die fürsten vnd edlen hangen an gemeinlich dem jagen, vnd meinen es gehör jnen allein zů auß langwärigem brauch, vnd begebner freiheit, aber den andern Verbieten sie zu fahen Hirtzen, Reh, hinner vnd hasen bei Verlierung der Augen, ja an etlichen örtern ist es verbotten bei kopfabhauwen. Doch was schedliche thier seind, mag jederman fahen. Es essen auch die edlen gar lustbarlich, vnd kleiden sich köstlich, zieren sich mit gold, sylber vnnd seiden, sunderlichen die weiber, im hauß vnd ausserhalb dem hauß. Vnd wann sie ausgahn, volgt jnen nach ein hauffen gesinds, vnd ghan so langsam vnd sittlich vnd machen so wohlbedachte Schritt in jrem gang, daß das gemein Volk sie einswegs an jren geberden erkennt. So aber ein ferner weg vorhanden ist, gond sie nit zů fuß, dann sie meinen es were jnen Vnerlich, vnd ein vrkund der dürftigkeit, aber rauben wann sie not angat, schemen sie jren theil nit, besunder nachdem der thurnier in ein abgang komen ist. Wann jnen ein schmach von jemand begegnet, tragen sie es selten mit dem recht auß, sunder sie versamlen jre reisige gespanen, vnd rechen sich mit dem schwerdt, feuer vnd raub, vnd zwingen also die jnen widerdruß haben gethan, zů der genůgthůung.

Der ander standt ist der Burger die in den stetten wonen, deren ein theil dem Keyser, die andern den Fürsten oder den geistlichen prelaten vnterworffen seind. Die dem Keyser gehorsam seind haben vil freyheiten, bruch vnd

satzungen, deren sie sich in gemein gebrauchen. Aller jar machen sie auß den burgern ein stett oder burgermeister, an dem der höchst gewalt steht. In den malefitzen oder übelthaten vrtheilen sie nach vernunft vnd gewohnheit, das sie sunst auch pflegten zů thun in andern burgerlichen hendlen vnd zänken; doch mach man zu dem Keyser appellieren. Es seind gar noch in allen Reichsstetten zweierlei burger. Etlich seind junkern, vnd von den grosen geschlechten geboren, die andern seind schlechte Burger. Die schlechten Burger treiben kauffmanschatz, oder bekümmern sich mit Handwerken, aber die andere, die man Patricios nent, vnd von den alten geschlechten herkommen seind, betragen sich mit jrem Väterlichen erb vnd von zinß vnd gülten. Und wann einer aus den gemeinen burgern zu grosen reichthum kompt, vnd will sich zu jnen schlahen oder gemeinschaft mit jnen machen, nemmen sie jn nit in jr gemein. Doch was der stattregiment antrift, wird do vnder den burgern kein Vnderscheid gemachet, sunder werden beide zů den ämptern genommen besunder die einheimische. Die stett im teutschen land seind gemeinlichen, wol bewart vom natur oder kunst, dann sie seind fast zu den tiefen wässern gesetzt, oder an die berg gegrundfestet, vnnd die auf der freyen ebne liegen, seind mit starken Mauren, mitt gräben, bolwerken, thürmen, schütten vnd andern gewehr umpfasset, das man jnen nit bald kan zukommen.

Der dritt stand ist der menschen auff dem feld, sitzen in den dörffern, höfen, vnd wylern, vnd werden genennt Bauwren, darumb dz sie das Feld bauwen, vnd das zu der Frucht bereiten. Die füren gar ein schlecht vnnd niderträchtig leben. Es ist ein jeder von dem andern abgeschnitten, vnd lebt für sich selb mit seinem gesind vnd vieh. Jre heuser seind schlechte heuser von kot

vnd holtz gemacht, auf das erdtrich gesezt, vnnd mit stroh gedekt. Jre speiß ist schwarz rocken brodt, haberbrey, oder gekocht erbsen mit linsen. Wasser vnd molken ist fast jr trank. Ein zwilch gippen zwen bundschůch vnd ein filzhut ist jr kleidung. Dise leut haben nimmer Ruh. Frůh vnd spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nechsten stett zuuerkauffen was sie nutzung ůberkommen auff dem feld vnd von dem viech, vnd kaufen ein dargegen was sie bedörfen. Dan sie haben keine, oder gar wenig handwerksleut bei jnen sitzen. Jren Herren můsen sie offt durch das jar dinen, das feld bauwen, såen, die frucht abschneiden, vnd in die scheuwer fůhren, holz hauwen vnd gråben machen. Do ist nichts, daß das arm Volk nit thun muß, vnd an verlust nit auffschieben darf. Was solche harte Dienstbarkeit in dem armen Volk gegen jren obern bringe, ist man in kurz verruckten jaren wol innen worden. Es ist kein ståhel bogen so gut, wan man jn zu hoch spannen will, so bricht er. Also ist es mit der růhe der oberkeit gegen den Vnterthanen, wo die zu groß ist. Es wolt sich der kůnig Roboam zu viel tirannisch gegen seinen vnterthanen halten, aber wie wohl es ihm ausschlug, weis ich wohl. Solches weis ich auch wol, das Gott oft hierten vnd regenten ůber ein volk sezt, nachdem sichs gegen jm verschuldet.«

Nachdem wir nun die großen Unternehmungen des rheinischen Städte-Bundes im Allgemeinen vorgenommen haben, wollen wir auch die Geschichte der einzelnen Städte und Staaten, und was darin vorzüglich merkwürdig ist, anführen.

Druckfehler.

Seite	20.	Zeile	15.	statt	vor lies von.
—	64.	—	21.	—	Sesistat l. Sesistek.
—	73.	—	21.	—	Sesisiat l. Sesistek.
—	104.	—	24.	—	den grausamsten l. der grausamste.
—	154.	—	4.	—	hergestellt l. dargestellt.
—	234.	—	16.	—	814 l. 841.
—	240.	—	22.	—	Köuige l. Kriege.
—	304.	—	31.	—	Versprechen l. Vorsprache.
—	304.	—	32.	—	Gardo l. Bardo.
—	376.	—	14.	—	Ludwig l. Otto.
—	389.	—	22.	—	Berthold l. Hermann.
—	445.	—	19.	—	vollführen l. vollführt.

Rheinische Geschichten und Sagen

von

Niklas Vogt.



Zweiter Band.

Frankfurt am Main
Verlag der Hermannschen Buchhandlung
1817.



Vorrede.

Ich habe den ersten Theil dieser rheinischen Geschichte mit Lust und Leichtigkeit bearbeitet. Denn darin fand ich noch das heilige römische Reich teutscher Nation in seiner Blüte und Vereinigung, und es fehlte mir nicht an Quellen und zusammenhängenden Jahrbüchern, woraus ich schöpfen konnte. In diesem und den folgenden Theilen aber ist es in mehrere hundert Stücke und Stückchen zersplittert, deren Geschichte man entweder gar nicht, oder nur theilweise berührt findet. Sismondi und

Müller mogten wohl weniger Schwierigkeiten bei der Verfertigung ihrer Geschichten zu überwinden haben, als ich; denn die italienischen und schweizer Republiken hatten seit ihrer Entstehung fortlaufende Chroniken und Jahrbücher, worin sowohl die Begebenheiten als die Ursachen und Personen angegeben sind, welche sie veranlaßt oder geleitet haben. Ich aber fand, nachdem ich mehrere Foliobände durchlesen, und viele Urkunden durchsucht hatte, kaum eine Ausbeute für einen Bogen. Die weltlichen Fürstenthümer am Rhein hatten vor dem zwölften Jahrhundert gar keine Geschichte, und die geistlichen mehr eine Geschichte ihrer Kirchen und Klöster, als ihrer Völker.

Dazu kommt noch, daß in den Bruchstücken, welche man hie und da vorfindet, meistens nur die Resultate der Begebenheiten, selten die handelnden Personen angegeben sind. Dies alles macht eine zusammenhängende und dramatisch dargestellte Geschichte der rheinischen

Staaten sehr schwer; denn welcher Geschichtschreiber wollte jetzt noch, da Recht und Besitz eine gänzliche Umwälzung erlitten haben, seine Leser durch eine dürre Reihefolge von unbedeutenden Nahmen, oder eine langweilige Aufzählung von Gütererwerbungen ermüden. Bei meinen gehäuften Amtsgeschäften, welche mir kaum Zeit zur Korrektur lassen, muß ich daher meine Leser abermals bitten, die Druck- oder andere Fehler, welche sich bei den vielen Nahmen, Jahrzahlen, Orten und Staaten in diesem Werke einschleichen sollten, gütigst nachzusehen. Ich werde sie, wenn ich mehr Zeit zur Vergleichung meiner Excerpte finden sollte, am Ende berichtigt angeben. Da mir jetzt Alter und Amt nicht mehr die Muße gestatten, welche mich bei dem Beginnen dieses Werkes anlachte, so wünsche ich von gainzem Herzen, daß die noch lebenden rheinischen Geschichtforscher, Pfister, Batton, Kirchner, Fichard, Dahl, Lehne, Günther, Wirz, Kindlinger,

Stumpf, Bodmann und Wallraf recht viele, bisher noch unbekannte Quellen, entdecken mögten, welche ich in dem Codex der Beweisstellen mit Dank benutzen werde.

Uebrigens bitte ich meine Leser, die hinten beigedruckten Verbesserungen zu vergleichen.

Frankfurt am Main,
den 24. November 1816.

Niklas Vogt.

